

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

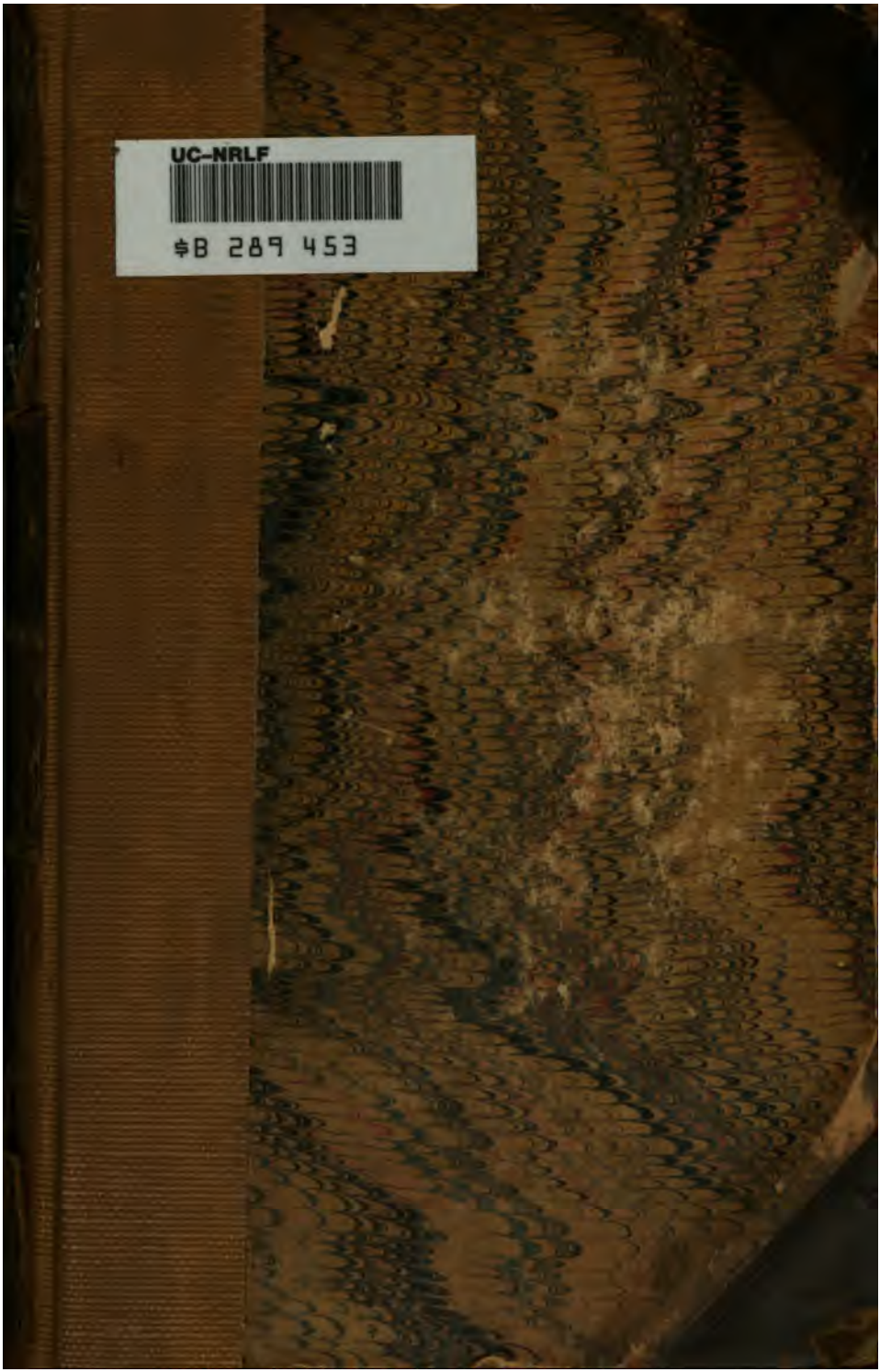
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


UC-NRLF
$B 289 453

GIFT OF
ERNST A. DENICKE



EX LIBRIS

Königsberger Skizzen

von

Karl Rosenkranz.

Erste Abtheilung.

Danzig.
Verlag und Druck von Fr. Sam. Gerhard.
1842.

DD901
K8R6

DENICKE

UNIV. OF
CALIFORNIA

Den

Königsbergern

der

Verfaſſer.

900702



Vorwort.

Wenn ein ſogenannter moderner Schriftſteller mehre Tage — und dann hält er ſich ſchon für ſehr gründlich — im Gaſthof einer Stadt verweilt, einige Spaziergänge gemacht, einige öffentliche Beluſtigungsorte namentlich das Theater, beſucht und an der Wirthstafel den Geſprächen der Stammgäſte gelauſcht hat, ſo hält er ſich für befähigt, über eine Stadt ein Buch zu ſchreiben. Und leugnen läßt es ſich nicht, daß wir das Frappirende, Abweichende, das Idioſynkratiſche eines Orts wirklich in den erſten Tagen am ſtärkſten empfinden, daß unſere Beobachtung dann am geſpannteſten iſt und das Eigenthümliche aus allen Dingen gleichſam mit ſomnambulem Inſtinct herauswittert. Den vierten, den fünften Tag ſcheint ſich ſchon ſo Manches zu wiederholen, ſcheint das Neue ſchon zu veralten.

Dann muß man erſt wieder Wochen und Monate, ſelbſt Jahre an einem Ort leben, ihm ein tieferes Intereſſe abzugewinnen, um ſich auf Irrthümern in der Auffaſſung zu ertappen, um den Zuſammenhang des Details zu erſpähen, genug um gründlich zu werden.

Aber dieſer Zeitraum kann abermals ſeine Grenze haben. Lebt man ſich erſt ganz in einen Ort hinein, verwächſ't man erſt durch tauſendfache Beziehungen mit ihm, wird man kraft ſolcher Verwurzelung ein lebendiges Glied ſeines Organismus, ſo fehlt leicht die Kraft der Abſonderung, ihn in ſeiner Ganzheit uns als fremd gegenüber zu ſtellen. Wir finden dann bald Alles ſo gewöhnlich, ſo in der Ordnung, daß wir gar keine Reflexionen mehr darüber anſtellen. Ich lebe jetzt hier im neunten Jahr. Dieſer Zeitraum dürfte groß genug ſein, um eine vielſeitige, und, ſoweit meinem Standpunct möglich iſt, gewiſſenhafte Beobachtung Königsbergs anzuſtellen. Er dürfte ſich aber ſchwerlich noch länger ausdehnen, ſollte ich nicht die Empfindung ganz verlieren, daß ich in dieſe Welt, die mich jetzt umgibt, nicht hineingeboren, ſondern hineinverſetzt, daß ich in einem Binnenlande, mitten

in Deutſchland, in Magdeburg, nicht in einem Küſtenlande an der Grenze des Slavismus, aufgewachſen bin.

Nun könnte ich allerdings meine Beobachtungen ganz unterdrücken, allein durch langjährige Gewohnheit bin ich ſchon in den Zuſtand gerathen, nicht blos in mich hinein, ſondern auch aus mir wieder heraus zu empfinden und zu denken. Ganz unmittelbar geſtaltet ſich Alles in mir zu einer Form, in der ich es als Gemeingut preisgeben könnte. In der Modeſprache unſerer Journale würde ich ſagen, die Oeffentlichkeit ſei mir immanent geworden. Ich erinnere mich ſehr wohl der Zeiten, in denen die Empfindung bei mir erwachte, in meinem Treiben Gegenſtand der Beobachtung Anderer zu ſein. Das Gemeinweſen lugte zuerſt als ſpießbürgerliche Neugierde in meine Fenſter, mein privateſtes Daſein zu ſeiner Unterhaltung aufzufaſſen. Wenn die alte Jungfer da drüben mit ihrem Papagei zu ſpielen müde war, wenn der alte Mann, der dort an der Bruſtwaſſerſucht hinſiechte, wieder einen Band Walter Scott beendigt hatte, ſo nahmen ſie mich aufs Korn, wie ich denn meinen Tag hinbrächte und das genirte mich anfangs

zuweilen. Allein allmälig wird man als akademischer Lehrer so an die Oeffentlichkeit gewöhnt, daß der Unterschied von dem, was man in seinen vier Pfählen für sich und was man für das sogenannte Publicum ist, sehr zusammenschwindet.

Und doch würde ich diese Skizzen vielleicht nicht drucken lassen, hätte sich mir das Material dazu nicht ganz ohne Absicht angesammelt. Ich setze den Werth meiner Beobachtungen in ihre Unbefangenheit. Ich ging, während ich sie machte, nicht darauf aus, sie zu veröffentlichen. Ich lebte nicht, um das Erlebte zu beschreiben. Ich beobachtete, wenn man es so nennen will, weil ich beobachten muß, weil ich Natur und Kunst, weil ich das Volk liebe, weil ich meinem Wesen nach in einem großen Menschenverkehr stehe und, abgesehen von meiner amtlichen Stellung, die mich darin begünstigt, als ein starker Fußgänger weit umherkomme. Aber nur die öffentlichen Geheimnisse sind meine Domaine. Ich werfe wohl im Vorübergehen einen Blick in Euere Stuben; ich kenne in den meisten Quartieren der Stadt den gestickten Wandkorb, die Pendule, die Blumenvase, den Nähtisch, das Familienportrait am Fenster;

ich kenne die ſterrotypen Phyſiognomien an denſelben; ich ſehe jeden neuen Laden ausbrechen, ein neues Schild befeſtigen, eine neue Tünche des Hauſes vornehmen. Unwillkürlich ſpiegelt ſich dies Alles in mir ab. Ich beobachte die Trachten, die Sprechweiſen. Wo Zank und Schlägerei ſich munter äußern, verlangſame ich meinen Schritt, ſtehe auch wohl ſtill, dem Drama der Affecte und ihrer Rhetorik zu lauſchen. Es entgeht mir nicht, in der Schmiedeſtraße alle Frauenzimmer ſich von Kleidungsſachen und den Zeugpreiſen, auf dem Markt die Mägde vom Eſſen bei der Herrſchaft, in der Brandenburger Vorſtadt die Geſellen, die Tagelöhner von ihrem Verdienſt ſich unterhalten zu hören. Aber ich thue das Alles ganz harmlos. Ich bezwecke nichts damit und Ihr habt mich alſo nicht als einen Verräther zu ſcheuen, etwa gar wie einen Beamten, der eine Conduitenliſte Eueres Betragens zu ſchreiben verpflichtet wäre. Sollt' ich einmal etwas ſehen und hören, was Ihr nur von der Sonne und dem Monde gewußt glaubt; ſollt' ich einmal einen Seladon vor ſeiner Göttin knieend, oder einen Mann den Arm gegen ſeine zarte Ehehälfte drohend aufheben; ein Mädchen vor dem

DD901
K8R6

DENICKE

UNIV. OF
CALIFORNIA

Den

Königsbergern

der

Verfaſſer.

910702

Vorwort.

Wenn ein ſogenannter moderner Schriftſteller mehre Tage — und dann hält er ſich ſchon für ſehr gründlich — im Gaſthof einer Stadt verweilt, einige Spaziergänge gemacht, einige öffentliche Beluſtigungsorte namentlich das Theater, beſucht und an der Wirthstafel den Geſprächen der Stammgäſte gelauſcht hat, ſo hält er ſich für befähigt, über eine Stadt ein Buch zu ſchreiben. Und leugnen läßt es ſich nicht, daß wir das Frappirende, Abweichende, das Idioſynkratiſche eines Orts wirklich in den erſten Tagen am ſtärkſten empfinden, daß unſere Beobachtung dann am geſpannteſten iſt und das Eigenthümliche aus allen Dingen gleichſam mit ſomnambulem Inſtinct herauswittert. Den vierten, den fünften Tag ſcheint ſich ſchon ſo Manches zu wiederholen, ſcheint das Neue ſchon zu veralten.

Dann muß man erſt wieder Wochen und Monate, ſelbſt Jahre an einem Ort leben, ihm ein tieferes Intereſſe abzugewinnen, um ſich auf Irrthümern in der Auffaſſung zu ertappen, um den Zuſammenhang des Details zu erſpähen, genug um gründlich zu werden.

Aber dieſer Zeitraum kann abermals ſeine Grenze haben. Lebt man ſich erſt ganz in einen Ort hinein, verwächſ't man erſt durch tauſendfache Beziehungen mit ihm, wird man kraft ſolcher Verwurzelung ein lebendiges Glied ſeines Organismus, ſo fehlt leicht die Kraft der Abſonderung, ihn in ſeiner Ganzheit uns als fremd gegenüber zu ſtellen. Wir finden dann bald Alles ſo gewöhnlich, ſo in der Ordnung, daß wir gar keine Reflexionen mehr darüber anſtellen. Ich lebe jetzt hier im neunten Jahr. Dieſer Zeitraum dürfte groß genug ſein, um eine vielſeitige, und, ſoweit meinem Standpunct möglich iſt, gewiſſenhafte Beobachtung Königsbergs anzuſtellen. Er dürfte ſich aber ſchwerlich noch länger ausdehnen, ſollte ich nicht die Empfindung ganz verlieren, daß ich in dieſe Welt, die mich jetzt umgibt, nicht hineingeboren, ſondern hineinverſetzt, daß ich in einem Binnenlande, mitten

in Deutſchland, in Magdeburg, nicht in einem Küſtenlande an der Grenze des Slaviſmus, aufgewachſen bin.

Nun könnte ich allerdings meine Beobachtungen ganz unterdrücken, allein durch langjährige Gewohnheit bin ich ſchon in den Zuſtand gerathen, nicht blos in mich hinein, ſondern auch aus mir wieder heraus zu empfinden und zu denken. Ganz unmittelbar geſtaltet ſich Alles in mir zu einer Form, in der ich es als Gemeingut preisgeben könnte. In der Modeſprache unſerer Journale würde ich ſagen, die Oeffentlichkeit ſei mir immanent geworden. Ich erinnere mich ſehr wohl der Zeiten, in denen die Empfindung bei mir erwachte, in meinem Treiben Gegenſtand der Beobachtung Anderer zu ſein. Das Gemeinweſen lugte zuerſt als ſpießbürgerliche Neugierde in meine Fenſter, mein privateſtes Daſein zu ſeiner Unterhaltung aufzufaſſen. Wenn die alte Jungfer da drüben mit ihrem Papagei zu ſpielen müde war, wenn der alte Mann, der dort an der Bruſtwaſſerſucht hinſiechte, wieder einen Band Walter Scott beendigt hatte, ſo nahmen ſie mich aufs Korn, wie ich denn meinen Tag hinbrächte und das genirte mich anfangs

zuweilen. Allein allmälig wird man als akademischer Lehrer so an die Oeffentlichkeit gewöhnt, daß der Unterschied von dem, was man in seinen vier Pfählen für sich und was man für das sogenannte Publicum ist, sehr zusammenschwindet.

Und doch würde ich diese Skizzen vielleicht nicht drucken lassen, hätte sich mir das Material dazu nicht ganz ohne Absicht angesammelt. Ich setze den Werth meiner Beobachtungen in ihre Unbefangenheit. Ich ging, während ich sie machte, nicht darauf aus, sie zu veröffentlichen. Ich lebte nicht, um das Erlebte zu beschreiben. Ich beobachtete, wenn man es so nennen will, weil ich beobachten muß, weil ich Natur und Kunst, weil ich das Volk liebe, weil ich meinem Wesen nach in einem großen Menschenverkehr stehe und, abgesehen von meiner amtlichen Stellung, die mich darin begünstigt, als ein starker Fußgänger weit umherkomme. Aber nur die öffentlichen Geheimnisse sind meine Domaine. Ich werfe wohl im Vorübergehen einen Blick in Euere Stuben; ich kenne in den meisten Quartieren der Stadt den gestickten Wandkorb, die Pendule, die Blumenvase, den Nähtisch, das Familienportrait am Fenster;

ich kenne die ſterrotypen Phyſiognomien an denſelben; ich ſehe jeden neuen Laden ausbrechen, ein neues Schild befeſtigen, eine neue Tünche des Hauſes vornehmen. Unwillkürlich ſpiegelt ſich dies Alles in mir ab. Ich beobachte die Trachten, die Sprechweiſen. Wo Zank und Schlägerei ſich munter äußern, verlangſame ich meinen Schritt, ſtehe auch wohl ſtill, dem Drama der Affecte und ihrer Rhetorik zu lauſchen. Es entgeht mir nicht, in der Schmiedeſtraße alle Frauenzimmer ſich von Kleidungsſachen und den Zeugpreiſen, auf dem Markt die Mägde vom Eſſen bei der Herrſchaft, in der Brandenburger Vorſtadt die Geſellen, die Tagelöhner von ihrem Verdienſt ſich unterhalten zu hören. Aber ich thue das Alles ganz harmlos. Ich bezwecke nichts damit und Ihr habt mich alſo nicht als einen Verräther zu ſcheuen, etwa gar wie einen Beamten, der eine Conduitenliſte Eueres Betragens zu ſchreiben verpflichtet wäre. Sollt' ich einmal etwas ſehen und hören, was Ihr nur von der Sonne und dem Monde gewußt glaubt; ſollt' ich einmal einen Seladon vor ſeiner Göttin knieend, oder einen Mann den Arm gegen ſeine zarte Ehehälfte drohend aufheben; ein Mädchen vor dem

Spiegel im höchsten Selbstentzücken über ihre aufblühenden Reize sehen, so verlaßt — Euch auf die Discretion eines Philosophen, der in sich Alles, das Kleinste wie das Größte, mit demselben Gleichmuth der Erkenntniß sine ira et studio aufzunehmen gewohnt ist.

Nun könnte ich diese Skizzen anonym herausgeben. Die diplomatisirenden Schriftsteller würden mir unbedenklich dazu rathen. Auch bin ich nicht so plump biderbe, die Anonymität überhaupt zu verachten, obwohl ich selbst bis diesen Augenblick jeden Buchstaben, den ich drucken ließ, mit meinem Namen vertreten habe; nur als traurige Ausnahme lasse ich aber die Anonymität gelten, denn die Oeffentlichkeit ist wenigstens bis auf einen gewissen Grad immer auch eine Garantie der Ehrlichkeit und es würde um Staat, Kirche und Wissenschaft viel besser stehen, wenn das Unwesen der Anonymität gänzlich gestürzt werden könnte, weil sie immer die Möglichkeit enthält, etwas zu sagen, wofür mit seiner Person einzustehen man vielleicht nicht den Muth haben würde. Höchst betrübt ist mir die Erfahrung bei mehren juristischen Freunden und Bekannten gewesen, daß sie Resultate ihrer Privat-

beſchäftigung mit der Literatur, mit der Wiſſenſchaft, deswegen anonym oder pſeudonym herausgaben, um nicht bei ihren „Vorgeſetzten“ ſich dadurch in üblen Credit zu bringen, als müſſe dadurch der Amtseifer in den Facharbeiten geſchwächt werden. Ich hoffe, daß dieſe Vorſtellung von der Inhumanität der Vorgeſetzten nur ein Wahn iſt, den die Beamtenängſtlichkeit früherhin erzeugt hat, denn ich ſehe doch, daß Immermann, Göſchel, v. Eichendorf u. A. ſich mit ihrer Schriftſtellerei nicht genirt haben, und daß ihnen für ihre amtliche Stellung daraus kein Nachtheil erwachſen iſt. Sollte jene Idee eines Beamten, wie er ſein ſoll, in ihrer ganzen Einſeitigkeit durchgebildet werden, ſo müßtet Ihr ihm das Privatleben überhaupt unmöglich machen. Er dürfte z. B. nicht einmal eine Frau haben, denn könnte er nicht zuweilen, während er Linien zieht, Couverte macht, ſeinen Namen ſchreibt, zwei und zwei addirt und andere wichtige Dinge vollbringt, an dieſelbe denken und ſomit ſeinem Amt ein Quentchen der ihm geweihten Aufmerkſamkeit rauben? Eichendorf, ſelbſt ein Beamter, hat daher ganz Recht gehabt, in ſeinen Gedichten den Humor ſo weit zu treiben,

der Ausartung des Beamtenweſens in's abſtracte Mandarinenthum zu ſpotten. Gerade bei dieſer Schrift nun, die ſo ganz auf eine Analyſe unſerer unmittelbaren Zuſtände ausgeht, halte ich es für meine Pflicht, durch meines Namens Nennung eine Garantie für die Geſinnung zu geben, in welcher ſie verfaßt iſt.

Ich darf Euch nicht ungerecht tadeln, dann würdet Ihr mir, falls es nicht aus Irrthum, aus Mißverſtändniß geſchieht, zürnen können, und eben ſo wenig darf ich Euch ſchmeicheln, denn dann würdet Ihr mich verachten müſſen. Was recht iſt, lobt Gott.

Aber auch von Euerer Seite erwarte ich Gerechtigkeit.

Ich ſchreibe nämlich nur Skizzen d. h. alſo Umriſſe, lockere Darſtellungen, die nicht auf Erſchöpfung ihres Inhaltes feierlichen Anſpruch machen.

Aber ich ſchreibe nicht eine Skizze von Königsberg, ſondern Skizzen, d. h. ich mache mich nicht verbindlich, eine vollſtändige Schilderung der Stadt, ſondern nur Fragmente einer ſolchen zu geben. Habe ich alſo von dieſem und jenem an

und für ſich intereſſanten Gegenſtande nicht geſprochen, ſo wollet darin nicht ein abſichtliches etwa aus Mißachtung ſtammendes Verſchweigen finden.

Ueber Vieles konnte ich nicht reden — aus einfacher Unwiſſenheit.

Ueber Vieles werde ich einſeitig, irrthümlich geſprochen haben — berichtigt, verbeſſert es, aber ärgert Euch nicht.

Zuweilen iſt mir die Nennung eines Namens entſchlüpft. Seht auch darin keine beſondere Abſicht. Wer nach ſeines Namens Erwähnung in einem Buche ſucht, befriedigt zunächſt ſeine Eitelkeit. Dieſe Befriedigung kann völlig erlaubt ſein. Es gibt Dinge, bei denen wir ſo betheiligt ſein können, daß man unſeren Namen ohne Undankbarkeit, ohne Neid gegen uns nicht wohl weglaſſen kann: ſobald nämlich überhaupt Namen genannt werden. Wer aber nach ſeinem Namen ſucht, nur um mit narciſſiſcher Thorheit im gedruckten Buchſtaben ſich zu beliebäugeln; wer den Werth der Bücher, die Bildung eines Autors nach der Anzahl ſeiner Namenserwähnungen und den etwaigen ihnen wie Ordensbändern beigefügten Prädicaten mißt; wer alſo auch in dieſen Skizzen nur blättert,

um zu erfahren, ob auch seiner, des so verdienstlichen Mannes, gedacht worden, da er doch vielleicht den Namen seines Nachbars, seines Vetters oder gar Schülers und Unterbeamten darin trifft, der spricht sich mit solch windigem Thun selbst das Gericht. Ich bin auf die Sachen, nicht auf die Personen ausgegangen. Mit wenigen Federstrichen konnte ich diese Skizzen piquanter machen. Ich konnte sie recht im haut goût der verstellten Ausplauderei schreiben, denn gerade von persönlichen Verhältnissen kann ich Vieles zu wissen gar nicht umhin. Aber ich verabscheue jede Einmischung in das Privatleben Anderer. Wo ich Namen erwähnt habe, ist es immer, mit Börne zu reden, aus Sachdenklichkeit geschehen.

Möge der Mann von ächtem Verdienst, der freudig wirksame, dem Gemeinwesen sich opfernde, der sich nicht genannt findet — und solcher Namen würde ich viele zu nennen haben — nicht glauben, ich hätte ihn nicht nennen wollen.

Eher, als solche Schnödigkeit, dürfte man mir eine Anerkennungssucht vorwerfen. Diese Krankheit hängt aber mit meinem Metier zusammen. Was Spinoza allen Menschen sagt, gilt von dem

Philosophen doppelt: die menschlichen Dinge weder zu verachten, noch zu belachen, noch zu beweinen, sondern einzusehen (intelligere). Die Einsicht in eine Sache stimmt uns aber immer milde, ruhig. Das Begreifen eines Uebels nimmt unserem Affect die gallichte Gereiztheit.

Ich erwarte, daß ein Königsberger, besser als ich unterrichtet, bald ein anderes Buch schreibe, das meine in Vergessenheit bringend. Von meinen Vorgängern nenne ich:

1) Ludwig v. Baczko: Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs. Zweite Auflage, Königsberg, 1804. 8.
2) Karl Faber, Königl. Geheimer Archivar und Bibliothekar: die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen; das Merkwürdigste aus der Geschichte, Beschreibung und Chronik der Stadt. Königsberg, 1840. 8.
3) Dr. Alexander Jung: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus, Braunsberg, 1840. 8.

Das Faber'sche Buch hat das Baczko'sche überflüssig gemacht und ist dem Geographen, Hista-

riker, Statiſtiker durch ſeine ſorgfältig geſammelten Nachrichten, durch ſeine über alles Wiſſenswürdige ſich erſtreckende Genauigkeit unentbehrlich. Das Buch von Jung ſucht mehr in raſchen Zügen den allgemeinen Habitus der Stadt, ihre Bedeutung für die Preußiſche Geſchichte und deutſche Literatur zu entwickeln und geht, nachdem dies geſchehen, auf ein ſpecielles Thema ein. Die Journale haben dieſe kurze Charakteriſtik unſerer ſocialen und literariſchen Phyſiognomie fleißig ausgebeutet, nachdem der Königsberger Huldigungslandtag von 1840 und der Danziger Landtag von 1841 das übrige Deutſchland wieder lebhaft daran erinnerten, daß jenſeits der Weichſel Freiheit und Intelligenz noch keineswegs zu exiſtiren aufgehört haben. Wenn daher früherhin die banale Formel lautete: von dem Rhein bis zur Weichſel, ſo iſt man jetzt in Deutſchland ſo gnädig, zu ſagen: von der Weichſel bis zum Pregel. Oſtpreußen, Weſtpreußen und Litthauen ſind freilich nicht Glieder des deutſchen Bundes. Das iſt aber kein Grund, ſie nicht in dem Princip ihrer Cultur, im Weſen ihrer Entwickelung für Germaniſch zu halten. Daß Preußen ſich ſein Stammland unabhängig von dem Deutſchen

Bund erhalten hat, dünkt mich eher eine lobwürdige Klugheit zu ſein und nur darüber wundere ich mich, daß man dieſe Sonderung ſo oft zu vergeſſen und alle Maaßnahmen des Deutſchen Bundes ſofort als auch für uns geltende anzuſehen ſcheint.

Das Intereſſe, welches man ſeither von auswärts an Königsberg zu nehmen angefangen hat, iſt daher groß und allgemein. Die oft wunderlichen Vorſtellungen, welche ich über unſere Stadt in Briefen, die an mich kamen, in Journalen, in politiſchen Flugſchriften traf, erweckten im verfloſſenen Frühling in mir den Gedanken, dieſe Skizzen zu ſchreiben. Ich erinnerte mich, wie dunkel und fabelhaft meine eigenen Vorſtellungen von Königsberg in Deutſchland geweſen waren, obſchon ich zu Halle mehre Jahre lang in einem Kreiſe von Männern lebte, welche als geborene Königsberger — wie der Aſtronom Roſenberger, der Mediciner Friedländer, der Mathematiker Sherk, der zwar in Schleſien geboren iſt, aber ſeine Studienjahre in Königsberg verlebte, u. A. — es daran nicht hatten fehlen laſſen, mir von dieſer Stadt vielerlei zu erzählen.

Wollte Lewald, auch ein geborener Königsberger, sich einmal eine Zeit lang hier wieder aufhalten, so würde er wohl am besten dazu geeignet sein, eine solche mehr genrebildliche Schilderung unserer Stadt zu entwerfen, denn

Πολλων δ' ἀνθρωπων ἰδεν ἀστεα και νοον ἐγνω.

Seinem Album von Paris, seinem Panorama von München könnte er einen neuen, würdigen Pendanten zur Seite stellen. Nur in seinen Aquarellen, Mannheim 1836, 2 Bde., 8., hat er flüchtig einige Erinnerungen an Preußen verzeichnet. Manche Aeußerungen darin sollten mich niederschlagen, z. B. die Versicherung, daß zwar die Glyptothek in München, die Peterskirche in Rom, nicht aber, was ich gewagt, der Artushof zu Danzig sich beschreiben lasse. Was ich für meine dürftige Skizze von dieser reichen Stadt sehr bedauere, ist, daß ich meine Schilderung der Danziger Architektur längst beendet hatte, als mir die treffliche, allen Kunstfreunden zu empfehlende Brochüre des Herrn Professor Maler Schultz, des Directors der Königlichen Provinzial-Kunstschule in Danzig, erst zu Gesicht kam:

Ueber alterthümliche Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig; Danzig 1841, 8.

Ich empfehle wegen Schilderung des Totaleffects des Danziger Hausbaues in den Straßen besonders S. 32 und außerdem das, was S. 51 über die Vorsorge für die vielen schönen Gemälde, welche Danzig in seinen Kirchen besitzt, gesagt wird, sie entweder unberührt zu lassen, oder sie zur Restauration nur einer geübten Hand, nur einem durch langjährige Studien mit der Geschichte der Kunst innig vertrauten Maler, wie dem Schwabenentsprossenen Xeller in Berlin, dem Freunde Hegel's und Hotho's, anzuvertrauen. Hätte ich auf Schultz nachträglich Rücksicht nehmen wollen, so hätte ich meinen ganzen Artikel über Danzig aufdröseln müssen, was mir zu weitläuftig war.

Zur soliden Gelehrsamkeit Faber's wie zum geistvollen Apperçu Jung's sollen diese Skizzen ein mittleres, ergänzendes Genrebild unserer Stadt liefern. Ich habe hierbei freilich den Vortheil, gleichsam ein Brachfeld zu cultiviren. Allein ich habe auch die Schwierigkeiten der ersten Bewirthschaftung auf mich zu nehmen. Oft stockte mir das Wort in der Feder, denn ich hatte es noch

niemals niedergeſchrieben und fühlte mich daher zuerſt unſicher. Ich wurde lebhaft an die Aeußerung eines meiner Freunde, eines recht methodiſchen Philoſophen, erinnert. So anſchauungsvoll und lebendig derſelbe im Sprechen iſt, ſo geht er doch im Schreiben nur mit der höchſten Etiquette der ſpeculativen Terminologie zu Werke. Als er mich einſt beſuchte, blätterte er, indeß wir plauderten, in einem Theil von Göthe's Werken, in den Wanderjahren, wenn ich nicht irre. Auf einmal lächelte er und las die Worte:

„der Reitknecht ging im Hofe hin und her.“

Dann rief er aus: „Dieſe Worte, nie würde ich ſie ſchreiben können! Ich wüßte gar nicht, wie das aus meiner Feder ſollte: der Reitknecht ging im Hofe hin und her.“ — Wie oft habe ich an dieſen fernen Freund gedacht, wenn ich, zu eigenem Erſtaunen, Wörter, wie: Leberwurſt, Käſeſchiff, Sauerampferrüpferin u. ſ. w., aus meiner Feder hervorrollen ſah.

Wenn nun Jemand die Burgen des Rheins, die Seen der Schweizeralpen, die Pariſer Boulevards, das Palaisroyal, den Wiener Prater, die Berliner Linden, die Brühl'ſche Terraſſe, den Jung-

fernſteig und das Alſterbaſſin, wollens aber Venedig oder ſonſt eine Italieniſche Stadt beſchreiben will, ſo findet er Alles ſchon geehnet. Hier kann man ſich noch kaum in der Auffaſſung irren. Immer von Neuem kann hier ein gewiſſer Gedankenvorrath mit Erfolg benutzt werden. Die Gegenſtände ſind einerſeits allgemein bekannt und der Vorſtellung ſelbſt durch zahlloſe Abbildungen vertraut, anderſeits aber auch ſo impoſant, ſo welthiſtoriſch klaſſiſch, ein ſolches Rendevous aller reiſenden Europäer, daß jedes Verweilen bei ihnen, iſt es nur einigermaaßen ſinnig, immer von Neuem anziehend wird. Sogar ſtereotype Prachtwendungen dürfen mit leichten Variationen wiederkehren und nicht zu ſehr fürchten langweilig zu ſein.

Periodiſch werden jedoch ſelbſt dieſe reichſten Stoffe abgenutzt und man ſieht daher, wie die Reiſeſchriftſteller ein neues Terrain zu gewinnen ſuchen. Pückler Muskau geht nach Afrika, Theodor Mundt nach Krakau, George Sand nach Majorca, Ampère nach Schweden, Marmier nach Island u. ſ. w.

Aber Königsberg? Wer käme wohl zu ihm? Wodurch zöge es wohl an? Welcher Bau, welche

Statue, welches Gemälde, welchen Spaziergang, welche Naturschönheit, welches Fest könnten wir wohl nennen, um sogleich, wie bei den oben genannten Gegenständen, einen fixirten Begriff der allgemeinen Weltvorstellung, eine schlechthin bekannte Anschauung, einen Typus analoger Begriffe, eine Gattung im Individuum vor sich zu haben? Wenn wir Königsberger anderwärts von dem Schloßteich, von der grünen Brücke, — gewiß zwei der schönsten Prospecte, die man irgend haben kann — wenn wir von den Dschimken, von den Helfern — wie hier die Eckensteher heißen, die eben so ehrliche Leute sind, als die Berliner — genug, wenn wir von solchen uns geläufigen Dingen reden, werden wir bald ersucht werden, unsere Worte gefälligst durch eine Beschreibung zu erläutern.

Ja, ich bin überzeugt, daß man auswärts es kaum für möglich hält, von Königsberg eine ins Detail gehende genrebildliche Schilderung zu machen, die nur einigermaaßen anziehend sein könnte. Ich will es nur gestehen, daß, als es in der Stadt ruchbar wurde, wie ich mit einem solchen Unternehmen umgehe, von Königsbergern selbst mit Achselzucken höchst kleinmüthig geurtheilt wurde:

„es ſei das kein dankbarer Stoff.“ Wohl ſind wir für das Ausland bis dahin mehr nur ein Name, mit dem ſich die unbeſtimmte Vorſtellung einer groſſen, handeltreibenden Stadt verbindet, worin Kant, Hamann, Kraus, Hippel, Herder, Scheffner, Werner, Hoffmann u. A. gelebt haben, worin ſich eine alte Univerſität befindet und gegenwärtig eine lebhafte Kriſe ſich zu entwickeln ſcheint oder ſchon entwickelt hat, oder, falls manche Zeitungen Recht hätten, überhaupt nur die Fata Morgana einiger zufälligen Umſtände war, ſo daß, wenn die hermetiſche Verſchloſſenheit der Ruſſiſchen Grenze fortdauert und uns nicht bald eine Chauſſée wenigſtens über Bromberg und Poſen mit Breslau verbindet, wir in der That nur zu ſchnell weiter nichts als ein Name ſein werden.

Nur ein geringes Nachdenken muß indeſſen ſchon dazu führen, einer Stadt nähere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, aus welcher eben Männer, wie die genannten, hervorgegangen, aus welcher von Zeit zu Zeit der übrigen Culturwelt ſo nachhaltige Impulſe gekommen ſind. Königsberg birgt eine tiefe Eigenthümlichkeit, eine gediegene Bildung. Zunächſt wenn man von moderneren, glatteren, geleckteren

Städten zu ihm kommt, empfindet man allerdings eine nordiſche Schwere, eine gewiſſe Kahlheit, Aermlichkeit. Aber bei längerem Aufenthalt lernt man hinter der äußerlichen Abgeſchloſſenheit, Starrheit, den geſunden Verſtand, die wackere Geſinnung ungemein ſchätzen und findet eine viel größere Empfänglichkeit und mehr heitere Beweglichkeit, als man nach dem erſten trüben Eindruck vermuthete. Die iſolirte Lage Königsbergs — Danzig iſt von ihm aus die einzige Stadt, die als Reiſeziel anlockt und Danzig iſt über zwanzig Meilen entfernt — treibt die Königsberger zum Reiſen an. Sehr viele Männer und Frauen der gebildeten Geſellſchaft Königsbergs haben ihre Tour durch Deutſchland, Frankreich und Italien gemacht und namentlich in letzterem oft Jahre lang gelebt. Mit dem Scandinaviſchen Norden, mit England, Holland, Hamburg und Lübeck ſtehen die Kaufleute fortwährend auch im perſönlichen Verkehr. Nicht wenige kennen auch Rußland und wiſſen nicht nur von Petersburg, ſondern auch von Moskau intereſſante Mittheilungen zu machen. Ich ſehe immer mehr ein, wie die erſtaunenswürdige Kenntniß der Geographie, wodurch Kant ſich auszeichnete, auch durch den

gesammten Zusammenhang der hiesigen Bildung getragen ward.

Diese aus gemüthlicher Theilnahme für das Gemeinwesen, worin ich lebe, hervorgegangenen Skizzen berühren auch allgemeine Fragen der Zeit, indem sie unvermerkt aus der localen Bedingtheit mich dazu überführten. Ich sehe deshalb voraus, daß man aus ihnen eine Tendenzschrift machen und, von ganz entgegengesetzten Extremen aus, mich selbst entweder durch Consequenzmacherei einem Extrem zuwerfen, oder mich der Plattheit eines gesinnungslosen, furchtsamen Juste-milieu's beschuldigen wird. In religiös-kirchlicher Beziehung bin ich diese Behandlung schon gewohnt und habe mich bei mehren Gelegenheiten darüber aussprechen müssen, weshalb ich mich nicht für verpflichtet halte, hier darauf zurückzukommen, zumal ich die eigentlich hier zu ventilirenden Probleme, die Existenz Gottes, die Bestimmtheit Gottes als eines persönlichen Wesens, die Gottmenschheit Christi u. s. w. in dieser Schrift als Aufgaben der Wissenschaft nirgends berühre. Um so mehr wird man dagegen in politischer Beziehung mich der Kritik unterwerfen. Diese zu erleichtern, will ich hier meine politische Beichte von vorn herein ab-

geben und zwar mit den Worten des Freiherrn August von Harthausen *) in dem von mir

*) Es versteht sich von selbst, daß ich den Inhalt nur der von mir angeführten Worte, nicht die sonstigen Ansichten des Herrn Freiherrn zu vertreten gesonnen bin. Ich habe sie statt eigener, die ich hätte geben können, gewählt, weil sie von einem Beamten herrühren, der sich mit der Verfassung und Gesetzgebung Preußens ausdrücklich beschäftigt. Ich wollte dadurch mir als Philosophen einen empirischen und gleichsam offiziellen Beistand schaffen. Aber noch mehr. Es sind die Worte eines Freiherrn, eines Katholiken; ich wollte daher durch Anführung derselben zeigen, wie die allgemeine politische Bildung unserer Zeit weder durch Aristokratie noch durch Katholicismus gehemmt zu werden braucht, sondern mit denselben sich wohl vereinigen kann. Am a. O. S. 7 erkennt v. Harthausen die „unbedingt gebotene Einheit" des modernen Staates, das Festhalten gewisser allgemeiner auch eigends als vernunftgemäß bezeichneter Grundsätze und ihr gleichmäßiges Fortbilden in allen Theilen des Landes als nothwendig an. Abgabesystem, Zollgesetze, Handelsrecht, Militairwesen, selbst Criminalrecht müssen nach ihm in einem wohleingerichteten Staat eigentlich eins und dasselbe sein, wiewohl in der Ausführung des Allgemeinen Modificationen unausbleiblich sind. v. Harthausen unterscheidet: 1) Local- und Familien-Verhältnisse, die oft nicht geschriebenes Recht werden können; 2) Provinzialrechte, welche aus der Stammeigenthümlichkeit,

einigemal citirten Buch: die ländliche Verfaſſung Preußens, Königsberg 1839. Hier heißt es S. 7 ff.:

---

aus dem Klima, aus der ganzen Natur einer Provinz hervorgehen und deshalb für eine andere Provinz intereſſelos ſind, z. B. unſere Bernſteinfiſcherei hat mit dem Weinbau an der Saar nichts Gemeinſchaftliches; oder auch das Geſetz über die Zeit der Oeffnung und Schließung der Jagd muß für uns in Königsberg ein ganz anderes ſein, als in Trier, weil die Entwickelung der Jahreszeiten an beiden Orten um mehr als vier Wochen differirt; 3) allgemeine Rechte, wie die oben angeführten, die in's allgemeine Geſetzbuch gehören und deshalb am meiſten der Vernunft zu entſprechen vermögen. — Man verwechsle daher den Freiherrn Auguſt v. Harthauſen nicht mit einem andern, Werner v. Harthauſen, der ſich durch eine dem in Münſter 1833 verſammelten Landtage vorgelegte Schrift: über die Grundlagen unſerer Verfaſſung, bekannt machte. Sie wurde 1834 zu Leipzig bei Hartmann unter dem Titel: Worte eines Gläubigen aus Deutſchland, theilweiſe mit einer zwiſchenlaufenden Kritik, gedruckt und von Leo in den Brockhaus'ſchen Unterhaltungs-Blättern mit großem Beifall empfangen. Dieſer Harthauſen geht nämlich zwar auch davon aus, daß der Staat ſich durch und durch in allen Gliedern frei und ſelbſtſtändig entwickeln müſſe, aber die Conſequenz, welche hieraus gezogen wird, iſt bei ihm die Herrſchaft des Adels und der Geiſtlichkeit,

„Die Weltereigniſſe der letzten funfzig Jahre haben es herbeigeführt, daß die allgemeinen Geſetz-

---

die Macht der Ariſtokratie gegen die monarchiſche Souverainetät und gegen das Bürgerthum, genug, das Sonderleben des Mittelalters, die Verwandlung der unendlichen Berechtigung der Individualität in den Trotz der lieben Naturwüchſigkeit gegen den Rationalismus der Geſetzgebung, der ſogleich Jacobiniſcher Liberalismus geſcholten wird. Dieſe Politik möchte nicht nur alle durch die Aufklärung vernichteten Vorurtheile, wo ſie noch exiſtiren, erhalten, ſie möchte auch die Kritik des Beſtehenden überhaupt unmöglich machen, indem ſie den Staat immer nach der Natur conſtruirt und dem Geiſte dadurch die tiefſten Wunden ſchlägt, denn die Natur freilich ſoll nichts anderes werden, als ſie iſt, aber der Geiſt ſoll ſich verklären von einer Klarheit zur andern. Er ſoll nicht zum Vergötterer des Beſtehenden werden, vielmehr trachten, es weiter zu bilden. — Hegel hat in ſeinem Grundriß der Staatswiſſenſchaften ſchon 1825 dem Halleriſchen Naturalismus ſich auf das Kräftigſte widerſetzt. Dieſen Widerſtand haben ihm die Anhänger Hallers nie verziehen und verfolgen ſeine Philoſophie, namentlich im Berliner politiſchen Wochenblatt, noch immer als eine politiſch-deſtructive, oft, wie man nur zu ſehr merkt, ohne jemals Hegel's Schriften geleſen, geſchweige ſtudirt zu haben. Während ſie auf die Reſtauration der ariſtokratiſchen Feudalität und der Römiſch-katholiſchen Hierarchie ausgehen, ſuchen ſie Hegel bei den Monarchen, deren Souve-

gebungen, wenigſtens vorläufig in Mitteleuropa, noch bei weitem mehrere Rechtsverhältniſſe (als

---

ränetät ſie ſo ſehr in die Enge bringen, durch Wiederholung der witzigen Pointe zu verdächtigen, wie derſelbe geſagt, der Monarch brauche nur das Tüttelchen zu ſein, welcher auf das I geſetzt wird. Hegel meinte nämlich, ſo könne es geſchehen in einem wohlorganiſirten Staate, in welchem die Geſetzgebung ein Werk der ganzen ſittlichen Subſtanz iſt, die im Fürſten als unmittelbar perſönliches Subject exiſtirt. Ohne den Punct iſt daher das I nicht, was es ſein ſollte, — der Punct, das Tüttelchen iſt nothwendig. Je höher ein Monarch in ſeiner particulairen Perſönlichkeit ſteht, je demüthiger wird er erkennen, wie er nicht in der Beſonderheit ſeiner Individualität allein ſchon ſich für ſeinen erhabenen Beruf genügen könne; er wird dieſelbe mit Freuden opfern, um immer mehr das Schickſal des Allgemeinen zum ſeinigen zu machen. Warum denn ſind wir Preußen ſo ſtolz auf unſere Fürſten, als weil wir ihnen den Sinn zuerkennen, ohne alle Eitelkeit auf ihre Perſon, die Freiheit und das Wohl des Ganzen unausgeſetzt im Auge zu haben? — Aber hütet Euch, Profeſſoren, auf dem Katheder witzig zu ſein! Ihr ſeht, wie Hegel eines beiläufigen Vergleichs halber als ein Demagoge, als ein Fürſtenfeind, als ein Revolutionair verfolgt wird, wie man alle Paragraphen ſeiner Rechtsphiloſophie, alle ſeine mühſamen Arbeiten über die Verhandlungen der Würtemberger Landſtände und über die Reformbill im Aerger über einen Witz vergißt, den man, ſeine Bedeutung

nämlich bis dahin beſprochen worden) in den Kreis ihrer Wirkungen gezogen haben, ja alle Theile der Verfaſſung ſind nach und nach davon betroffen worden. Aber es iſt nicht zu leugnen, daß etwas dem ganzen Europäiſchen Völkerbunde Gemeinſames auch bei dieſer Richtung und deren Wirkungen zu Grunde liegt.“

„Dies iſt die von dem Gange der Ideen, der Bildung und Cultur, von dem ſogenannten Zeitgeiſte gebotene Auflöſung der ſich im Mittelalter gebildet habenden Landesverfaſſungen, und dies hat dergeſtalt eingewirkt, daß in den einzelnen Staaten die Behandlung dieſer Rechtsverhältniſſe und die

---

abſichtlich verkennend, bis zum crimen laese majestatis hinaufſteigert. Wehe Euch, Ihr Phariſäer, die Ihr gern in dem Unweſen, das Ihr patriarchaliſchen Staat zu nennen beliebt, ein Aggregat von freiherrlichen, biſchöflichen und anderen Souverainetäten erſchaffen möchtet, die Ihr dem Beamtenweſen nicht des allerdings bei ihm oft zu tadelnden Pedantismus halber, ſondern deswegen gram ſeid, weil es mit ſeinem Mechanismus auch der Willkür einen Damm ſetzt und das Examen, alſo die Bildung, zur Bedingung der Amtsfähigkeit macht. Gewiß, lieber einen Beamtenſtaat mit all ſeiner Ueberwachung, als den Zufall, die Caprice des Patriarchenthums.

Umwandlung der älteren Verfaſſung nicht blos im Allgemeinen nach jenen gemeinſamen Grundſätzen und Ideen ſich geſtaltet hat, ſondern ſelbſt die Art und Weiſe, wie ſie zur Ausführung gekommen, iſt in den verſchiedenen Ländern im Weſentlichen dieſelbe geweſen."

„Der einzige Unterſchied war faſt, daß man in Frankreich auf eine mehr gewaltſame Weiſe verfuhr und die älteren Rechtsverhältniſſe mehr von Oben herab, und meiſt ganz ohne Compenſirung und Entſchädigung der materiellen Intereſſen, zerſtörte und aufhob, in den andern Staaten zwar dieſelben Grundſätze vorwalten, aber eine mehr oder weniger genügende Compenſation der materiellen Intereſſen eintreten ließ. Die Grundideen über die Auflöſung und die Gegenſtände und Verhältniſſe, welche denſelben unterworfen werden ſollten, ſo wie die Endreſultate, waren dieſelben."

„Man mag über das Recht zu dieſem Verfahren einer Anſicht ſein, welcher man will, das Factum iſt einmal vorhanden und hat ſich ſo völlig durchgebildet, iſt ſo die Grundlage neuer Lebens- und Rechtsverhältniſſe geworden, daß Niemand im Ernſt daran denken kann, den älteren Zuſtand wie-

der herstellen zu wollen. Selbst wer jene Auflösung ungerecht, ja revolutionair nennt, muß zugeben, daß eine Wiederherstellung nicht abermals, ohne der größten Rechtsverletzungen sich schuldig zu machen, möglich wäre, daher in demselben Grade wie jene, zerstörend und revolutionair genannt werden müßte."

„Es ist hiervon auch eigentlich nirgends die Rede, aber es ist, wie nach jeder ereignißreichen Zeit, die Untersuchung und Forschung eingetreten; man forscht den Ursachen nach, man untersucht die Wirkungen."

„Jene Ideen, welche dieser Umwälzung in den Rechtsverhältnissen aller Verfassungen zum Grunde liegen, bilden ein in sich geschlossenes System, die Frucht der ganzen Bildung des vorigen Jahrhunderts. In der Zeit, als es durchgebildet war und zuerst überall lebendig und thätig eingriff, erschien es als das allein Richtige, als eine unumstößliche Wahrheit. Alle Angriffe gegen dies System aus jener Zeit sind daher so schwach, so unphilosophisch, so wenig die Fundamente berührend, und von der andern Seite

sogar so unklar in der Beurtheilung aller materiellen Verhältnisse, daß man sich durchaus über den Sieg jenes Systems, welches nicht blos in der Mitte, sondern damals auf der Höhe der Zeit stand, nicht verwundern kann. Allein die Zeit schritt vorwärts und mit ihr die Intelligenz und Erfahrung."

„Es bildeten sich andere und neue Gedankenreihen und Gedankenfolgen. Man fing an, die Grundlagen jenes Systems einer scharfen Untersuchung und Kritik zu unterwerfen. Dieser Untersuchung kam von der andern Seite die Erfahrung zu Hülfe, daß von dem, was jenes System als die nothwendige und unmittelbar praktische Folge seiner Durchführung versprochen hatte, eigentlich nichts wahr geworden war, daß zwar ein anderer socialer Zustand sich zu bilden begann, aber durchaus nicht der, den man vorausgesagt oder erwartet hatte."

— — — — —

„Betrachtet man die Zeit, wie sie sich nun einmal ausgebildet hat, oder auszubilden scheint, und die Verhältnisse, wie sie nun einmal vorhanden sind, so lassen sich, wie mir scheint, für den Augenblick nur drei Richtungen bezeichnen, welche die deutschen

Staaten in politischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht bei ihrer Gesetzgebung und Verwaltung einschlagen können oder müssen:

1) Entweder man schreitet ganz und unbedingt in demselben Systeme fort, welches seit funfzig Jahren die politische und staatswirthschaftliche Gesetzgebung von Mitteleuropa zu beherrschen angefangen hat;

2) oder gibt dieses System auf und schlägt den direct entgegengesetzten Weg ein. Man prüft die Kraft und das innere Leben von allen organischen Rechtsverhältnissen und dem, was noch von ihnen vorhanden, consolidirt sie möglichst von Neuem, und gewährt ihnen Mittel und Kraft, sich neu auszubilden. Zugleich bildet man überall von Neuem Corporationen im ausgedehntesten Sinne, und befördert durch entschiedene Billigung und Beihülfe, wo sich etwa von Neuem dergleichen bilden wollen. Man müßte sich aber in dieser Richtung sehr vor der Klippe hüten, die alten Verhältnisse, wo sie einmal untergegangen sind, wieder herstellen, oder neue zu knüpfen und zu bilden, indem man jene alten sclavisch copirt, sondern man müßte die neuen Verhältnisse, wie sie einmal

geworden ſind, auffaſſen, und ihre ſocialen und organiſchen Keime zu erkennen und einen neuen corporativen Organismus zu bilden ſuchen;

3) oder man hält ſich in der Geſetzgebung möglichſt paſſiv, und überläßt Alles der eigenen Entwickelung im Volke. Man bildet keine neuen Corporationen, aber man duldet, wenn ſich von ſelbſt welche bilden wollen; man ſchützt ſolche neue und die noch vorhandenen organiſchen Inſtitutionen, inſofern ſie den Schutz begehren; man gewährt und erhält die individuelle Freiheit nicht blos gegen die organiſchen Inſtitutionen der Vorzeit, woraus die modernen Geſetzgebungen ſie angeblich erlöſet haben, ſondern gegenwärtig auch gegen dieſe Geſetzgebungen, welche ihnen bisher verboten, ſich zu organiſchen Inſtitutionen corporativ abzuſchließen."

„Zu dem Erſten wird ſich gegenwärtig wohl kein gut organiſirter Staat mehr freiwillig entſchließen, nachdem man geſehen, daß ſelbſt das auf dieſer Bahn ſo weit vorgeſchrittene Frankreich große Anſtrengungen macht zu irgend einem Stillſtand zu kommen."

„Zu dem Zweiten glaubt gegenwärtig keine Regierung die innere geiſtige und materielle Kraft

zu besitzen. Man hält das jetzige Zeitalter nicht für fähig, organische Bildungen des Volkslebens von Oben herab durch die Gesetzgebung zu schaffen."

„Das Dritte scheint im Allgemeinen die Richtung zu sein, welche für die nächste Folgezeit wenigstens die Deutschen Regierungen einschlagen möchten."

„Das Preußische Gouvernement, welches wir in der Regel vorzugsweise auf der Bahn erblicken, welche die Signatur der Zeit an der Stirne trägt, hat, wie es scheint, in seiner neueren Gesetzgebung bereits diese Bahn eingeschlagen. Ich deute hierüber auf die Gesetzgebung über das Gewerbewesen, auf das den Städten in der Städteordnung eingeräumte Recht, sich selbst Statuten zu geben, auf das dem Bauernstande in Westphalen eingeräumte Recht, der völlig freien Disposition, selbst ohne an Pflichttheil u. s. w. wesentlich gebunden zu sein, hin."

S. 71 noch diese Worte: „Ich glaube, eine gerechte und wohlgesinnte Regierung wird bestehende Rechte schützen und aufrecht erhalten, und so wird sie auch nicht, blos aus Neigung zu generalisiren und zu

nivelliren, den einzelnen Provinzen die ihnen eigenthümlichen Rechte und Rechtsverhältnisse nehmen, zerstören, ohne Zustimmung und Einwilligung derer, die dabei interessirt sein könnten. Ein großer Theil dieser Rechtsverhältnisse ist aber so wenig aus dem Charakter und den Sitten und Gewohnheiten des Volksstammes, als aus den klimatischen Verhältnissen und den Culturverhältnissen des Bodens hervorgegangen, und es möchte oft für beide kein wesentlicher Schade zu erkennen sein, wenn man sie ruhig ab- und aussterben oder sich umwandeln ließe."

Ich finde in diesen Worten meine eigenen politischen Ansichten, soweit dieselben in solcher Allgemeinheit sich darstellen lassen, treffend gezeichnet, denn ich halte es für den größten Irrthum, wenn nur diejenigen für Philosophen gelten sollen, die in politischen Dingen von der Geschichte abstrahiren. Der Philosoph soll dies so wenig, als etwa sich den Begriff der Idee nach der Geschichte zurechtmachen, d. h. von der Vernunft und Freiheit in ihrer geschichtslosen Ewigkeit abstrahiren. Aber durch dies „Ebensowohl als auch" verdirbt er es nothwendig mit den Par-

teien, insofern er zwar eine jede anzieht, mit einer jeden in dem, worin sie Recht hat, sympathisirt, aber auch eine jede von sich abstößt und gegen jede in dem, worin sie Unrecht hat, antipathisch ist. Die Parteien werden ihn selbst daher als der Zweideutigkeit, als der Achselträgerei verfallen schildern. Daß er darin, auf seinem Gebiet, dem Fürsten gleich, die gerechte Mitte anstreben, daß er die Ausgleichung der Extreme zu seiner Aufgabe machen muß, werden sie ihm nur als die ungeheuerste Anmaaßung vorwerfen. Sie werden ihn mit der Drohung einzuschüchtern suchen, daß in Zeiten der Parteiung der Vermittler immer ein Opfer geworden; sie werden ihn verlocken wollen, statt der milden Sonne der Humanität dem Blitz des Terrorismus zu huldigen.

Auf alle persönlich oft sehr bitteren Consequenzen, die aus solcher Stellung hervorgehen, muß er gefaßt sein. Die ihm nothwendige Vereinsamung darf ihn nicht irre machen, wenn er nur die Vernunft und Freiheit auf seiner Seite hat. Vor allen Dingen darf ihn die Albernheit nicht kümmern, welche ihm sogar den Beruf streitig

machen möchte, über öffentliche Angelegenheiten nicht nur eine Meinung zu haben, ſondern auch ſie zu äußern. Der Philoſoph wird von tauſend Einzelnheiten nicht unterrichtet ſein, die zu wiſſen das Geſchäft beſonderer Fachbildungen iſt. Aber die Kritik der reinen Vernunft in Betreff der allgemeinen Zuſtände zu üben, ſoll ihn dieſe Unwiſſenheit nicht hindern. Bei den alten Philoſophen findet man es in der Ordnung, daß ſie nicht nur um die Idee des Staats, ſondern auch um den Staat ſich gekümmert haben, in welchem ſie lebten. Und man lobt ſie deshalb; dieſe Denker ſeien nicht abſtracte Kosmopoliten, ſondern ächte Patrioten geweſen. Sollen nun die modernen Philoſophen nicht mehr Patrioten ſein dürfen? Erklärte doch auch Schelling jüngſthin in der Rede, mit welcher er ſeine Vorleſungen zu Berlin eröffnete, er, der ſo lange den Intereſſen der Gegenwart entrückt geweſen zu ſein ſchien, zur freudigen Ueberraſchung aller Hörer, daß die Zeit und Philoſophie bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen ſei, gegen welche ſich gleichgültig zu verhalten Niemandem erlaubt, ja auch nur möglich ſei.

Nur vergesse man nicht, daß die Praxis des Philosophen die Theorie ist. Das concrete Handeln des Moments fordert die Schärfe der Einseitigkeit; das philosophische Erkennen, auf das Ganze gehend, die Abrundung der Allseitigkeit. In dem Ringen nach Vorurtheillosigkeit kann daher der Philosoph allerdings sogar zu einer momentanen Indifferenz gegen den Ungestüm der Gegenwart kommen. Er vertieft sich in seine Forschungen. Er weiß, daß aus ihnen dem Gemeinwesen endlich auch ein Gewinn erwachsen werde. Er will von der Welt weiter nichts, als ihm den Raum zu gönnen, seine Wissenschaft ruhig zu entfalten. Nur die Rohheit kann dem, der, — wie sich von selbst versteht, ohne die Unlauterkeit eines pfiffigen Betragens. — in diesen Standpunct sich zurückzieht, einen Vorwurf daraus machen. Menschen, welche den unendlichen Genuß nicht kennen, den eine Wissenschaft, eine mühsame Forschung gewährt; Menschen, welche nicht bedenken, daß durch die christliche Religion Jedem heutzutage ein Hinaus über die Bedingtheit des Gegebenen, über die Widersprüche der geschichtlichen Wirklichkeit möglich geworden; Menschen, die sich

nur auf den Wogen der neugierigen Zeitungslesereі und des Kaffeehausgeschwätzes schaukeln, die nur von der Aufregung des Tages zehren, begreifen schwerlich das Bedürfniß einer solchen Ruhe, die sich an die Ferſen eines Objects heftet, um sich seiner gründlichſt zu bemächtigen. Mit Einem Wort: man kann Fichte wegen seiner Reden an die Deutsche Nation verehrend bewundern, aber man braucht Herbart wegen seiner stolzen Zurückgezogenheit von dem Geräusch der laufenden Geschichte nicht zu verachten.

Was mich selbſt nun mit diesen Skizzen betrifft, so gehöre ich weder zu den planreichen, absichtsvollen Politikern, noch zu den Philoſophen, welche im stillen Atelier Götterbilder der Wissenschaft ausarbeiten ohne Rücksicht auf das, was unterdessen sich draußen ereignet. In unmittelbarer Sympathie mit dem Volksleben, in dessen Mitte ich mich gerade befinde, habe ich das Bedürfniß, mir die Maſſen desſelben zu zerlegen, die Anschauung zu reinigen, den Zusammenhang der besonderen Elemente aufzuspüren und, um es so zu nennen, die Poesie der Erscheinung zu genießen. Mag ich noch so abgearbeitet sein, so weiß ich,

daß ſchon ein Gang über die Straße mich wieder erquickt. Der epiſche Rythmus des Volkswesens durchklingt magiſch meine Seele. Da geht eine Höckerin ihren mechaniſchen Tritt und ſtößt in regelmäßigen Pauſen ihre Ankündigung in die Luft. Hier kommt eine Extrapoſt mit ſchmetterndem Horn geraſſelt. Ein Böttcher karrt die hohl polternden Tonnen vorüber. Dort ſcherzt der Gewürzkrämer, die Feder hinterm Ohr, die grüne Schürze vor dem feiſten Bäuchlein, mit der freundlichen Köchin. Hier tänzelt ein junges Dämchen vorüber, das verſchämt zu fühlen beginnt, wie die Blicke der Lieutenants und Referendarien ſeit einigen Monaten ſie aufmerkſamer ſtreifen. Dort führen die Stadtvögte, den Meldezettel in der Hand, einige Vagabonden nach dem blauen Thurm. Dies Fenſter zeigt mir das Bild eines guten Alten, der, Zeitung und Roman leſend, Knaſter rauchend und Kaffee trinkend, mit vergnügtem Humor Tag ein Tag aus dem Tode noch ein Schnippchen ſchlägt u. ſ. w., u. ſ. f. Dies Durcheinander, dies Treiben der lebendigen Menſchenwelt zu ſchauen iſt eine meiner Lieblingslaunen.

Die Königsberger haben daher ganz meinen

Sinn getroffen, wenn ſie an den Philoſophendamm einen Poetenſteig angeſchloſſen haben. Einen Philoſophendamm hat außer Königsberg auf der ganzen weiten Erde wahrſcheinlich keine Stadt. Philoſophendamm ſoll natürlich nicht heißen, als hätten wir hier ſo viel Philoſophen, Dämme davon aufthürmen zu können, vielmehr iſt es ein von Hippel begründeter, dem alten Kant zu Ehren ſo benannter Spaziergang auf einem Damm, der von Gärten, Holzſtrecken, der Feſtung, von Weidenbuhnen, von Speicher- und Häuſerreihen der vorderen Vorſtadt im Viereck umſchloſſen wird und große, vom Frühjahr bis Herbſt mit Waſſer überdeckte Wieſen umgibt. Dieſer Spaziergang mochte Kant nicht nur ſeiner Friedlichkeit wegen anziehen, indem man hier allem Getöſe entronnen iſt und ein gutes Stück Himmel den Blick frei ausirren läßt, ſondern es mochte wohl auch eine geheime Anhänglichkeit an die Spielplätze ſeiner Jugend ihn hieherlenken, weil er in der Nähe, in der Riemergaſſe, die der vorletzte große Brand vernichtete, geboren war.

Dieſer ziemlich abſtracte Damm öffnet ſich nordweſtlich in einen andern. Hier ſpazierte vor

Zeiten der berühmte Preußische Liederdichter Simon Dach, der Opitzianer, der Professor der Poesie an der Königsberger Universität, der, was einem Dichter selten passirt, von seinem Fürsten endlich sogar ein Landgut geschenkt bekam. Von ihm hat der Damm den Namen Poetensteig. Dieser Damm, etwas unordentlich, allein um so malerischer im Geschmack der kleinen Ruysdael'schen Landschaften, von Bäumen eingefaßt, hat zur Rechten große Wiesen, die vom Herbst bis Frühjahr durch den Pregel überschwemmt werden. Das gegenüberliegende Ufer des Flusses ist hoch und mit den Landhäusern der Haben bekränzt. Den Spiegel des Stroms kann man zur Sommerzeit nicht sehen, allein um so zauberischer wirkt es, wenn die Schiffe auf dem grünen Teppich in das fern her blitzende Haff einsegeln oder von diesem heraufkommen.

Zur Linken hat der Damm die Gärten, welche hinter der Häuserreihe liegen, die von ihnen den Namen der nassen Gärten erhalten. hat. Diese Gärten werden ebenfalls zur Winterzeit überschwemmt und gewähren daher zum Frühjahr einen interessanten Anblick. Schöpfmühlen, von Pferden

gedreht, heben das Waſſer über den Damm und gießen es auf die Pregelwieſen aus. Auf den Feldern aber ſind Männer, Weiber und Kinder emſig beſchäftigt, aus den Vertiefungen zwiſchen den Beeten, die man hier Rige d. h. Rücke nennt, und zur leichteren Trockenlegung ſehr hoch macht, das Waſſer auszuſchöpfen und dem Entwäſſerungsgraben der Mühlen zuzuführen. Zwiſchen zwei oben zuſammengeneigten Stangen wird ein Strick gebunden und an dieſem ein Gefäß befeſtigt, das man, ebenfalls durch Stricke, von beiden Seiten her in Schwung ſetzt. Wenn nun hier ſich Alles tummelt, wenn die Fröſche zu tauſenden herumhüpfen, und die ſchwarze, höchſt fruchtbare Erde, oft noch reichlich mit Miſt bedeckt, aus dem ſchwindenden Waſſer mit grünen Sproſſen hervorſchaut, ſo kommt mir dieſe Partie unſerer Stadt immer wie unſer Aegypten vor.

Gewiß iſt aber, daß zur ſommerlichen Zeit, wenn dieſe Gärten üppig begrünt ſind, wenn die Rinder und Pferde auf den Wieſen ſich behaglich ergehen, wenn die Lerchen ſingen und die Schmetterlinge flattern, wenn die Mücken, an denen hier ſtets ein Ueberfluß, uns ſpielend und ſummend begleiten, dieſer einſame Gang viel Schönes hat. Namentlich, wenn die Sonne ſinkt und nun ein Schiff auf dem Haff mit rothglühenden Segeln, die immer roſiger, immer weißer werden, unſerm

Blick entschwindet, wenn das Rollen der Wagen auf der Chaussée, die nach dem geliebten Deutschland führt, ahnungsvoll herüberrauscht: in solchen Glanzdämmerstunden ist hier anmuthig zu wandeln.

Ich lobe Euch also, Ihr Königsberger, daß Ihr sinnreich die Philosophie mit der Poesie in diesen Gängen zusammengebracht habt. Erstlich habt Ihr dadurch Eueren Philosophen den Wink gegeben, in die freie Natur hinauszueilen, in antiker Weise nicht Alles aus Büchern, sondern in Sokratischem Schlendern auch aus der Anschauung selbst zu lernen. Sodann aber habt Ihr angedeutet, daß ein innerer Verband zwischen Denken und Dichten da sei, und daß der Philosoph auch wohl, wie ja Sokrates, Platon, Aristoteles, Giordano, Bruno, Campanella, Fichte, Schelling gethan, einmal, wenn auch nicht ins Dichten übergehen könne, doch ins Dichterische übergehen dürfe.

Dies sei zu meinen Gunsten gesagt, theuere Mitbürger, verehrte Freunde, die Ihr mich stets mit so vielem Wohlwollen, fast möchte ich sagen, verzogen habt.

Nehmt diese Skizzen freundlich und harmlos auf.

Königsberg,
den 22. December
1841.

Karl Rosenkranz.

Erste Abtheilung.

Inhalt.

Die Judenſtädte.
Die Katholiken des Ermelandes.
Danzig.
Jüngſtes Gericht.
Marienburg.
Allgemeiner Charakter Königsbergs.
Lage Königsbergs.
Architektur.
Der Wall.
Ständiſches Leben in Königsberg.
Bettler.
Provinzialismen.
Das Litthauiſche.
Die Ausrufer.
Die Dſchimken.
Volksleben.
Die Volksküche.
Die Conditoreien.
Der Speicherbrand.
Das kirchliche Leben.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Judenstädte.

Auf der Reise nach Königsberg von Berlin aus gewähren die zum Theil von Juden bewohnten Orte Schlochau u. s. f. einen ganz eigenthümlichen Anblick. In anderen Städten hatte ich allerdings die Juden in eigene Quartiere zusammengedrängt, in den meisten aber unter den übrigen Mitwohnern zerstreut lebend gefunden, immer aber mit dem Handel beschäftigt, oder der Gesellschaft als Aerzte, als Sprachlehrer, als Schöngeister eingereihet. Hier sah' ich aber nicht blos sporadisch, sondern fast aus jedem Hause den Orient blicken; hier sah ich den Juden als Ackerbauer, als seßhaften Menschen. Es war hier keine Spur des polizeilichen Zwanges, der ihn in die Winkel einiger

ſchmuzigen, wohl gar mit Ketten am Abend abgeſperrten Straßen in Maſſen zuſammendrängte, ſondern es war ein freies Behagen ſichtbar, dem ich freilich nicht nachſagen will, daß es nicht ebenfalls ſchmuzig genug erſcheine. Es war nicht der Jude, der unter dem einen Arm den Pack Schnittwaaren, unter dem andern die Elle trägt, ſondern mit der Kartoffelhacke, mit dem Spaten begegnete er mir hier. Junge Dirnen mit rabenſchwarzem Haar trugen baarfuß große Körbe mit Rüben, Kohl, u. dgl. auf dem Rücken. Dieſe Scenen waren mir ganz neu und ich glaubte nach dem Altteſtamentlichen Kanaan verſetzt zu ſein, als ich einen Juden auf dem Acker ein Joch Stiere lenken ſah; die kurze Tabackspfeife jedoch, welche über den langen Bart hinhing, erinnerte mich ſchnell genug an die heutige Geographie.

Die Katholiken des Ermelands.

Eine ganz andere Physiognomie bietet das Ermeland dar. Die Kirchen stechen mehr hervor. Die Menschen werden reinlicher, die Wohnungen freundlicher. Besonders wohlthuend wird dieser Eindruck durch den Contrast zu dem unansehnlichen, ja häßlichen Menschenschlag der Kaschuben, welcher zwischen den Juden und Ermeländern auf dem Wege von Berlin nach Königsberg die Mitte ausmacht. Der Katholicismus des Ermelandes hat etwas protestantisch Abgekältetes. Die Sichtbarkeit desselben ist geringer als im südlichen und westlichen Deutschland. Crucifixe, Wegkapellen, Betsäulen, Heiligenbilder fehlen zwar nicht, aber sind doch nicht häufig genug, um uns entschieden in die phantastische Welt zu versetzen, welche der Katholicismus in andern Ländern durch solche Darstellungen in uns anzuregen weiß. Das

einen großen Theil des Jahres hindurch ſtrenge Klima begünſtigt die Oeffentlichkeit der Andacht zu wenig, und dieſe erſt vermag doch jene plaſtiſchen Sammelpuncte des religiöſen Gemüths zu beleben. Wenn eine Frau mit einem Korb über die Straße geht, dieſen plötzlich abſetzt, ſich vor einem Madonnen- oder Chriſtusbilde niederwirft, einen Kranz von Feldblumen über die Strahlenglorie, über die Dornenkrone ſchlingt, oder in die Hand der Statue ein Bouquet ſteckt und nun für einige Minuten in ein Gebet verſinkt: dann erſt erſcheint der todte Stein in ſeiner wahren Bedeutung. Wir Proteſtanten können uns einer ſolchen Form der Religioſität gegenüber momentan ganz religionslos vorkommen, ließe ſich nicht alsbald der Geiſt Gottes in uns vernehmen, der uns zuruft, daß wir immerdar in uns ohne Stein und Bild geraden Weges Zugang zu ihm haben und der Vermittelung Niemandes bedürfen. Gott ſelbſt iſt uns Heiliger und Prieſter zumal, Anfang, Mittel und Ende unſeres Cultus.

Die Hauptpuncte des Katholicismus ſcheinen mir hier Oliva, Frauenburg, Braunsberg und die heilige Linde. In Oliva hatte der letzte Fürſtbiſchof ſeinen Sitz. Es iſt ein an der Danziger Küſte zwiſchen ſchön bewachſenen Bergen reizend gelegenes Schloß mit einem großen Park, und einer in den reinſten Verhältniſſen ausgeführten

Kirche. Der eigentliche Sitz des Ermeländischen Erzbischofs war Heilsberg, wo auch noch Ruinen des Schlosses und des Bischofsgartens. — In Frauenburg hat sodann die höhere Geistlichkeit ihren Sitz. Der mit Recht berühmte Dom, durch ein oft copirtes Oelgemälde Quaglio's bekannter geworden, schaut hier von einem Berge mit imponirender Sicherheit auf die Wellen des frischen Haffs herab. Durch Copernicus, der hier als Domherr lebte und nach welchem noch ein Thurm genannt wird, hat der Ort auch eine wissenschaftliche Weihe. — In Braunsberg ist die Bildungsschule der hiesigen katholischen Geistlichkeit. Es befindet sich hier ein Simultan-Gymnasium, gegenwärtig unter der Leitung des Director Gerlach, ein Lyceum, ein katholisches Schullehrerseminar und ein Seminar für Geistliche, das im Lande weit und breit unter dem Namen des Steinhauses bekannt ist. Wie überall fehlt es auch hier unter dem Volk nicht an romantischen Erzählungen von jungen Priestern, welche in dem Seminar mit einer glühenden Liebe zu kämpfen hatten und deren Bläße, melancholische Züge besonders bei dem weiblichen Geschlecht viel Theilnahme erregten. Die heilige Linde, der Schauplatz von Hoffmann's Elixiren des Teufels, ist ein bei Rößel gelegenes großes Kloster, in welchem alljährlich in der schönsten Zeit ein großer

Jahrmarkt und ein großer Gottesdienſt abgehalten wird. Es iſt der beſuchteſte hieſige Wallfahrtsort, alſo das Theater des volksthümlichſten Katholicismus. Erinnerungsmedaillen aus Zinn mit einem Henkel, auf dem Avers das Bild des Kloſters, auf dem Revers das der Linde zeigend, werden ſo viel verbraucht, daß in Königsberg ſelbſt Proteſtanten ſich mit ihrer Verfertigung beſchäftigen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſolchen Denkmedaillen eine gewiſſe wunderbare Kraft zugeſchrieben wird. Ich ſagte vorhin Gottesdienſt. Eigentlicher hätte ich ſagen ſollen Mariendienſt, denn eine Madonna herrſcht in der heiligen Linde. Sie hat natürlich zahlloſe Wunder gethan. Ein Läppchen von rothem Fries mußte in ein durch Thränen der Mutter Gottes geweihtes Waſſer getaucht und das kranke Glied damit beſtrichen werden. Vorzüglich gegen Augenkrankheiten ſollte dies wohlthätig wirken. Indem aber contagiöſe Uebel dadurch maſſenhaft fortgepflanzt wurden und die Augen der Recruten aus der ganzen Umgegend die Regierung zur Aufmerkſamkeit auf den wahren Heerd des Leidens hinlenkten, mußte gegen das Wunderthum intervenirt werden.

Profeſſor Thrandorf in Berlin ſoll ſchon ſeit Jahren mit der Ausarbeitung einer Monographie über den Mariencultus beſchäftigt ſein und ſogar mehre Reiſen deshalb unternommen ha-

ben. Es wäre auch in der That ſehr wünſchenswerth, über dieſe Materie endlich etwas Vollſtändiges und kritiſch Geſichtetes zu empfangen. Das Entſtehen des Mariencultus hat unſtreitig eine tiefe Nothwendigkeit in der Entwickelung des Chriſtenthums gehabt. Eine ſo große Erſcheinung läßt ſich nicht als ein bloßer Mißverſtand des Aberglaubens abfertigen. Da das Chriſtenthum die Religion der ganzen Menſchheit ſein ſollte, ſo war es nicht genug, daß ein Mann es ſtiftete. Dieſer Mann mußte mit ſeinem Schickſal das eines Weibes verknüpfen, welches doch nicht ſeine Frau war. Die inſtinctartig innige Liebe der Mutter zum Kinde, des Kindes zur Mutter, wurde göttlich ſanctionirt d. h. die Familie wurde als heilige in die Weltgeſchichte aufgenommen, denn eben der Sohn, deſſen Worte die Mutter in ihrem Herzen bewegte, den ſie mit verehrender Zärtlichkeit liebte, eben dieſer kannte kein Wirken als nur für die Menſchheit. Und doch hörte er nicht auf, Sohn zu ſein und ſuchte, als er ſtarb, ihr im Johannes einen Erſatz für ſich zu geben. Man könnte daher ſagen, in der Anſchauung Maria's ſei das Weib emancipirt und längſt, bevor unter uns dieſer Ausdruck für die Mode geſtempelt ward, hatte Schleiermacher in ſeiner: Weihnachtfeier, die Sache begriffen. Als nun im Mittelalter der Proceß der Verſöhnung Gottes mit dem Menſchen

immer mehr in juridiſchen Formen ausgebildet, als der Sohn Gottes immer mehr das ſchuldloſe blutige Opfer ward, welches der Vater für die ſündige Verruchtheit der todeswürdigen Menſchheit ſich ſelbſt darbrachte, als der Zorn Gottes an der Marter des Geſchmähten, Gegeißelten, Gekreuzigten ſich Genugthuung ſchuf, als die Vorſtellung der Hölle immer flammender aufloderte, die Seelen im Fegefeuer immer gräßlichere Pein litten und die Gerechtigkeit des göttlichen Willens ſich bis zur tigerhaften Grauſamkeit ſteigerte: da war es das liebevolle, weiblich ſanfte, mütterlich weiche Weſen Maria's, welches die Gnade in Gott nicht untergehen ließ. Sie ward zur Fürbitterin der armen Menſchen. In ſeltſamſter Stellung zwiſchen Gott, der ſie gewiſſermaßen bräutlich geliebt und zwiſchen Chriſtus, der ihr als ſeiner Mutter gewiſſermaßen Pietät ſchuldig war, mußte ſie allmächtig werden. Die ungeheuerſten Frevel wurden durch ihre Vermittelung vernichtet. Sinnreich ſtellten Maler und Bildhauer ſie dar, wie ſie mit einem großen Mantel eine unendliche Schaar gläubiger Sünder bedeckt. Dieſe Madonnengeſichter haben oft einen hinreißenden Schmelz der heiligſten Wehmuth. Der Schmerz, für rechtloſe Sünder die der Strafe werth ſind, bitten zu müſſen, und doch die Seligkeit es thun zu dürfen, es wagen zu können, der mütterliche Rettungsdrang für die

Unglücklichen, verklären Stirn, Auge und Mund zur lieblichſten Hoheit:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Die abenteuerlichen Ausſchweifungen im Marienbienſt der Mönchsklöſter, welche die Maria zur chriſtlichen Aphrodite machten, haben allerdings noch eine andere Seite, die ich hier nicht berühren mag. Für die Darſtellung Maria's wurden beſonders die ſieben Schwerter, die ihre Seele durchdrangen, verhängnißvoll. Eine wohlaufgeputzte ſtattliche Frau, im Halbzirkel über dem Haupt mit ſieben brillanten Galanteriedegen umgeben, wie wir in katholiſchen Kapellen und Gaſthöfen wohl antreffen, ſtimmt uns freilich mehr zum Lachen, als zur Andacht.

Danzig.

Nach Königsberg führt von Westen her eine nördlichere und südlichere Straße. Die südlichere wendet bei Dirschau nordwärts ab nach Danzig. Zunächst verkündigt nichts die Nähe einer großen Stadt, bis man durch häufiger werdende Wirthshäuser und mannigfaltigere Gartenanlagen, durch größere Belebtheit der Chaussée merkt, daß man sich einer jener verwickelten Concentrationen des menschlichen Daseins nähere, die wir Städte nennen. Ich spreche von Danzig hier nur so weit, als mir nöthig scheint, um Königsberg in das rechte Licht zu setzen, denn beide Städte haben eine Menge Beziehungen mit einander gemeinsam, indem sie zugleich in andern den stärksten Contrast bilden. Die Schilderung der einen erläutert daher die der andern.

Danzig iſt eine Stadt, welche ſich ſelbſt zu dem gemacht hat, was ſie iſt. Es nannte auch ſein Geſetzbuch: die Danziger Willkür. Dieſer Charakter der Selbſtſtändigkeit erſcheint bereits in ſeiner Lage. Vom Binnenlande her kommt man auf einer ſanften Abdachung zu ihm und findet es einerſeits durch eine kleine Bergkette, andererſeits durch das Meer begrenzt. Es hat die Wichtigkeit einer Stadt, die an der Mündung eines großen, ſchiffbaren Stroms liegt, der productenreiche Fluren durchwandert. In die Weichſel ergießen ſich hier noch zwei kleinere Flüſſe, die Radaune und die Mottlau, die erſtere mittelbar durch die zweite. Die Weichſelſchiffahrt iſt für den Weltverkehr an Danzig gebunden. Wenn auf dem Binnenlande bedeutende Städte oft in nicht weiter Entfernung von einander liegen, ſo gewährt Danzig ſogleich den Eindruck, daß, ſoweit das Auge reicht, nirgends eine mit ihm rivaliſirende Thurmſpitze die Linie des Horizontes ſchneide.

Im Kampf mit ſeinen Nachbarn hat ſich Danzig zu ſeiner Größe erhoben. Gewaltige Feſtungswerke, die unter Preußiſcher Pflege eine immer größere Vollendung erhalten, umringen es. Die Häuſer der eigentlichen Stadt haben faſt ſämmtlich einen burgartigen Character. Sehr hoch, allein nicht breit, aus gediegenem Material, laſſen ſie nur über einen Vorſprung zu ſich ge-

langen, der oft so geräumig ist, daß Kaufgewölbe darin eröffnet sind. Die Treppe dieses Vorsprungs ist in der Regel aus Sandstein und rechts und links mit ungeheuern Steinkugeln verziert. Die Plattform des Vorsprungs ist bald mit Quadern ausgelegt, bald gedielt, in welchem letztern Fall zur Dauermachung ein Theerüberzug angewendet wird. Die Seiten des Vorsprungs sind mit eisernen oft sehr künstlichen Gittern umgeben, deren ernste Eisenfarbe durch spiegelblanke Messingknöpfe passend unterbrochen wird. Nach der Treppe zu können solche Gitter im Nothfall sogleich verschlossen werden. Vor dem Vorsprung, den man in Königsberg, wo er in verjüngtem Maaßstab auch vorkommt, Wolme oder Beischlag nennt, befinden sich in der Regel Bäume und beschatten die Bänke und Tische, die zur sommerlichen Zeit darauf stehen. Die Breite der eigentlichen Straße wird durch jene Vorsprünge etwas schmal und nur die schöne Straße des Langen-Marktes und der Langgasse vom grünen bis Langgasser Thor macht eine Ausnahme. Durch die hohen Bäume, welche oft wie durch einen Zauber aus den Steinmassen sich emporgeschwungen zu haben scheinen, erhalten die Straßen bei bezogenem Himmel einen eigenthümlich melancholischen Anstrich. Man wird zu einer träumerischen Stimmung angelockt. Bei heller Luft aber ist der Eindruck außerordentlich heiter.

In Langgarten, einem jenſeits des grünen Thors gelegenen Stadttheil haben die Häuſer mehr ein modernes Ausſehen. Die Iſolirung, welche in der Altſtadt die Häuſer wie Ritter in geſchloſſenen Rüſtungen erſcheinen läßt, verſchwindet. Ein Haus reihet ſich dem andern in gerader Linie an. Die Bäume unmittelbar vor den Fenſtern, die in den Stuben eine gewiſſe Dämmerung unterhalten, ein ſtetes Wechſeln der Beleuchtung, werden ſelten. Dagegen iſt in der Mitte der Einen breiten Straße, die bis zum Wallthore führt, eine ſchöne Allee zur Promenade angelegt.

Wenn man die Reize der Danziger Architektur recht genießen will, ſo muß man an einem ſchönen Mondſcheinabend, worin die Maſſen mehr in einander verſchmelzen, umherſtreifen. In wenigen Stunden kann man die mannigfaltigſten Anſichten haben. Höchſt intereſſant iſt der Gang vom grünen Thor bis zur Navigationsſchule auf dem Bohlenwerk am Flußufer hin. Die Häuſer, welche hier hart am Strom liegen, mußten gegen den Angriff ſich ſtärker rüſten und prägten daher den burgartigen Charakter am entſchiedenſten aus. Sie gleichen mehr Thürmen, die am Fuß noch mit Verſchanzungen umgeben ſind, als Häuſern in unſerm Sinn. Der Ziegelſtein, aus dem ſie erbaut ſind und der vom Rauch der Schmiedeeſſen, die ſich nach dem hinteren Fiſchmarkt hin zahlreich

befinden, geschwärzt, von Moos hier und da begrünt ist, giebt ihnen mit seiner rothbraunen Farbe ein finsteres Wesen. Jeden Augenblick begegnet man einem Thor und Thurm und kann sich von den malerischen Effecten nicht losreißen, welche die Riesengestalten der Mauern, die auf große Seeschiffe hinabblicken, hervorbringen, zumal wenn in den Stuben bereits Licht angezündet ist. — Eine eigenthümliche Partie ist auch die in der Gegend der Trümmer des Schlosses. Hier steht in der Stadt am altstädtschen Graben ein einzelner Thurm, der weithin die nachbarlichen Häuser überragt und, weil er die directe Einsicht in die Schloßküche gewährte, den Namen: Kieck in de Köck (Schau' in die Küch') erhalten hat. Wo man sich auch in den nächsten Straßen hinwende, immer, so wie man den Rücken kehrt, hat man ihn in einer andern Gruppirung wieder vor sich.

Den unerschöpflichsten Genuß gewährt natürlich der Raum des Langen Markts und der Langgasse, der auf der einen Seite mitten zwischen den stattlichen, reichlich durch Bildhauerarbeit geschmückten Häusern, das schöne Rathhaus mit seinem schlanken Thurm und den bekannten Artushof, die Börse der Danziger Kaufleute, enthält. Auf der Gegenseite ist das neue Postgebäude bemerkenswerth. Vor dem Artushof steht ein

fließender Brunnen, von einem schönen Gitterwerk umsponnen, aus dessen Mitte sich die Bronzestatue eines Neptun hervorhebt. Sonst dürfte unter den Häusern dasjenige am meisten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, welches zuerst die Münze, hierauf das Gymnasium war und gegenwärtig dem Buchhändler Gerhard, dem Verleger des Danziger Dampfboots gehört. Die architektonischen Verhältnisse dieses Hauses sind allerdings verwickelt und von unserer heutigen Bauweise gänzlich abweichend. Man hat zu thun, bis man den Zusammenhang der Gemächer, Treppen, Fenster, Gänge sich klar macht. Aber die Ausarbeitung der Decken mit den anmuthigsten Verzierungen, die Gediegenheit der Ausführung, fesselt uns überall. Auf dem Fries der Hinterwand des untersten Saales befindet sich eine Reliefdarstellung der freien Künste und auf dem des Flurs eine Jagd, ebenfalls im Hochrelief, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was ich Derartiges aus dem Mittelalter kenne. Vielleicht erwirbt sich ein Danziger das Verdienst, durch eine Lithographie oder einen Kupferstich und hinzugefügte Beschreibung diese ächten Kunstwerke öffentlich bekannt zu machen. Die allegorischen Figuren der Grammatik, Astronomie u. s. f. sind sehr edel und voll Schwung, die Jagd aber, welche in ihren Proportionen wohl um zwei Drittel kleiner ist, ziehe ich noch vor.

Jäger, Hunde, Wild, Gruppirung, Alles ist von dem regsten Leben durchdrungen.

Wenn ich auf dem Langen Markt und auf der Langgasse hin und her zu schlendern und hier die schönen Maaßverhältnisse, dort eine Arabeske, dort die Pracht der Fenster, die oft eine bedeutende Länge haben und durch zwei Etagen reichen, zu bewundern nicht müde werde konnte, wurde ich wohl durch die Anrede der Kaufdiener gestört, welche der Meinung sein mußten, als späheten meine bald hier bald dort sich einbohrenden Blicke nach einer Waare, die mir erst gar nicht zu Gesicht kommen wollte. G. Moller hat Recht gethan, in seine Denkmäler der Deutschen Baukunst, Tafel LXII. die Darstellung auch eines Danziger Hauses aufzunehmen, welche ihm der jetzige Oberpräsident von Preußen, Herr v. Schön, verschaffte. Nach Moller hat der Erbauer dieses in der Brodbänkengasse gelegenen Hauses dem Deutschen Orden angehört. Die Zeit der Erbauung setzt er Ende des funfzehnten oder Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Ueber die Bauart weiß er nur Folgendes zu sagen: „Bemerkenswerth erscheint, daß die drei untern Stockwerke des Hauses fast blos aus Glasfenstern bestehen. Da das Haus sehr schmal und, wahrscheinlich zwischen andern Häusern eingeschlossen, sehr tief ist, so war die Gewinnung des Tageslichtes zwi-

ſchen die hinten liegenden Zimmer eine weſentliche Aufgabe für den Baumeiſter und veranlaßte die ſonderbare Einrichtung des Aufriſſes.“ Ich werde bei der Beſchreibung der Kneiphöfſchen Langgaſſe in Königsberg meine Anſicht über den Urſprung dieſer Conſtruction mittheilen. Den Danziger Häuſern gibt das faſt überall gebrauchte Spiegelglas ein recht vornehmes Ausſehen. Zu wünſchen wäre, daß des verſtorbenen Immermanns Freund, der in Düſſeldorf lebende Procurator Schnaaſe, ein geborner Danziger, ſich einmal über ſeine Vaterſtadt in künſtleriſcher Beziehung ausließe, deren plaſtiſchem Charakter er unſtreitig für die Entwickelung ſeines Geſchmacks viel verdankt. Daß die Freude am Plaſtiſchen noch immer einen Grundzug der Danziger ausmacht, ließe ſich durch viele Thatſachen darthun. Noch immer erhalten ſich daher auch die bunt bemalten Figuren vor den Kaufläden, ein Mohr, ein Matroſe, Türke u. ſ. f. und es wird gewiß lange dauern, bis hier die ſymboliſche Emblematik der ganz verſtändigen Bezeichnung durch bloße Schilde und Namen weicht. Oder vielmehr dürfte es, wenn jene Figuren verſchwänden, dazu kommen, daß die Schilder, wie in Prag und Wien, ſich dann in Gemälde verwandelten, wozu bereits hier und dort in Danzig ein guter Anfang gemacht iſt.

Da der Typus der Architektur der Altſtadt

ein mittelaltriger iſt, ſo war es conſequent, wenn der jetzige König von Preußen unter mehren ihm für den Bau eines neuen Gymnaſiums vorgelegten Plänen denjenigen wählte, der eine ſolche Phyſiognomie zeigte. Das Gymnaſium liegt auf einem ſtillen Platze, von Gärten und Holzwieſen umringt. Sein ſchloßartiges Anſehen, die kühnen Dachzinnen, der rothe Abputz, laſſen es ſehr vortheilhaft hervorſtechen. Die innere Einrichtung iſt vortrefflich. Helle, geräumige und hohe Zimmer, ein Saal zu größeren Feierlichkeiten, ein Geſangſaal, ein Zimmer für den Director, eines für die Lehrer, in den Zwiſchenſtunden ſich zu verweilen, ein Corridor, der zwiſchen alle dieſe Zimmer und Säle verbindend hinläuft, laſſen nichts zu wünſchen übrig. Als der Profeſſor Anger und ſpäter der Director Engelhard mit mir in dem Gebäude umhergingen, konnte ich meinen Neid nicht unterdrücken, wenn ich daran dachte, auf welch' kümmerliche Weiſe wir zu Königsberg in den traurigſten Locales den Studirenden Vorleſungen halten müſſen.

Einen öden, trübſeligen Eindruck macht die Speicherinſel, welche zwiſchen der Rechtſtadt und Langgarten, zwiſchen den Mottlaubrücken liegt. Wer nicht in Seeſtädten geweſen iſt, hat von ſo gewaltigen Vorrathshäuſern gar keine Vorſtellung, vielweniger von einer ſolchen Anhäufung derſelben.

Was die Schiffe auf dem Waſſer, ſind dieſe Speicher auf dem Lande. Sie faſſen die ungeheuerſten Quantitäten Korn, Flachs, Zucker, Talg u. ſ. f. Auch die größten Wagenlaſten ſchwinden in ihren Räumen zu Unbedeutendheiten zuſammen. Die Speicher ſind coloſſal, feſt, aber nicht ſchön gebaut. Es iſt nur das Bedürfniß, dem ſie dienen. Jeder Speicher hat ſein ſymboliſches Abzeichen, theils nach Thieren und Pflanzen, theils nach Heiligen. Denn da einer dem andern ſo überaus ähnlich ſieht, ſo hilft dieſe Symbolik für die Leichtigkeit des Verkehrs ſehr viel. Der Fremde ſo wie der, welcher nicht leſen kann, wird durch das Emblem orientirt. Um Luftzug machen zu können ſo wie um des bequemen Ein- und Ausbringens der Waare halber, iſt ein ſolcher Speicher von Unten bis Oben mit Luken verſehen. Sind dieſe geöffnet, wird das Getreide mit der Wurfſchaufel umgeregt, wird Getreide abgemeſſen und jede Zahl mit einem eigenen melancholiſchen Geſang ausgerufen, halten Wagen oder Schiffe vor den Thüren, laufen die Träger hin und her, ſo iſt das Schauſpiel luſtig genug. Sind aber die Luken und die mit Eiſen beſchlagenen, mit ungeheueren Riegeln und Schlöſſern verſehenen Thüren geſchloſſen, liegt gar Schnee, iſt Alles ſtill, ſo iſt der Aufenthalt innerhalb der Speichergaſſen, wo kein Fenſter uns in ein Zimmer ſchauen läßt,

kein Baum die Einförmigkeit unterbricht, wo nur zuweilen eine feiste Katze durch einen für sie absichtlich gemachten Einschnitt den Mäusen und Ratten nachschlüpft, wo uns höchstens ein mißtrauisch anblinzelnder Wächter begegnet, fürchterlich beengend.

Will man einen ganz entgegengesetzten Eindruck haben, so muß man vor das hohe Thor hinausgehen und den mächtigen Hauptwall hinter sich lassen. Hier tritt man auf eine breite platzartige Landstraße, welche rechts durch herrliche Alleen nach Langfuhr, links nach dem Bischofsberge führt. Da empfangen uns sogleich die Thorwagen, wie man in Danzig diese grün angestrichenen Gesellschaftswagen nennt, uns nach den reizendsten Puncten der Umgegend, nach Fahrwasser, Oliva, Langfuhr, Zoppot u. s. w. zu bringen. Auf der einen Seite hat man hier die Stadt, wie sie mit den Giebeln der Häuser und den Spitzen der Thürme die grüne Borte des Walles überragt; auf der andern eine Reihe von Wohnungen, welche hinter Gärten versteckt liegen und zu denen man im Durchschnitt nur über kleine Brücken gelangen kann, die über einen von der Radaune durchflossenen Grund gehen. Die Vegetation ist hier außerordentlich üppig und bildet vorzüglich in der Nähe der einfachen Mennonitenkirche, die hier mitten zwischen den Landhäusern liegt, die

ſchönſten Proſpecte. Wenn man Abends hier vorübergeht, und die Lichter aus dem dunkeln Grün ſchimmern und das Waſſer unten plätſchert und über die Brücken hin Geſtalten geheimnißvoll in die weißſchimmernden Häuſer verſchwinden, ſo kann man ſich die Ueberzeugung nicht nehmen, daß unter dieſen kraftvollen Bäumen, unter dieſen ſüßen Blumen, hinter dieſen Hecken nicht das Glück und die Zufriedenheit ſelbſt wohnen müßten.

Eine ganz paradoxe Stelle nimmt der ungeheure Gefängnißthurm ein, der nämlich in dem belebteſten Theil der Stadt am hohen Thor ſich befindet. Nicht nur daß hier das Hinein und Heraus der Stadt ſein Maximum hat, ſo ſtoßen auch einige Märkte daran, der Trödelmarkt und der Kohlenmarkt. Aber auch das alte Zeughaus kehrt ſeine Façade hierher; das Schauſpielhaus ſteht hier und der Blick kann von den obern Stockwerken des Thurms außerdem noch in das Gewühl der Langgaſſe tauchen. Welch' ein Contraſt! Die ſchärfſte Iſolirung und die ungebundenſte Bewegung des Verkehrs. Hier der Verbrecher zur Strafe abgeſperrt und außen um ihn die Wellen des immer fortfluthenden Lebens. Alles um ihn herum ladet zum Genuß ein und er iſt durch ſein Thun, das ihn vereinſammte, von Allem abgeſchnitten. Die Eiſenſtäbe ſeines Fenſters erinnern ihn an ſeine ſittliche Abnormität; er hat die Frei-

heit durch seine Willkür vernichtet, er hat sie daher außer sich, auch wenn er nur die Wolken frei am Himmel ziehen sieht. Ich möchte wohl wissen, welchen Einfluß gerade diese eigenthümliche Situation des Gefängnisses auf die Gefangenen hat. Man wird mir entgegnen, derselbe müsse nach der Individualität der Verbrecher ein so verschiedener sein, daß man darüber nichts im Allgemeinen bestimmen könne. Diese Entgegnung ist eben im Allgemeinen nicht unrichtig, aber befriedigt nicht, denn daß nicht die Umgebung auf den Verbrecher wirken sollte, wird man doch nicht leugnen können. Wirkt sie, so muß die Wirkung gefaßt werden können. Es sind hier zwei Fälle möglich: Die Nähe des munterſten Lebens, das hier alle Töne seines Ausdrucks vom wehmüthigen Posthornschall bis zum Gekicher eines sinnlosen Mädchengeplauders in die Lüfte sendet, kann den Verbrecher neidisch, nach dem versagten Genuß gierig, ungeduldig machen, so daß er noch schlechter wird, als er bei seinem Eintritt in den Thurm war. Die Furie der Genußsucht, welche mit jedem Blick auf die geputzten Spaziergänger, die Furie der Freiheitslust, welche bei dem steten Erzittern des Thurms von den ihn umrollenden Wagen, auch wenn er im Dunkel des Kerkers nichts mehr sieht, angefacht wird, kann ihn tückischer und lügnerischer machen, um nur wieder den Rücktritt in das Leben

ſich zu erliſten. — Oder aber es könnte auch die Unterhaltung, welche ihm das Straßengewimmel gewährt, verhüten, daß er ſich in ſich vergräbt und ſeine Bosheit ſyſtematiſch ausbildet. Die ſtarre Verdumpfung, in welche viele Gefangene verfallen und in der ſie oft durch heimliche Laſter verthieren, iſt nicht ſelten Folge der Beſchäftigungs- der Gegenſtandloſigkeit, wozu ſie ſich verdammt ſehen. Wir wiſſen ja genugſam, welche abenteuerliche Fictionen ſie oft machen, um die Monotonie ihrer Exiſtenz einmal zu unterbrechen. Der Wechſel ſogar der Gefängnißzelle iſt für ſie eine Zerſtreuung, ein Feſt. — Aus der großen Zahl der Zurückgefallenen, die in Danzig als unter polizeilicher Aufſicht ſtehend Obſervaten genannt werden und bis auf mehre hundert geſtiegen ſein ſollen möchte für Danzig faſt auf die erſtere Wirkung zu ſchließen ſein.

Der Trödelmarkt in der Nähe des Gefängnißthurms in zwei Reihen zuſammenhängender Buden, die eigentlich nur ein einziges Gebäude ausmachen, iſt durch die große Menge von metallenem Kochgeſchirr und auf dem Pflaſter zierlich ausgebreiteten eiſernen Kettenſchnüren, die von den Schiffern viel verbraucht werden, ſehr eigenthümlichen Ausſehens. — Der zweimal am Mittwoch und Sonnabend in der Langgaſſe und auf dem langen Markt abgehaltene Wochenmarkt iſt ſehr

reich und wahrhaft malerisch. Die kräftigen und gesunden Gestalten der Verkäufer, die wohlhäbigen nach dem Besten und Wohlfeilsten umherspähenden Bürgerfrauen, von sauber gekleideten mit Handkörben versehenen Köchinnen begleitet, die zierliche Aufschichtung der Früchte, die symmetrische Aufreihung der Geflügel und des Wildprets an Tragstöcken, besonders aber in der milden Jahreszeit die herrlichen Blumen, die Fülle geschmackvoll gewundener Kränze, geben eines der heitersten Bilder, die man ersinnen kann. Die hohe nach zwei Seiten hin absteigende Freitreppe des Rathhauses ist dann gewöhnlich von unten bis oben mit Blumen und Kränzen wie zu einem Fest geschmückt. Im Detail kann man hier oft gewahr werden, wie unerschöpflich der Formalismus der Modification in den Aufbindungen des Lebens ist. So beobachtete ich z. B. Kasten, in welchen die Butterstücke nicht horizontal sondern vertical gestellt waren. — Das größte Getümmel herrscht aber am Fischmarkt. Stundenlang kann man hier dem Handel zuschauen, der von dem Bohlenwerk herab, das mit Bäumen bepflanzt ist, mit den Fischern in den Booten getrieben wird. Die Mannigfaltigkeit der Fischgattungen, die Größe vieler Exemplare, die energische Lebendigkeit der Thiere, die Derbheit des Fischervolks, die Steigerung des tumultuarischen Dranges durch die Beengtheit des Raums, der Contrast der düstern

Häuſer und Mauern mit dem glitzernden Waſſerſpiegel, locken immer von Neuem an. Die Fiſchverkäuferinnen, welche auf dem Lande feil halten, ſind in dieſem Menſchengewoge die einzig unbeweglichen Figuren. Wie Göttinnen der Grobheit thronen ſie in dem muntern Durcheinander. Göttinnen der Grobheit ſage ich, denn grob ſind ſie, außerordentlich grob, allein ſie ſind auch ſo ihrer ſicher, ſo autokratiſch, mit ſo maſſiver Würde Fiſche und Menſchen behandelnd, daß man den befreienden Hauch des Waſſerelementes in ihrer Haltung nicht verkennen darf. — Hier am Bohlenwerk hat auch ein Antiquar ſeine Bude unter der Reihe von Budenkramladen, welche zwiſchen dem Fiſchmarkt und dem grünen Thor ſich hinziehen und vorzüglich von den Matroſen benutzt werden. Etwas mährchenhaft wurde mir hier einſt zu Muth, als ich bei dem Antiquar zufällig in einer Ausgabe von Cicero's Briefen blätterte und unterdeſſen ein New-Yorker Dreimaſter vor meinen Augen anlegte. Cicero, der Pompejaner, das Schlachtopfer des Auguſtus, ein Mann, der nur Philoſophie ſtudirte, um ſich über die böſe Zeit zu tröſten, um im Klang ſeiner ſchönen Perioden das Gebelfer der Gerichtsſtätte und den Lärm der Waffen zu vergeſſen. Cicero, die Qual der Primaner, — und die freien Nordamerikaner, die Männer der That, die mit

goldenen Buchſtaben ihr Schiff: Mackintosh benamſt hatten!

Endlich an die Mauer auf Schnüren von Bindfaden befeſtigt hängt hier auch die Bildergallerie des Volkes. Man trifft hier faſt alle jene Bilder, die ich in meinem Aufſatz: die Bilderliteratur des Deutſchen Volks, in dem Buch: Zur Geſchichte der Deutſchen Literatur, 1836, S. 245 ff. beſchrieben habe. Katholiſirende Bilder und Seeſtücke herrſchen jedoch aus nahe liegenden Gründen vor. Der Katholicismus beſitzt auch einen Heiligen für die Fiſcher, den Antonius von Padua, wie er den Fiſchen predigt, der denn hier natürlich nicht vermißt wird.

Der Handel und der Krieg ſind die beiden Elemente, welche Danzig ſeinen eigenthümlichen Charakter verleihen und auf welche man daher überall ſtößt. Hier die Wälle der Feſtung, dort die Dächer der Speicher und die Spitzen der Maſte; hier das Fort Weichſelmünde, dort der Hafen bei Fahrwaſſer; hier das Zeughaus, dort der Trödel; hier das Rathhaus, dort die Börſe, die ſogleich den chevalereſken Titel, Artushof, hat. In dieſer tritt eine gewiſſe Durchdringung des mercantiliſchen Elementes mit dem militairiſchen hervor. Das ganze in ſchönen Schwibbogen mit ſtolzer Zierlichkeit ausgeführte Gebäude, das im Inneren auf wenigen ſchlanken Granitſäulen

ruht, kann ohne Anſtoß ſogleich der erſten beſten Ritterburg einverleibt werden. Nur ſymboliſche Andeutungen laſſen ſeine Beſtimmung errathen. Inwendig laufen unterhalb Schränke an den Wänden umher, die zu den Meiſterſtücken der Tiſchler- und Holzſchneidekunſt gehören und früher die ſogenannten Banken enthielten. Ueber dieſem ſchwarzbraunen Getäfel bedecken größere und kleinere Gemälde die Wände. Viele derſelben ſtellen Scenen aus den Kriegen dar, welche die Danziger mit den Deutſchen Rittern und den Polen geführt haben. Andere Bilder betreffen die Mythologie und die heilige Geſchichte. Ueber den Bildern hängen Rüſtungen, Helme, Schwerter, zerfetzte Fahnen und von der Decke herab ſchweben Modelle von Seeſchiffen, um nicht den Handel vergeſſen zu laſſen. Die Weite und Höhe des Saales forderte aber noch andere Mittel der Verzierung heraus. So befindet ſich auf der rechten Seite der Hinterwand ein ungeheurer faſt durch die Höhe des Ganzen hinreichender Ofen aus bunten Flieſen, an deſſen unterem Saum der alte plattdeutſche Witz ſich breit gemacht hat. Man wird nämlich von dem rothgerockten Caſtelan, der umherführt, erſucht, den Ofen klaſtern zu wollen. Streckt man nun die Arme aus, die Enden der Kante zu faſſen, ſo kommt man mit den Lippen gerade auf die Mitte und küßt — den mit ächt Nordiſcher Schalkhaftigkeit präſentirten

Allerwertheſten des Herrn Eulenſpiegel! Eine ſolche Attrappe war ſo recht in dem ſchwankliebenden Sinn der derben Hanſeaten. Uns will ſie als ein doch gar dürftiger Cynismus gemahnen, allein in früheren literaturloſeren Zeiten hatte derſelbe wenigſtens ſo viel Gewicht, als jetzt ſechs Bände Tutti frutti. Auf Balkenvorſprüngen und Poſtamenten ſtehen ferner einige ganz runde Figuren von coloſſaler Größe, reichlich mit Silber, Gold und grellen Farben ausgeſtattet, die ſich recht gut ausnehmen und eine gewiſſe phantaſtiſche Sinnlichkeit verbreiten. Da iſt der ewige Jude und der tapfere Reinhold, das wackere Heimonskind, das auch eine der Banken geſtiftet haben ſoll, da iſt Caſimir von Polen und der rieſige Chriſtophorus mit dem Chriſtuskinde zu ſchauen. Auch ergötzten ſich die ehrſamen Handelsherren an einer üppigen Diana mit ihren Nymphen u. ſ. w.

Denn der Luxus iſt das Product, welches die politiſche Selbſtſtändigkeit in Verbindung mit der Rührigkeit des Handels erzeugte. Die Mittagsmahle der reichen Danziger Kaufherren ſind im Preußenlande berühmt. Eine Seeſtadt kann darin leichter und ſchneller zu einem großen Univerſalismus des Genießens gelangen, als Städte des Binnenlandes. Klüglich hat ſich daher auch der Börſe gegenüber eine Joſty'ſche Conditorei in einem ſchönen Local etablirt, in welcher man die Verdauungsvirtuoſität

von Jung und Alt bewundert kann, denn es ist in der That keine Kleinigkeit, so viel Kuchen und Süßigkeiten täglich zu verzehren als hier geschieht. Vor der Thür auf breiten Quadern stehen Tische und Stühle, von einem bunten Zeltdach und Bäumen schattig gehalten, unter denen man bequem und anmuthig dem Straßentreiben zuschauen kann. Uebrigens geht es an den Marmortischen der Conditorei ziemlich einsylbig her. Der Cours, der Cours ist die Hauptsubstanz der Unterhaltung; Politik folgt nur in Beziehung auf ihn nach; Literatur ist höchst selten, nur als Ausnahme Gegenstand. — In den Tavernen herrscht dagegen die germanische oft überlebhafte Jovialität bei Beefsteak, Austern, Porter, Groc und Wein. — Die Volkslust schwärmt außer der Stadt in zahllosen meist eleganten Gasthäusern umher. In dem Hafenort Fahrwasser sind namentlich die Ballonkrüge für die Matrosen Tummelplätze des Vergnügens. Ein Wirth in einem der hier gelegenen Kaffeehäuser hat sich durch den neckischen Humor weit und breit eine Celebrität zu machen gewußt, mit welchem er das Stillstehen der Erde behauptet. Dieser Mann, ein ausgezeichneter Weinzüchter, Schachspieler und freundlicher Plauderer, weiß die originellsten Argumente für sein Paradoxon anzuführen, hält sich aber besonders an das Factum, daß die Erde jede Secunde fast vier Meilen

in ihrer Bahn fortrücke. Wäre dies wahr, so müßte Jemand ihm zufolge, der in die Höhe springt, vier Meilen von dem Punct, wo er sich über die Oberfläche erhebt, wieder herunterkommen, weil die Erde indessen unter seinen Füßen schon so weit vorwärts gekommen wäre. Man kann sich vorstellen, wie sehr Herr Kuhn mit dieser Grille die Schiffscapitaine amüsirt. Auf dem Hof dieses Kaffeehauses steht ein Belvedere mit einem guten Tubus, um die Rhede beobachten zu können. Hier sitzen mitunter schöne orientalische Männergestalten und lugen in die See hinaus, ob die erwarteten Schiffe nicht am Horizont auftauchen werden. Doch ist die tiefere Poesie solcher Momente jetzt verschwunden, seitdem in der Regel alle Ladungen verassecurirt werden. Es kommt nicht mehr groß darauf an, wenn ein Schiff zu Grunde geht. Nur der Zuwachs oder Verlust des Gewinns, der in dem Früher- und Später- oder Garnicht-Ankommen liegt, bewegt noch die Seele mit einer Ebbe und Fluth, welche matt ist gegen die gepreßte Furcht und Hoffnung, womit sonst ein Schiff von seinem Eigner auf der See begleitet ward.

In Fahrwasser langt zu bestimmten Zeiten aus der Stadt eine geräumige Treckschuyte an. Eine Glocke verkündet Ankunft und Abfahrt. Im Herbst 1833 fuhr ich eines Sonntags Abends damit zurück. Es wehete ein scharfer Wind über die

Weichsel hin. Regenwolken zogen auf. Zwei alte Bordingcapitaine — Bording heißen die kleinen Lichterfahrzeuge — fingen an, sich über die wahre Richtung des Windes zu streiten. In feierlichen Pausen erklärte sich erst ein West-West-Nord gegen einen Nord-Nord-West, bis die Pausen immer kürzer, der schrillende, höhnische Ton der Windnamen immer drohender wurde. Dann brachen einige Flüche heraus. Bis dahin hatten die Capitaine, was ihre gewöhnliche Attitüde ist, die Hände in den Seitentaschen der Beinkleider gehabt und lediglich mit dem Kopf gesticulirt, der mit Blick, Nase und Lippe die unsägliche Verachtung des unwissenden Collegen ausdrückte. Aber nun fuhr die eine Hand heraus und schnalzte mit den Fingern zu einem fürchterlichen Fluche. Der Gegner entfaltete sofort beide Hände. Hierauf mußte dieser seinerseits hören, daß der Wind, für den er sich interessirte, gar kein Wind, sondern nur ein F— ist; den irgend ein dummer Junge da unten auf dem Lande in die Luft geschickt habe. Nach dieser Verspottung, welche die Lacher auf seine Seite brachte, ward er befragt und zwar auf Englisch, ob er in England gewesen sei und wisse, was man unter Boxen verstehe? Allein die fröhliche Stimmung der Gesellschaft, welche sich an diesem Zank mit dem wohligsten Phlegma weidete war über den Antworter gekommen und er erklärte, daß

er nur Engliſch Ale kenne, aber von England und von Boxen nichts wiſſe. Dieſe ironiſche Manier nahm der andere für Feigheit und ging mit einem Auge, worin Verachtung und Triumph gemiſcht waren, durch die unter einem Leinwandverdeck in zwei Reihen einander gegenüberſitzende Menge ſchweigend auf die andere Seite des Kahns. Der zurückgebliebene Capitain aber ſchickte ihm murmelnd noch einige Witze nach, die ich nicht verſtand, jedoch in ſeiner Umgegend durch ein dankbares Gewieher belohnt wurden. — Nun fing eine Harfe an laut zu werden. Eine Violine begleitete ſie. Es wurde immer dunkler. Die Frauenzimmer ließen ſich immer ſtürmiſcher den Hof machen. Der Harfeniſt ſteigerte die gute Laune und erregte ein nicht endendes Gequike und Geſcherze durch eine Geſpenſtergeſchichte, deren entſetzlicher Anfang ſich endlich, wie die Geſchichte des ſpuckenden Mönchs in Byrons Don Juan, in die Verſe auflöſte:

O lieber Geiſt von Fleiſch und Bein,
O komm zu mir in's Bett herein!

Darüber landeten wir gegen 9 Uhr im Innern der Stadt in der Gegend der Navigationsſchule an. — Wer übrigens in romanhafter jedoch treuer Schilderung das Weſen der untern Danziger Volksklaſſen kennen lernen will, dem können: Novellen und Lebensbilder von A. Rebenſtein, Berlin, 1840, empfohlen werden.

Der Reiche geht im Sommer in das Seebad oder auf Landgüter, welche höchſt maleriſch am Fuß des ſchon erwähnten Bergzuges liegen, der ſich bis zur See erſtreckt und in welchem der Karlsberg eine der höchſten Spitzen ausmacht. Die ſchönſten Beſitzungen dürften hier die bis Oliva hin ſich erſtreckenden, unter dem Collectivnamen Pelonken zuſammengefaßten ſein. Der Park dieſer Villen enthält in ſeinen kleinen Thalungen die herrlichſten Bäume, auf deren Zweigen hunderte von Eichhörnchen ihr graziöſes Spiel treiben. Einer meiner Freunde nannte ſie treffend unſere Nordiſchen Affen. Von den Hochpuncten in Pelonken hat man die entzückendſte Ausſicht auf das dunkle Grün eines in der Ebene liegenden Waldes und dicht dahinter das Blau der Oſtſee.

Wie reich Danzig an ſchönen Kirchen iſt, brauche ich nur zu erinnern. Ihre Alterthümlichkeit bringt jenen ahnungsvollen Zauber hervor, deſſen mooſiges, riſſiges Weſen uns ſo lieblich an die Jahrhunderte mahnt, die ſich ſchon über dem Geſtein weggeſtohlen haben. In Königsberg fehlt bei den Kirchen dies Eingewohnte, durch den langen Gebrauch Vermenſchlichte faſt ganz und ſelbſt der Dom erſcheint profan. Aber in Danzig iſt dieſe geheimnißvoll idylliſche Sabbathfeierlichkeit noch ganz auf die Kirchen und ihre nächſte Umgebung ausgegoſſen. Wenn das Glockenſpiel durch die Lüfte

klingt, dünkt es einem, wie ein Gebet, daß dieſe alten grauen Thürme in das weltliche Treiben hineinſprechen. Ich will hier nichts von der Größe der Marienkirche, nichts von ihren vielen Capellen und Sehenswürdigkeiten, nichts von der Peſtcapelle und Opitzen's Grabmal ſagen. Ich will nur bemerken, daß man ſich ganz in eine Pariſer Kirche verſetzt wähnen kann, wenn man hier tabouretartige Seſſel zum Sitzen während der Predigt im Hauptſchiff ſtehen ſieht, die gegen ein Trinkgeld vermiethet werden, welches die ſaubergekleideten Kirchdienerinnen mit großer Gewandheit in eine Taſche unter der grünſeidenen Schürze hineingleiten laſſen. Auch Geſangbücher werden vermiethet. An dem, was ich bekam, beſchäftigte mich während der Einleitungen der Orgel das Titelblatt ſehr lebhaft, weil darauf ſtand:

Geſangbuch des Freiſtaats Danzig.

Mir fiel hier unter Anderem auch ein, wie unterrichtend es ſein müßte, wenn wir eine Beſchreibung der Abendmahlsfeier beſäßen, welche nicht blos das dogmatiſche Formular, nicht blos die liturgiſche Technik in der Modalität der Adminiſtration, ſondern auch das Individuelle des ſocialen Momentes in's Auge faßte, wie es ſich in verſchiedenen Gemeinden geſtaltet. In einem Werk von Bern. Picard, Amſterdam 1735, 4 Bde. fol.: ceremonies et coutumes religieuses de

tous les peuples, würde man ein treffliches Material dazu finden. Ich wohnte in der Marienkirche einer Abendmahlsfeier bei, und mußte mir ſagen, wie die Frauen in der That das Mögliche gethan hatten, ihren Stolz zu demüthigen. Sie waren nämlich in die koſtbarſten Stoffe gekleidet; die Kirchſtuhlhalterinnen mit Kniekiſſen ſtanden ſeitwärts für Viele des Winkes gewärtig. Im ganzen Bewußtſein ihrer reichen und geſchmackvollen Toilette, ihres Gewichts für Danzig, ihres Ranges, Vermögens, ihres Patricieradels entſchloſſen ſie ſich, andächtig zu ſein und öffentlich vor einer Macht ſich niederzuwerfen, ohne deren Huld ſie nicht zu athmen vermöchten. Man mißverſtehe mich nicht. Ich will die Andacht der Damen nicht verdächtigen. Ich will nicht ſagen, daß man zum höchſten kirchlichen Feſt ſich nicht ſchmücken ſolle. Ich will den todestiefen Ernſt des Sacraments nicht durch eine ironiſche Beleuchtung entweihen, ſondern nur die Wirklichkeit zurückſpiegeln, wie der Abendmahlcultus ſich hier an dem prachtvollen Altar, auf den kunſtreichen Teppichen, von Seiten der geputzten Frauen darſtellt. Ich weiß ſehr wohl, daß in dieſer zur Sitte gewordenen Weiſe der Feier, die ſich in der Manier des Kommens, Gehens, Knieens, Aufſtehens noch zu einem ganzen Syſtem dem Fremden kaum ſichtbarer Gewohnheiten abſchließt, mehr wahrhafte

Frömmigkeit enthalten sein kann, als in der gesuchten Einfachheit, mit welcher selbstbewußte Pietistinnen zum Tisch des Herrn schleichen.

Jüngstes Gericht.

Ich will hier so wenig, als späterhin von Königsberg, eine Beschreibung liefern, welche einem Fremden als Führer dienen könnte. Ich will nur Eindrücke schildern, die ich empfangen habe, ohne damit die Anmaßung weder der einzigen Richtigkeit noch viel weniger der Vollständigkeit zu verknüpfen. So will ich denn über die Kunstschätze Danzigs hier nicht in das Detail gehen und des berühmten jüngsten Gerichts in der Marienkirche nur in besonderer Beziehung erwähnen. Dies schöne Bild, welches schon manchen Reisenden nach Danzig gelockt hat, der dann außer ihm noch durch so viel Anderes, was er nicht erwartete, belohnt ward, ist jetzt sorgfältig in einer der vielen Capellen der ungeheuern Marienkirche aufgestellt. Eine Distichonunterschrift in goldenen Buchstaben erinnert an sein Schicksal, nach Paris von den Franzosen entführt,

aber glücklich wieder zurückgebracht zu sein. Dies Bild wird der Eykschen Schule zugeschrieben. Eine Danzigerin, die verstorbene Johanna Schopenhauer, deren Haus mit einem der Form wegen Schildkröte benannten Dach hier noch zu sehen, ist es auch gewesen, welche dem Johann v. Eyk und seinen Nachfolgern eine eigene Monographie gewidmet hat und also, wie Schnaase, den oben bemerklich gemachten Sinn der Danziger für die Künste des Auges ebenfalls bestätigt. Eine kurze klar veranschaulichende Beschreibung des Bildes findet man in Fr. Kugler's Handbuch der Geschichte der Malerei, II., 1837, S. 57 ff. Einen guten Kupferstich des Bildes als Skizze mit beigegebenem Portrait der bedeutenderen Köpfe liefert Fr. Förster's Sängerfahrt für Freunde der Dichtkunst und Malerei, Berlin, 1818.

Allein außer diesem jüngsten Gericht enthält der Artushof rechts vom Eingange am Fenster ein anderes, was beinahe die ganze Wand einnimmt und aus dem Jahre 1603 stammt. A. Hagen in seiner Beschreibung der Domkirche zu Königsberg und der in ihr enthaltenen Kunstwerke, Königsberg, 1833, S. 140 äußert sich über den Maler Anton Möller, folgendermaßen: „A. Möller lebte zwischen dem 16ten und 17ten Jahrhundert. Er war, wie wir wissen, mit der Aufnahme, die die Kunst zu seiner Zeit erfuhr, nicht zufrieden. Den-

noch ward seinem Verdienst Anerkennung. Sein Werk im Artushof in Danzig nahm wenigstens die Hälfte des Ruhmes in Anspruch, die dieser, bei blühendem Handel einst so wichtigen, Börse gezollt wurde. Die wunderlichen Geschichtchen, die das Volk zur Erklärung einzelner Gruppen im Weltgericht erfand, verrathen ein hohes Alter. Die Manier, in der Anton Möller malte, — seine Erfindungen athmen Großartigkeit, seine Allegorien zeichnen sich durch Deutlichkeit aus — verpflanzte sich durch Schüler auf spätere Zeit. Weltkinder, die durch die strenge Richtung der moralischen Gemälde sich unangenehm berührt fühlen konnten, wurden durch die verführerische Schönheit einzelner Figuren entschädigt. Den Darstellungen der Wahrheit, der Lüste fehlte kein sinnlicher Zauber. Man erkennt in seinen Gemälden nicht Raphaelen, nicht Rubens, wohl aber eine Verschmelzung der spätern Italienischen (Florentinischen) mit der Niederländischen Schule und hierin allein möchte die Aehnlichkeit mit Rubens zu setzen sein, der allerdings oft gleiche Gegenstände darstellte, wie dies der Geschmack der Zeit mit sich brachte und der Haß gegen die ehemalige als erfindungsarm verachtete Kirchenmalerei. Rubens soll auch einen Michael gemalt haben, der über die sieben Todsünden dahinschreitet. Namentlich in der Behandlung der nackten Figuren, die bei Rubens und

seiner Schule so charakteristisch ist, weicht Möller ganz von ihm ab. Wenn diesem auch das gründliche Naturstudium des Niederländers abgeht, so war er in der Wahl der Modelle, namentlich bei weiblichen Wesen, bei weitem glücklicher. Bei unverkennbarem Streben nach Effect vermissen wir nicht leicht Haltung und Geschmack."

Was mir nun interessant erscheint, ist, daß in diesen beiden Bildern der Marienkirche und des Artushofes ein und derselbe Gegenstand in einer Behandlung sich darstellt, deren eine dem Anfang, deren andere dem Ende der mittelaltrigen Malerei angehört. Das Eykſche Bild hat die dreigliedrige Eintheilung der Altarstücke: ein großes Mittelbild wird von zwei Flügelbildern eingefaßt. Das Möllersche Bild ist nur Ein Ganzes und hat keine Beziehung auf den Cultus. Das Eykſche hält sich streng an die kirchlichen Vorstellungen. Das Gericht, der Gegenstand des Mittelbildes, scheidet die Gerichteten in zwei getrennte Sphären, des Himmels zur Linken, der Hölle zur Rechten des Beschauers, denn von dem Bilde aus ist es umgekehrt. Auf dem Möllerschen ist keine so scharfe Getheiltheit, sondern mehr ein wolkenartig undulirendes Ineinanderspielen der verschiedenen Sphären in der Weise, wie auch Rubens auf dem in der Pinakothek zu München befindlichen jüngsten Gericht (Nr. 263) und Cornelius in der

Ludwigskirche zu München die Lichteffecte der überschwänglichen Heiterkeit des Himmels und des abgrundlosen Grauens der Hölle contraſtirt, aber auch durch eine mannigfaltige Scala in einander übergeführt haben. Das Eykſche ſcheidet die Guten und Böſen, aber ohne Individualiſirung. Die Guten haben einen ehrlichen, zufriedenen Ausdruck, der in eine dankbar ſelige Verklärung übergeht, wenn ſie im Himmel die neuen Kleider empfangen. Die Böſen zeigen wilde Leidenſchaften, laſterhafte Züge, verzweifelnde Mienen, aber ein Accentuiren beſonderer Charakteriſtiken fehlt. Dies iſt bei Möller ganz anders, der gerade in der bis zur Unverkennbarkeit treffenden Zeichnung der Laſter und Tugenden, in der Allegorie der Phyſiognomik, ſeinen Triumph ſuchte Zum Ueberfluß hat er die Lateiniſchen Namen hinzugefügt. Das Eykſche Bild ſtellt den Himmel als Gothiſche Kirche dar, vor deren Eingang nächſt Petrus Engel die Seligen empfangen; die Hölle dagegen iſt ein wüſtes Felſengeklüft, aus deſſen Tiefe Flammen hervorlecken, worin thieraartige beſchwänzte Teufel mit Feuerhaken die Verdammten ad libitum umherzerren und von den Abhängen in den mannigfachſten Stellungen hinunterſtürzen. Die Regelmäßigkeit der Architektur des Himmels macht hier gegen das Phantaſtiſche und Wilde der Felſenwände einen herrlichen Abſtich. Die Ruhe und Unruhe, die Geiſtigkeit

und Natürlichkeit, die Geordnetheit und tumultuarische Regellosigkeit sind einander schroff entgegengesetzt. Dieser Contrast wird noch dadurch gesteigert, daß die Figuren der Seligen sich von einem lauteren Goldgrund abheben, während die der Verdammten in einem Gemisch von grünlich gelben und röthlich schwarzen Farbentönen sich umherwälzen. Das Mittelbild stuft sich durch alle Farben des Regenbogens ab, weil Christus auf einem solchen, als dem Symbol der Versöhnung, sitzt. Auf dem Möllerschen Werk dagegen ist der Gegensatz von Himmel und Hölle nur durch Farbe und Licht, so wie durch die Physiognomie und den Habitus der Gestalten ausgedrückt. Ferner herrscht auf dem Eykschen Gemälde eine strenge und einfache Symmetrie. Christus der Weltenrichter und Michael, eine schlanke, riesige und doch weiblich milde Rittergestalt in blankem Panzer mit Flügeln, wie er die Menschen auf der Wagschaale wägt, theilen das Ganze genau in zwei Hälften, auf deren Seiten das Einzelne sich einander mit derselben Bestimmtheit entspricht. Bei Möller ist die Symmetrie mehr eine verborgene und nur in den besonderen Gruppen entschiedener hervortretende. Während daher das Eykſche Bild sich sehr leicht übersehen läßt, hat man hier mit einem Gewirr von Figuren zu thun, in dessen vielverschlungenem Knäuel man erst nach längerer Zeit sich zurechtfindet. Endlich ist es

ganz richtig, was Hagen bemerkt, daß Möller in den weiblichen Figuren der Sinnlichkeit gehuldigt hat, wogegen bei Eyk eine kindhafte Unschuld des Fleisches, selbst des Verdammten, sichtbar ist. Dort sind die Busen üppig schwellend, hier mehr herbe; dort sind die Stellungen einladend zum Genuß, hier ohne alle verführerische Rücksicht.

So finden wir denn in dem Eykschen Bilde noch die Kunst in jener naiven Einheit mit der Religion, welche den Werken des früheren Mittelalters eigenthümlich ist und ihnen für uns gerade einen so großen Reiz ertheilt. Ja die Kunst ordnet sich oft dem Glauben unter. Sie hat Scheu, von dem überlieferten Typus abzuweichen. Sie könnte vielleicht schon freier, anmuthiger sich bewegen, aber sie thut es nicht, weil sie noch nicht sich selbst zum Zweck macht. Auf dem Möllerschen Bilde sehen wir dagegen die Kunst selbstständig geworden. Sie hält sich nicht mehr ängstlich an die kirchliche Tradition und fällt von dem Religiösen in das Moralische herab. Die Nothwendigkeit der Individualisirung, welche eine Kunst bei weiterer Fortentwickelung sich nie entziehen kann, bewirkte dieses Verlassen der epischen Allgemeinheit, die auf dem Eykschen Bilde Alles sogleich in Einen Punct, das Abwägen der Gerechtigkeit, zusammendrängt. Bei Möller ist jede Gruppe, jede Gestalt mehr isolirt und sucht durch

mannigfaltige Reize an sich zu fesseln; es bedarf immer eines gewissen Absprunges, um zu den übrigen zu kommen. Bei Eyk ist endlich die Natürlichkeit eine wahrhaft Aeginetische; Haare, Augen, Muskeln, Gewänder, Lichtreflexe u. s. f., sind mit der größten Treue gemalt. Bei Möller zeigt sich dagegen mehr ein künstlerischer Typus, eine habituell gewordene Manier der Drapperie, des Blicks, des Haars u. s. f. Auf alle Fälle ist sein Werk ein ruhmwürdiges.

Marienburg.

Bevor ich nun von Königsberg selbst spreche, kann ich nicht umhin, noch des Ritterordens zu erwähnen, auf welchen die bewußte Erinnerung des Landes als Grundlage seiner Geschichte überall zurückführt. Königsberg entstand erst, als Anlage Ottokars von Böhmen, nachdem der Orden der Deutschen Ritter schon zu einer nicht unbedeutenden Macht gelangt war, 1255. Preußen wurde von den Deutschen Rittern erobert und durch blutigen Zwang christianisirt. Die Particulargeschichte jener Zeit unterhält uns von Nichts, als den entsetzlichsten Räubereien, Ueberfällen, Gefechten, Grausamkeiten. Mit der Ausrottung der alten Preußen war aber das Heranziehen von Kolonisten aus Deutschland verbunden. Wie jetzt von Europa nach Amerika, wanderte man damals von Deutschland besonders dem nördlichen, nach Preußen aus.

Der Landmeister Meinhard von Querfurt machte am Ende des dreizehnten Jahrhunderts den Anfang mit der Bedeichung des Weichseldelta's. Dies Marschland hat sich allmälig zu immer steigender Fruchtbarkeit herangebildet. Die Bewohner der Niederungen sind sehr wohlhabend. Zwar haben sie fast jedes Jahr mit den Fluthen zu kämpfen, die nicht selten fürchterliche Ueberschwemmungen veranlassen und den Wohlstand einzelner Familien oft auf viele Jahre hin untergraben. Allein eben so schnell erholen sie sich auch von ihren Calamitäten und bewahren sich durch das Kampffertige, einem so mächtigen Element begegnen zu müssen, ein rühriges, nachhaltiges wiewohl in der Form pflegmatisch erscheinendes Wesen. Die Aehnlichkeit der Bewohner der Niederungen und der Werder mit den Holländern in der ganzen Situation und Lebensweise ist augenfällig und es gibt auch sogar südöstlich von Elbing ein neuerdings auch durch die Zeitungen bekannter gewordenes Städtchen mit dem Namen: Preußisch Holland. Als Marschland ist die Gegend Flachland, aber an der Küste des frischen Haffs zwischen Elbing und Frauenburg ist sie bergigt. Es gibt hier Gegenden, deren malerische Schönheit mit der der berühmtesten wetteifern kann. Der Hauptpunct ist hier die Gegend, in welcher das Barfüßerkloster Kadihnen lag oder liegt. Lag, denn es ist aufgehoben und

bis auf die Mauer des Gartens und die Kirche nebst dem mit ihr zusammenhängenden Refectorium bereits abgebrochen. Doch schont der gegenwärtige Besitzer, Herr Bürkner, noch die Kirche und hat sogar an ihrer Giebelseite einen geräumigen Balkon anbringen lassen, der die herrlichste Aussicht auf die unten liegenden gewaltigen Laubhölzer, auf das Haff und die Nehrung gewährt. Nehrung heißen bekanntlich die schmalen Dünenstriche, welche das Danziger und Kurische Haff von der westnördlichen Seite einrahmen. Bei hellem Wetter sieht man von jenem Balkon noch über den weißschimmernden Sand und die Nadelbüsche der Danziger Nehrung die dunkelblaue Fluth der offenen See. Durch die Dampfschiffe ist das entzückende Panorama von Danzig bis Pillau jetzt sehr belebt und Herr Bürkner hat daher sogar vier kleine Böller angeschafft, den Salutationen der Dampfer zu antworten. Wenn man nun von Karthaus über die Küstenberge etwas landeinwärts wandert, so daß man das Kloster in den Rücken bekommt, so gewinnt die Gegend mit jedem Schritt. Die prachtvollsten Buchen und Birken, Tannen und Eichen, krönen die Berge und prangen mit den reizendsten Nuancirungen des Grüns. Man kann sich an dieser Frische und Ueppigkeit der Vegetation nicht satt sehen. Durch die rühmliche Vorsorge des Herrn Landrath Abramowski sind überall

bequeme Pfade und an dem Durchhau der ſchönſten Proſpecte Ruhebänke angebracht. Bald iſt man in einem ganz ſtillen Thale, wo man den Vogel auf dem Zweig hüpfen hört; bald blitzt uns auf der Spitze eines Hügels der Spiegel des Haffs entgegen; bald leuchtet das helle Gemäuer der Kadihner Kloſterkirche zwiſchen dem Waſſer und dem Walde; bald taucht unſer Blick mit einer eigenthümlichen Wolluſt in die Schatten, welche die größeren Berge über die Wälder hinwerfen und vernimmt unſer Ohr das liebliche Geklingel einer am nächſten Abhang weidenden Heerde. Dieſe Vereinigung einer imponirenden durch Schiffahrt belebten Waſſerfläche mit einer Terrainerhebung, die faſt bis auf fünftehalbhundert Fuß über das Niveau des Meeres ſteigt, was in ſo unmittelbarer Nähe deſſelben für die maleriſche Wirkung nicht wenig iſt, ſo wie die Vereinigung beider, des Meeres und der Berge, mit dem Schmuck der ſchönſten Waldungen, iſt hier wundervoll. Es gibt zwiſchen einem dicht am Haff gelegenen Städtchen Tolkmitten und zwiſchen Frauenburg einen Punkt hart am Ufer, der mit den ſchlankſten Kiefern bepflanzt iſt, welche aber weit auseinander ſtehen. Die Hügel haben hier eine gemiſchte Beholzung, aber die Kiefern ſtehen abſeits des Weges in einer großen Fläche. Man ſchaut durch ihre lanzenartig emporſtarrenden Schafte, durch ihre palmbaumähn-

lich nickenden Wipfel auf das Haff, ein Anblick, der bei abendlicher Beleuchtung, wenn die hellbraunen Stämme zu glühen scheinen, unvergleichlich ist.

Doch um endlich auf den Orden und Marienburg zurückzukommen, so fuhr ich von Dirschau das erstemal mit großer aber unbestimmter Erwartung auf Marienburg zu. Du wirst nun den Mittelpunct des merkwürdigen Ordenstaates, des einzigen, den die Geschichte aufzuweisen hat, einen der schönsten Baute, eines der berühmtesten Schlösser sehen! So sagte ich zu mir. Ich muß gestehen, daß ich vorher nie eine weitläufigere Beschreibung der Lage des Schlosses kennen gelernt hatte. Das Büsching'sche Kupferwerk hatte ich zwar einmal gesehen, allein flüchtig und bewahrte deshalb nur eine trübe Vorstellung davon. Genug, ich hatte mir in den Kopf gesetzt, das Marienburger Schloß müsse wie die Rhein- und Harzburgen, recht hoch liegen und mit mächtigen Thürmen auf die Umgegend herunterblicken; d. h. ich hatte keine Vorstellung von der eigenthümlichen Bauart des Deutschen Ordens. Ich sah nun in der weiten Ebene freilich ein hervorragendes Gebäude mit einem Thurm, der aber ziemlich dünn aus der breiten Unterlage hervorstrebte. Als ich über die Nogat fuhr, die an dem Fuß des Schlosses vorbeiströmt, erkannte ich freilich, daß dasselbe in der That so hoch und auf so festem Fundament

liege, als in diesem zum Theil durch Entsumpfung gewonnenen Land- und Schlammboden nur möglich sei. Ich mußte auch die kluge Wahl des Ortes sogleich billigen, allein meine Bewunderung fing doch erst dann an, rege zu werden, als ich in das Innere eintrat. Von Außen hat das Ganze ein mehr festungartiges Ansehen. Ungeheure Thürme mit mächtigen Zinnen, langedehnte Mauern mit kleinen Fenstern, ziemlich glatte Wände, große Massen ohne mannigfaltige Gliederung, Scheidung des Ganzen in zwei Hauptmassen, deren eine, worin die Wohnung der höheren Beamten des Ordens, so wie die Versammlungsäale, nach dem Wasser; die andere, worin Vorrathshäuser und die Kirche, nach der Landseite zu liegen, dies Alles von einem sehr breiten und sehr tiefen ausgemauerten Graben umgeben, das ist es, was man zunächst auffassen kann. Nach der Landseite zu steht auch das bekannte colossale Marienbild noch gegenwärtig in einer Nische und hat durch eine Glasbedeckung seiner Vergoldung noch jetzt ein recht frisches Aussehen. Die Zierlichkeit und Großartigkeit des Innern des Schlosses ist aber nach meiner Meinung das, was unbedingt die höchste Bewunderung erwecken muß. Die edelsten Maaßverhältnisse, die weiseste Berechnung, die anmuthigste Ausschmückung, treten uns überall entgegen. Die Kühnheit der Gewölbe in den größeren Räumen ist nicht weniger groß, als

die außerordentliche Nettigkeit in den kleineren Gemächern, in denen die Beamten, der Dreßler u. ſ. w. wohnten. Der Hochmeiſter hatte ſeine eigenen Zimmer und ſelbſt ſeine eigene Capelle. Ich will auch hier keine Beſchreibung geben. Durch den Thüringer Joh. Voigt, der für die Preußiſche Geſchichte ſo viel in raſtloſer Forſchung gethan hat, der in dieſen Räumen im eigentlichen Sinne des Worts ganz zu Hauſe iſt, durch dieſen zwar nicht nominellen aber reellen Hiſtoriographen Preußens, haben wir nicht nur in ſeiner allgemeinen Geſchichte Preußens ein ausführliches Bild von dem allmäligen Entſtehen Marienburgs, ſondern er hat auch eine eigene Monographie darüber herausgegeben. Dieſe möge man nachſchlagen. Ein ſo koſtbares Werk der Architektur verdiente die Wiederherſtellung, welche der jetzige König von Preußen als Kronprinz in Verein mit dem jetzigen Oberpräſidenten, Herrn v. Schön, mit den Städten und dem Adel des Landes veranlaßte. Es iſt das Preußiſche Alhambra.

Die anderen Ritterorden haben in allen Ländern zerſtreut große Beſitzungen gehabt; die Templer namentlich ſind unendlich reich geweſen. Sie haben ſehr feſte Puncte beſeſſen, wie die Johanniter Rhodus und Malta. Der Jeſuiterorden hat ein ganzes Land, Paraguay, in ein weltliches Kloſter verwandelt, in welchem Arbeit wie

Gebet zum maschinenmäßigen Metier gemacht wa-
ren. Aber kein Orden hat wie der Deutsche einen
wirklichen Staat begründet. Die Härte des
Kampfes mit den Litthauern und Preußen erhielt
in ihm eine gediegenere Einheit, als in den übrigen
Orden möglich war. Das Zusammenhängende sei-
ner Besitzungen ließ die Kunst der Verwaltung
einen hohen Grad erreichen. Die Uncultur, die er
vorfand, forderte ein Kolonisationssystem heraus,
in dessen Thätigkeit die Spannung kaum nachlassen
konnte, da nicht nur der Starrsinn der Eingebor-
nen, sondern auch die Rohheit der Natur zu über-
winden und Preußen damals von Landseeen und
Morästen noch ganz übersäet war. Der Or-
den der Templer dagegen ging theilweise auch
dadurch seinem Verderben entgegen, daß seine
Besitzungen ihn mit schon sehr entwickelten Cultu-
ren in Berührung brachten und es ist jetzt wohl
keine Frage mehr, daß nicht die zum feinsten
weltlichen Luxus fortgeschrittene Saracenische Cul-
tur ihm besonders gefährlich ward. Der Deutsche
Orden mußte bald gewahren, daß er den wil-
den Preußen und Litthauern nicht nur durch die
Schärfe des Schwertes, sondern auch durch gei-
stige Ueberlegenheit sich fühlbar machen müsse und
so finden wir denn die Hochmeister auch darauf
gerichtet, für Wissenschaft und Kunst durch Her-
beiziehung unterrichteter Männer und geschickter

Künstler nach Kräften zu sorgen. Der Orden zeigt uns also bereits diejenigen Elemente, welche Preußen überhaupt groß gemacht haben: 1) das militairische; 2) das administrative; 3) das intellectuelle. Der Orden mußte aber an eben dem Momente untergehen, durch welches er für die Begründung seines Staates so schöpferisch gewirkt hatte. Zum Schaffen gehört Sicherheit nnd Consequenz. Soll in der Welt etwas Neues zu Stande kommen, so muß man eine gewisse Rücksichtlosigkeit zugestehen. Nicht der Handelnde, nur der Reflectirende hat nach Göthe's paradoxem Ausspruch ein Gewissen. Als der Orden den Mechanismus, dessen er fähig und bedürftig war, nach allen Richtungen hin ausgebildet hatte, erstarrte er darin und fing an, die Forderungen der Zeit nicht mehr zu verstehen. Der Adel wie die Städte wurden von ihm mit Uebermuth behandelt. Die Folge war die Entstehung von Verbündungen gegen ihn, deren Kraft er endlich erlag. Die meisten Burgen wurden zerstört und sind theils verschwunden, theils Ruine, wie z. B. Balga. Marienburg ist daher auch ein politisches Denkmal. Es erinnert Preußen daran, immer auf geschichtlichem Wege fortzugehen. Dieser Ausdruck wird jetzt von Unverständigen allerdings auch in dem lächerlichen Sinne genommen, Alles durch die Geschichte Gegebene so zu lassen, wie es ist d. h.

ſich dem Tode zu ergeben, denn die Vergangenheit iſt todt. Indem wir aus ihr hervorgegangen ſind, indem wir ſie in uns tragen, ſtellt ſie uns zugleich andere Aufgaben, als in ihr gelöſt wurden. Dieſe neuen Probleme in dem Gegebenen zu erkennen, im Vergangenen das Zukünftige zu entdecken, aus den Zuſtänden der Gegenwart die Richtung herauszulauſchen, welche der Geiſt in ſeiner Geſchichte nimmt, das heißt geſchichtliche Entwickelung. Diejenigen aber, welche einen beſtimmten Zeitpunct wie durch Oberons Horn fixiren und wohl gar das unrein gewordene, von dem Gericht der Geſchichte ſchon weggegoſſene Waſſer uns noch einmal wieder krendenzen wollen, mit der Anmaaßung, daß es uns wie Wein ſchmecken ſolle, wiſſen nicht, was ſie wollen. Mögen ſie durch Marienburg ſich belehren laſſen. Der Capitelſaal des Schloſſes ruht auf Einer Granitſäule. Dies iſt ein Bild der Souveränetät. Aber die Säule hat einen Sinn nur durch die Bogen der Gewölbe, welche ſich zu ihr neigen, wie die Schwibbogen nur durch die Säule Einheit und Haltung haben. Sinnreich ſchließt der Cyklus der Glasmalereien der Fenſter, welche die Stiftung des Ordens im Orient, ſeine Beziehungen zu Pabſt und Kaiſer, ſein Verhältniß zu Frankreich, ſeine Waffenthaten gegen die heidniſchen Preußen, Litthauer und Kuren darſtellen, mit dem Reichstag zu Worms. Wenn

ein Mensch sagt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen," so muß man seine individuelle Freiheit anerkenen. Dies Princip ist das der neueren Geschichte. Preußen nahm es in sich auf und ist wahrlich nicht kleiner dadurch geworden. Auf dem kirchlichen Gebiet sind wir dahin gekommen, die Toleranz des Andersglaubenden zur Maxime zu machen und Luther's Worte als Auctorität dafür anzuführen. Auf dem politischen Gebiet müssen wir aber nicht weniger dazu gelangen und als Auctorität, deren die Sache freilich nicht bedarf, wird man die unsterblichen Worte Preußischer Könige anführen, welche der Genius der Geschichte durch sie sprach und wodurch sie die Sympathie Deutschlands an sich rissen.

Ich beschließe diese Reflexionen mit einer trefflichen Charakteristik der Bauart des Ordens aus Schnaase's Niederländischen Briefen, 1834, S. 164: „Keine früheren Fundamente waren bei der Anlage der Städte zu benutzen, und eine gewisse Regelmäßigkeit fand sich daher ungesucht ein. Fürsten und Adel konnten ihre Schlösser und Burgen nicht auf hohen Felsen bauen und mußten sich hinter hohen Mauern zu geordneter Vertheidigung rüsten. Die Gebiete waren ohnehin größer und die Mannigfaltigkeit geringer, weil in diesen mehr oder weniger eroberten Ländern nur Ein

Gesetz galt. Auge und Geist waren daher an einfachere, größere Formen gewöhnt. Je weiter wir zum Norden und Osten fortgehen, desto bewußter und bestimmter prägt sich dies in den architektonischen Formen aus, am großartigsten und entschiedensten in den äußersten Gebieten Germanischer Cultur, im Ordensgebiet der Deutschen Ritter in Preußen. Die Richtung auf verständige Eintheilung, auf feste Gesetzlichkeit, ist allen Kolonieſtaaten gemeinsam, weil sie durch die Ueberreste früherer Verhältnisse nicht gehindert sind. Hier wurde sie durch die Vorsicht, welche der lange Vernichtungskrieg mit den unzähmbaren heidnischen Einwohnern nöthig machte, durch die Strenge der geistlichen Regel und dadurch, daß die Gewalt in allen ihren Abstufungen nicht in den Erbgang kam, sondern der Körperschaft und ihren Beamten verblieb, besonders gefördert, und das Ordensgebiet giebt daher im Mittelalter vielleicht das erste Beispiel einer gleichförmigen, auf feste Vorschriften gegründeten und darnach verwalteten Regierung. Das Land selbst ist von Natur heiter, an manchen Stellen selbst schön, aber im Ganzen wenig wechselnd. Felsbildungen, und was sonst scharfe und überraschende Formen hervorbringt, fehlen gänzlich. Sanfte Hügel und fruchtbare Niederungen schließen sich an einander an, und wenn etwas die Landschaft auszeichnet, so sind

es die dunklen Wälder von hohen geraden Fichtenstämmen, Landseen, breite Ströme oder das Meer; alles große, ruhige Massen, nirgends Erscheinungen reicher Mannigfaltigkeit. Wie aber die fruchtbaren Marschländer unter die Deutschen Ansiedler vertheilt wurden, nach geradlinigem Maße, so überzogen auch gleichmäßige Verwaltungskreise netzartig das Land, in welchen die Gebietiger und Comthure von ihren festen Schlössern aus befehligten. Noch jetzt fährt man nicht weit durch das Land, ohne eine dieser gewaltigen Burgen, wenn auch im Verfall oder durch einen spätern Gebrauch entstellt, zu erkennen. Gern auf einem Hügel, gewöhnlich noch auf einem mächtigen Unterbau mit starker Böschung, wie auf einem künstlichen Felsen, erhebt sich die gewaltige Masse über Stadt und Dorf; die hohen Mauern sind ohne andern Schmuck, als den der Fenster und Zinnen, aber genau rechtwinkelig, gewöhnlich quadrat, und geben das Bild kräftiger, kriegerischer Haltung. Nur selten findet sich der reiche Schmuck fürstlicher Pracht, wie in dem neuerlich hergestellten hochmeisterlichen Schlosse in Marienburg, überall aber sorgfältige ordnungsmäßige Ausführung des Mauerwerks, im Innern, in Säulen und Gewölben, ein gewisser, ich möchte sagen, militairischer Anstand, im Aeußern colossale Festigkeit, oft eine einfache Würde, die an Römische Bauten erinnert. —

Einen ähnlichen Charakter hat denn hier auch der Styl der Kirchen durch die möglichſt folgerechte Anwendung jenes Syſtems der gleich hohen Schiffe. Hohe Gewölbe, hellbeleuchtete große Maſſen, ſind daher gemeinſame Vorzüge aller, Einige aber gewähren durch ihre ſchlanken Pfeiler und durch die freien Verhältniſſe des Ganzen einen Reiz, der ſich von dieſem Styl kaum erwarten ließ. Ich nenne vor allen die ſchöne Kloſterkirche in Pelplin und die Marienkirche in Danzig. Freilich iſt hier die kirchliche Würde der weltlichen nahe verwandt, und nicht ſelten bekränzen ſelbſt kriegeriſche Zinnen den Rand des Daches. Dieſer kriegeriſche Geiſt und zugleich die höchſte Folgerechtigkeit jener einfachen Behandlung zeigt ſich beſonders in der dieſer Gegend eigenthümlichen Form des Chorſchluſſes, der Mauer, welche die Kirche am Ende des Chors, gewöhnlich in Oſten, begrenzt. In den Bauten des reifen Gothiſchen Styls in dem größten Theile Deutſchlands und in Italien bildet dieſe Mauer einen Polygonabſchnitt, am häufigſten drei oder fünf Seiten eines Achtecks oder Zehnecks. In Frankreich und in einigen der größten Kirchen des weſtlichen und ſüdlichen Deutſchlands hat man jeder dieſer Polygonſeiten noch wieder eine Capelle als Anbau mit einem ähnlichen polygoniſchen Schluſſe hinzugefügt, und dadurch eine höchſt mannigfaltige gebrochene Geſtalt

hervorgebracht. In Preußen dagegen ist, mit wenigen Ausnahmen, selbst jener einfache mehrseitige Schluß verschwunden, und eine ungebrochene Wand verbindet im rechten Winkel die Seitenwände des Chors, so daß auch hier der einfache, feste Charakter des Ganzen durchgeführt ist. Im übrigen östlichen Deutschland, selbst da, wo sonst dieser Styl vorherrscht, findet sich dennoch diese Form des Schlusses (einzelne durch Beschränkung des Raums bedingte Fälle ausgenommen) selten oder nie. In England dagegen, bei übrigens höchst reichem Styl, ist sie wiederum gewöhnlich (Westminster in London, eine der wenigen Ausnahmen, ist das Werk eines Französischen Architekten) und schließt sich auch hier an einen kriegerischen Charakter an, der sich in den Zinnen, in der Bildung der Thürme und dergleichen, aber freilich nicht in jener einfachen Weise, sondern in recht feudaler Mannigfaltigkeit äußert."

Allgemeiner Charakter Königsbergs.

Bei meiner Geſchichte der Kantſchen Philoſophie bin ich ſchon in die Nothwendigkeit verſetzt geweſen, S. 99 ff. eine Schilderung von Königsberg überhaupt zu machen. Ich liebe nicht, mich ſelbſt abzuſchreiben und erlaube mir daher auf das dort Geſagte zu verweiſen. Dagegen werde ich hier noch viele Thatſachen zur Erläuterung jener Charakteriſtik beibringen. Oder vielmehr alle dieſe Skizzen werden Beläge dazu ſein, daß ich dort nicht Unrecht gehabt habe. Es iſt ſehr ſchwer, ſo im Allgemeinen den Charakter einer Stadt zu beſtimmen und doch wird unſere Beobachtung erſt dann einigermaaßen zufriedengeſtellt, wenn wir gewiſſe durchgreifende Puncte finden, die ſich in der Modification verſchiedener Gebiete gleich bleiben. Mir ſcheint nun der Hauptzug Königsbergs in einer durch den nüchternſten Verſtand beherrſchten

Universalität zu liegen. Die Universalität versammelt in ihm faſt alle bedeutenden Culturelemente, jedoch wegen der Iſolirung der Stadt in einer eigenthümlichen Verkürzung. Es fehlt nicht leicht etwas. Jedes Gewerbe, jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft, jede Lebensart, jede politiſche oder kirchliche Richtung, haben ihre Vertreter. Aber oft iſt auch ein Element eben nur repräſentirt. Es wurzelt nicht tiefer, es iſt nur da, um an ſich zu erinnern. Es iſt mehr als eine Möglichkeit, denn als Wirklichkeit vorhanden. Ein Spötter könnte daher Veranlaſſung nehmen, Königsberg als die Stadt zu bezeichnen, in welcher Alles im Zuſtande des Beinahe exiſtire. Es ſei beinah Reſidenz, denn Herzöge hätten darin reſidirt; Churfürſten, Könige auch zuweilen. Es ſei beinah eine induſtrielle Stadt, denn es habe einige große Fabriken. Es ſei beinah eine Seeſtadt, denn Zwei- und Dreimaſter können bis mitten hinein, obwohl der eigentliche Hafen das ſieben Meilen entfernte Pillau ſei. Es ſei beinah eine reiche Stadt, denn es zähle gar manche wohlhabende Kaufleute. Es habe beinah eine Feſtung, denn ein kleines Fort am Holländer Baum werde wenigſtens ſo genannt u. ſ. w. Nichtsdeſtoweniger iſt es ſehr wichtig, daß Königsberg eine ſolche Allſeitigkeit der Culturelemente beſitzt. Es beweiſt dadurch ſeine Anlage zum Fortſchritt. Es ſchließt

von Vorn herein nichts von sich aus, sondern kommt auch dem Fremdartigsten mit Empfänglichkeit entgegen.

Aber in seiner Universalität ist es zugleich von unerbittlicher Verständigkeit. Die Deutlichkeit der Begriffe, die Klarheit der Urtheile sind eines der ersten Erfordernisse für den Königsberger. Vermöge seines Nordischen Pflegma's wird er nicht rasch von einer Erscheinung hingerissen. Es bedarf einer längeren Dauer, damit er sich befreunde. Er übereilt sich nicht mit seinem Urtheil. In der Umgangssprache markirt sich dies Anhalten des Urtheils durch den eigenthümlichen Gebrauch einer Vorschlagsinterjection: Na, die in allen möglichen Verbindungen auftritt, so daß selbst Ausruferinnen, die Obst feil bieten, sie hören lassen, z. B.: „Na, Plume, Plume!“ (Na, Pflaumen, Pflaumen!) Soll aber das Anhalten des Urtheils noch stärker markirt werden, so sagt man: „Na nu?“ Es ist unmöglich, auf dem Papier die unendlichen Variationen zu zeichnen, die eine solche Interjection im lebendigen Verkehr hat, wo sie nicht selten die Stelle eines weitläufigen Raisonnements vertritt. Ist nun aber das, was Jemand sagt, irgend über das Maaß der Gewöhnlichkeit hinaus, klingt es in die hergebrachte Ordnung etwas seltsam hinein, widerspricht es irgendwie der verständigen Einfachheit, so erfolgt gewiß die Redensart: „Mach

dich doch nicht zum Narren!“ Dieſe Phraſe ſchallt einem allenthalben entgegen, wenn man nur eine Weile lebhafteren Unterredungen des Volkes zuhört. In dem Plattdeutſchen Dialekt klingt ſie beſonders naiv. Wenn eine Magd einem Soldaten, der ihr den Hof macht, zu verſtehen geben will, daß er es nicht recht ehrlich mit ihr meine, ſo ſagt ſie ihm gewiß: „Ach, maake Se mi doch nich tom Narre!“ Man glaube jedoch nicht, daß nur das Volk dieſe Wendung liebe. Sie iſt eine ganz allgemeine und wird eben ſo ſehr auch von dem gebildetſten Königsberger gebraucht, etwas ſeinen Verſtand Verletzendes von ſich abzulehnen.

Dieſe Verſtändigkeit iſt in Verbindung mit jener Univerſalität der Grund einer ſeltenen Gerechtigkeit des Urtheils. Der Verſtand allein würde zu dem äußerſten Proſarigorismus führen. Alles ihm nicht ſogleich Begreifliche würde er von ſich abweiſen. Aber die Mannigfaltigkeit der Intereſſen, die ſich in Königsberg bewegen, verhindert eine ſolche Verödung. Wofür der eine mit ſeinem Verſtande nicht ausreicht, dafür findet ſich ein anderer. Dieſer weiß ſeinen Gegenſtand zu rechtfertigen und vor dem Verſtande zur Geltung zu bringen. Man kann daher oft beobachten, wie bei gegebener Veranlaſſung zu urtheilen zunächſt zwei entgegengeſetzte Parteien da ſind, eine verwerfende und eine anerkennende. Die Dialektik

ihres Streits fördert aber bald ein Urtheil heraus, worin die Heftigkeit des Tadels durch bessere Einsicht gemildert, die Uebertreibung der Gunst durch Aufdeckung wirklicher Schwächen der Sache herabgestimmt ist. Dies als Resultat gewonnene Urtheil wird dann gewöhnlich in die allgemeine Tradition aufgenommen. Allerdings ist der eben geschilderte Proceß der, welcher überall in der Welt vorkommt. Aber in Königsberg ist er so zu sagen organisirt. Auch da, wo man es nicht erwarten sollte, wird in Königsberg eine Opposition laut werden. Künstler z. B. denen der größte Ruhm voraneilt, dürfen gewiß der achtungvollsten, gespanntesten Aufmerksamkeit sich erfreuen, allein nicht glauben, nur gelobt zu werden. Man wird ihre Einseitigkeiten auszuspähen wissen. Umgekehrt dürfen solche Menschen, welche durch Seltsamkeit, durch verbrecherischen Leichtsinn, durch intellectuelle und sittliche Monstrosität, die Gesellschaft verletzt haben, darauf rechnen, in Königsberg ihren Anwalt zu finden, der sie entschuldigt oder, kann er dies nicht, auf anderweite tüchtige Eigenschaften, wenn sie da sind, auf frühere Verdienste derselben hinweist und das Bedauern ihrer Verirrung ohne verunglimpfende Härte hervorruft. Diese Gerechtigkeitsliebe erfüllt die Atmosphäre der Königsberger Gesellschaft auf erfreuliche Weise. Man kennt sehr wohl die Mängel, ja Untugenden

der Einzelnen, aber läßt ſich ihnen nur irgend eine poſitive Seite abgewinnen, ſo wird ihnen dieſe überall zur Anrechnung gebracht.

Wenn deshalb von Königsberg die kritiſche Philoſophie ausgegangen iſt, ſo hat man in der That darin mehr als einen Zufall zu ſehen. Königsberg iſt eine Stadt, in welcher das Gleichmaaß des Urtheils ſo ſehr Eigenthum des Localgeiſtes iſt, daß ſich die Excentricität gleichſam immer daran brechen muß. Zwar läßt es die Individualität völlig frei. Es gibt in Königsberg vielleicht mehr noch als anderwärts Originalitäten, die man in ihrer oft barocken Weiſe, iſt ſie nur ſonſt harmlos, gewähren läßt. Allein im Urtheil läßt man ſich nicht binden und bei ſchwierigen Fragen wird die Aufregung der Geſellſchaft oft ſehr groß, bis das vermittelnde Durchſchnittsurtheil gefunden iſt.

Wenn nun aber der Verſtand ſo gebieteriſch herrſcht, ſo fragt es ſich, wie es denn mit der Phantaſie ſtehe. Iſt Königsberg für den Künſtler eine günſtige Stadt? Ich glaube nicht. Für den bildenden Künſtler zunächſt gar nicht, denn die Strenge des Klima's läßt vor allen Dingen das materielle Bedürfniß ſcharf hervortreten und das äſthetiſche Intereſſe erſt nachfolgen. Für den Dichter aber iſt der Verſtand als herrſchendes Element nicht zuträglich; er kann die Reflexion auf

die Bedingtheit schwer los werden. Um sich ihr zu entziehen, stürzt er sich daher gewöhnlich in das Phantastische. Er gibt es ganz auf, dem Verstand eine Befriedigung zu gewähren. Er macht es ihm durch die absoluteste Willkür unmöglich, noch eine Forderung an ihn zu richten. Er ahnt, daß er nur durch einen Absprung sich von der Furcht des Verstandes vor dem Unwahrscheinlichen, Ueberspannten retten könne und fängt daher sogleich mit der Ueberspannung, mit dem Unwahrscheinlichen an. Der Dichter, der auf den Verstand sich einläßt, würde hier nur als Satyriker, als Didaktiker, als Lustspieldichter Glück machen können. Ich habe seit meinem hiesigen Aufenthalt Gelegenheit genug gehabt, hunderte von Dichtungen der verschiedensten Art, die man meinem Urtheil zu unterwerfen das Vertrauen hatte, kennen zu lernen, um zu wissen, daß hier sehr viel und auch ganz gute Verse gemacht werden. Allein ich habe nur wenig ächte Poesie getroffen. Die besten Sachen aber nehmen sogleich, wie bei A. Hagen, die Tieckſche Richtung, d. h. eine solche, welche das laisser aller zum Princip macht und zum Verstand sich ironisch verhält. Hippel ist nach meiner Meinung noch immer der Dichter, der das Preußische Element am glücklichsten zur Darstellung gebracht und mit der Phantasie zugleich den Verstand befriedigt hat. Werner und

Hoffmann dagegen zeigen uns die entschiedenste Romantik, die sich endlich kopfüber in einen trüben Abgrund stürzt. Aber diese Schriftsteller sind auch nicht in Königsberg geblieben, sondern ausgewandert und merkwürdig genug ist selbst Hamann im Auslande, in Westphalen gestorben. Man sehe die geistreiche Charakteristik dieser Schriftsteller in der ersten Abtheilung von A. Jung's Schrift: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus.

Weil der Verstand mit seiner kritischen Schärfe hier Alles überwacht, so schlägt die productive Phantasie, wenn sie nicht zur Einheit mit ihm sich entwickeln kann, leicht in das Gesetzlose und Wüste über. Die dann entstehende nebulose Phantasmogorie wird hier auch das Motiv zu krankhaften religiösen Erscheinungen, weil der Glaube ein Bereich in sich schließt, in welchem die Phantasie sich ungemessen ergehen kann. Hiervon wird noch später besonders die Rede sein.

Indem also die Poesie nicht sonderlich gedeiht und eine Erscheinung, wie Lengerke's Lyrik, die hier so vielen Anklang findet, deshalb nicht zählen kann, weil C. v. Lengerke ein Ausländer, ein Hamburger von Geburt ist, tritt die Musik um so mächtiger hervor. Denn der Ton ist dem Verstande direct unzugänglich und läßt die Phan-

taſie der Empfindung frei. Zwar kenne ich die muſikaliſche Productivität Königsbergs zu wenig, um darüber urtheilen zu können, aber das weiß ich, daß der Eifer, mit welchem von den gebildeten Ständen Muſik in allen Formen betrieben wird, unendlich groß iſt. Ja, ich bekenne, daß das Fortepianoſpiel mir ſchon oft zur Qual geworden iſt, wenn über, unter und neben mir nicht nur in demſelben Hauſe, ſondern auch noch in der Nachbarſchaft rechts und links und gegenüber die Taſten zu hämmern anfingen. Alle Concerte ſind hier ſtark beſucht, und es verfließt faſt kein Tag, wo nicht ein Concert in oder vor der Stadt gegeben würde. Liedertafeln blühen. Der Orcheſterverein bietet uns im Verlauf des Winters im Concertſaal des Schauſpielhauſes die beſten Ouvertüren und Symphonieen. Es exiſtiren mehre Geſangvereine unter der Leitung der Muſikdirectoren Sämann, Sobolewski und Riel. Eine eigene Geſangſchule beſteht unter der Leitung des Fräulein Cartelieri. In allen Schulen wird geſungen und ſelbſt die Studenten laſſen ſich in ihren ſogenannten Anmeldungsbüchern ihre Geſangfertigkeit bezeugen. Kein Wunder, wenn auf dem Theater die Oper immer das meiſte Glück macht. Allein nicht nur die ſogenannten gebildeten Stände lieben die Muſik ſo außerordentlich, ſondern auch im Volke ſchlägt der Ton überall

heraus. Abends in den Gassen wird zu allen Jahreszeiten gepfiffen und gesungen. In Danzig scheint mir der Gesichtssinn ausgebildet zu sein; die plastischen Künste walten in ihm vor. In Königsberg scheint es mehr der Gehörsinn zu sein, der überwiegt. Wenigstens ist es mir so vorgekommen, als ginge es zu Danzig in den Straßen der Stadt Abends sehr still her. Ich habe in verschieden gelegenen Gasthöfen gewohnt, das letzte Mal im Englischen Hause nach dem Langen Markt zu. Aber das Plätschern der Röhrbrunnen, das Geschwätz einiger Mägde und das solide Gespräch einiger ehrsamen Bürger abgerechnet, habe ich nichts von Geräusch bemerkt. Ich schweifte absichtlich in den weniger besuchten Straßen der Stadt umher, allein es war überall todt und nur in den Tavernen war nach acht Uhr noch eine größere Munterkeit laut. In Königsberg dagegen schallt es bis um Mitternacht.

Die Universalität und Verständigkeit Königsbergs neigt sich dem Musikalischen so entschieden zu, weil der Ton gesellig stimmt. Die Redelust hat in der Musik ihr homogenes Element. Die Aufgeschlossenheit der Sinnesart, welche durch die Vielseitigkeit der Interessen und die Klarheit des Denkens genährt wird, ergießt sich in den Strom der mittheilungsregen Gesprächigkeit. Der provincielle Ausdruck zur Bezeichnung des Redens um des Re-

dens willen, also des Wohlgefallens am hin und hergehenden Gespräch als solchen, heißt: Käkelen.

Lage Königsbergs.

Königsberg liegt 1) in einer vollkommenen Ebene; 2) auf sieben Hügeln, wie Rom eine urbs septicollis; 3) an einem schiffbaren Fluß, dem Pregel, der 4) eine nicht unbedeutende Insel, Kneiphof genannt, bildet; d. h. seine Lage hat eine offenbare Universalität der Terrainformation und zugleich eine außerordentliche Verständigkeit. Für einen dauernden Aufenthalt ist eine solche Lage vortheilhaft. In Städten, die ganz von Bergen eingeschlossen sind, entsteht bald eine gewisse Befangenheit. Selbst ein hügligtes Terrain kann noch analog wirken. So ist es z. B. der Fall mit Halle. Diese Stadt liegt recht angenehm an einem Strom, dessen Ufer sich sogar zu nicht unbedeutenden Porphyrmassen erheben. Allein der Blick wird sehr oft auf kurze Entfernungen beschränkt, weil das Hügelterrain bald hier bald dort

die Weiterſicht abſchneidet. Man kehrt zu ſchnell in ſich ſelbſt zurück und hat eine Empfindung, wie das Zucken von Fühlhörnern, die im Taſten auf einen Gegenſtand ſtoßen. Die Vereinigung von Berg, Waſſer und Ebene, welche Heidelberg und Salzburg ſo ſehr auszeichnet, iſt höchſt ſelten. Die Lage aber in einer Ebene ohne ein größeres Waſſer macht eine Stadt kleiner als ſie an ſich iſt. So ſcheint es mir mit Nürnberg und Leipzig der Fall. Beide liegen in einer ganz flachen Gegend; beide haben einen kleinen Fluß durch ſich hinfließen, aber das Waſſer iſt gleichſam nur für die Nothdurft da. Es feſſelt uns nicht durch ſich und iſt auch zu fadenartig, um die nachbarliche oft ſo reiche und großartige Architektur in ſich maleriſch abzuſpiegeln. Das Terrain von Königsberg iſt, wie geſagt, die abſolute Plattheit, aber die kleinen Hochpuncte in ihm wirken darum auch viel mehr und laſſen das Auge ſich über weite Strecken ergehen. Das Waſſer aber gibt der Stadt überall große Lebendigkeit. Der Blick von der Promenade auf den Lindenmarkt den Hauptarm des Pregels hinunter iſt wirklich ſehr ſchön. Links große Holzwieſen, rechts eine Reihe zum Theil alterthümlicher Häuſer mit Balkonen und Bäumen, von dem ſogenannten blauen Thurm, einem Stadtgefängniß, bis zur Börſe ſich hinabſtreckend, in der Mitte zwei

Brücken, über das Geländer der letzten, der grünen die Maßen der zusammengedrängten Schiffe hervorragend. Noch schöner ist die Aussicht von der grünen Brücke selbst nach dem Haff zu. Durch die Einmündung des andern Pregelarms, der hier um die Insel des Kneiphofs herum in den Strom einbiegt, wird die Wasserfläche sehr breit. Zu beiden Seiten des Bohlenwerks ziehen sich die Speicher hinab. Auf der linken Seite schließt unten die Festung, auf der rechten das Zollhaus des Holländer Baums. Die rechte Seite ist durch die Packhofs- oder Licentgebäude, durch die Balkone des Dampfschiffahrtslocales, durch den jetzt freilich verbrannten rothen Krahn die mannigfaltigere. Der größte Reiz aber wird durch die Schiffe hervorgebracht, welche, wenn der Pregel offen ist, hier eine jeden Augenblick sich verändernde Ansicht gewähren. Hier zur Rechten geht mit Schildkrötenlangsamkeit die Pfennigfähre über den einmündenden Pregelarm am Kai hin und her; dort fliegt ein Boot, von einem Matrosen gerudert, pfeilschnell über den glatten Fluß; dort sucht ein Schiff vor dem Speicher, aus dem es Waaren einnehmen will, zwischen den andern Schiffen sich einzudrängen; da endlich segelt eines mit voller Ladung dem Haff zu und hinter dem Holländer Baum legen andere vor Anker, den Ballast auszukarren, der hier den Boden Amerika's,

Norwegens, Hollands mit Preußischer Erde mischt und wo beständig Schulknaben nach Muscheln und Schneckengehäusen suchen. Dieser Blick in das weite Wasser, dies Fortströmen mit den Wellen in das Meer, dies Vorempfinden des mächtigen Poseidaonischen Elements, dies Reiselustige der Wimpel und Segel der Schiffe, dies Verschwimmen der Abendröthe in dem fernen Spiegel ist höchst zauberisch und, über die grüne Brücke schreitend, muß man der Schönheit des Moments dankbar huldigen. Dazu kommt noch, daß auch die architektonische Umgebung überaus günstig ist. Die breite, in modernem Styl erbaute Straße der vorderen Vorstadt, das hohe Bankgebäude, der wenigstens schlanke Thurm des grünen Thores, das freilich barrocke aber doch ansehnliche Börsengebäude geben einen hohen Vordergrund, von dem aus sich die Fernsicht vortrefflich abstuft.

Aber auch der die Stadt durchfließende Pregelarm, über welchen vier Brücken führen, gewährt viele malerische Prospecte. Auf dem Kai der rechten Seite zieht sich hier ein Fisch- und Krammarkt hin, der ein mehr oder weniger munteres Menschengetreibe unterhält, indessen auf der Gegenseite die Gebäude des Albertinischen Collegiums, über welche der Dom herschauet, einen idyllisch klosterhaften Eindruck machen, der aber durch kleine Gärten und durch die Laubmassen

einiger hohen Bäume sehr freundlich ist. Das Wasser selbst wird theils durch die Fischkähne, theils durch die Käse- und Butterschiffe, zur Herbstzeit auch durch die Obstkähne belebt, die hier oft in langen Reihen aufeinanderfolgen. Die Fischkähne sind kastenartig breit. Die Käseschiffe aber haben ein spitzes zeltartiges Bretterdach zum Schutz gegen die Sonne, welcher Contrast das Pitoreske des Ganzen steigert.

Um den Wall der Stadt nach den übrigen Seiten hin zu ist nichts als Blachfeld. Zwischen dem eigentlichen bebauten Acker und dem Wall befindet sich hier theils Wasser, wie am Oberteich, theils sind durch die zur Aufschüttung des Walles fortgenommene Erde Vertiefungen des Erdreichs entstanden, welche erst allmälig durch Füllung mit dem Kehricht und Hausunrath der Stadt, der hier, wie in Berlin, Müll genannt wird, verschwinden. In diesen Kehrichthaufen wühlen unsere Chiffoniers nicht nur, sondern auch fremdländische Nebenbuhler, die Polnischen Dschimken, welche hier die Abschnitzel der Cultur, ein Stück Blech, eine Messerschaale, einen Mützenschirm, Papierstücke, zerbrochene Kämme, Glasscherben, Knöpfe, Zeuglappen u. dgl. aufsuchen.

Architektur.

Königsberg ist in baulicher Hinsicht eine der wunderlichsten Städte. Es ist im Ganzen von Außen ästhetisch schlecht und für die Benutzung im Innern unbequem gebaut. Zu diesen Uebelständen gesellt sich noch ein anderer. Der Boden ist nämlich kaltgründig oder, wie man hier sich ausdrückt, sprindig. Die Feuchtigkeit zieht sich daher in die Mauern, mindestens des untersten Stocks, der Häuser. Nur hohe Souterrains und Felssteinfundamente schützen einigermaaßen. Die meisten Keller stehen wenigstens zur winterlichen und Frühjahrszeit voll Wasser. Pumpen ragen kanonenartig fast aus allen Kellerlöchern und an vielen Orten muß das ganze Jahr regelmäßig jeden Tag eine Stunde lang das Wasser ausgepumpt werden. Das Stockigte der Mauern hat natürlich auch auf die Gesundheit, auf Erzeugung

von Rheumatismen, großen Einfluß und der Fremde hat sich daher beim Suchen einer Wohnung besonders gegen diesen Feind vorzusehen.

Versucht man nun, das hiesige Gemisch von Baustylen etwas zu entziffern, so glaube ich, lassen sich drei Arten unterscheiden, welche ich 1) den hanseatischen, 2) den kleinbürgerlichen und 3) den modernen nennen würde.

Der hanseatische ist unstreitig der älteste, der Kneiphof, die Altstadt und der Löbenicht d. h. die drei Städte, welche erst zusammen Königsberg begründeten und früher durch nun fortgerissene Thore und Mauern von einander getrennt waren, sind darin erbaut. Dies ist derselbe Styl, den wir oben bei Danzig bereits kennen gelernt haben. In der Kneiphöfschen Langgasse hat er sich am schönsten erhalten. Wenn hier zur sommerlichen Zeit die Wolme mit Zelten und Blumen geschmückt und von lieblichen Frauen-, Mädchen- und Kindergruppen belebt sind, so sollte man gar nicht glauben, in einer Nordischen Stadt zu sein. Dazu kommt noch, daß diese Bauart den Sattel des Dachs durch Mauern verdeckt und dadurch den Anschein der platten Bedachung, also einen südlichen Anstrich hervorbringt. Höfe, oft in bedeutender Höhe, kommen in diesen älteren Stadttheilen allerdings durchgängig vor, weil die auf engen Raum zusammengequetschten Häuser, denen nur

ein Spielraum des Wachsthum in die Höhe gegeben war, keine Parterrehöfe haben. Auf den einſpringenden Stockwerken ſind daher Höfe mit Theerüberzügen und eiſnen Geländern angebracht, die zum Betten-Sonnen, zum Wäſchetrocknen, zum Kleiderausklopfen und zum Luftſchöpfen gebraucht werden. In der Altſtadt ſind ſie am häufigſten und oft vom höchſten maleriſchen Effect. Ich äußerte oben, daß ich über die Structur dieſer Häuſer eine eigene Vermuthung hegte. Ich denke mir nämlich, daß ſie ihren Urſprung dem Vorbild der Schiffe verdankt.

Die Innenabtheilung der Häuſer iſt meiſtens ſo, daß man von dem bei Danzig beſprochenen, in Königsberg ſchon ſehr zuſammengeſchrumpften Vorſprung in einen ziemlich geräumigen durch ein großes Fenſter erleuchteten Hausflur tritt, welcher durch Schränke, einige Stühle und einen Tiſch am Fenſter ein ſtubenhaftes Anſehn empfängt. Unſtreitig wurde in Deutſchland der Flur auch in älteren Zeiten, wie ich aus meiner Kindheit dieſer Sitte auch noch von mehren Familien in Magdeburg mich erinnere, zum Theil bewohnt. Das Mittag- und Abendeſſen wurde in der wärmeren Jahreszeit darin abgehalten und alles Geſinde nahm noch Theil daran. Die Geſellen, Lehrlinge, Diener ſchloſſen ſich der Hausordnung an. Der Hausherr eröffnete und beendete die Mahl-

zeit mit einem Gebet. Die Küche der Königsberger Häuser auf demſelben Flur iſt nur wie ein Schrank; ein ſchmaler Heerd unter einem Rauchfang iſt durch eine Bretterwand, die von Fenſterſcheiben ſo viel möglich durchbrochen wird, nur nothdürftig abgeſchieden. Der Schein des Heerdfeuers und die Lampe müſſen für die Erleuchtung das Beſte thun. Dieſe Anlage der Küche, ſie in einen Seitenwinkel ohne eigenes Fenſter hinzudrängen, ſcheint mir ganz ſchiffsartig, denn auf dem Schiff iſt die Küche auch mehr nur ein Ofen. Die Uebelſtände jedoch, die ſich auf dem Lande durch eine ſolche Einrichtung ergeben, ſind entſetzlich. Auf den Schiffen iſt Reinlichkeit das erſte Geſetz und durch die umgebende Waſſerfülle leicht gemacht. Aber in den Häuſern bedarf es vieler Anſtrengung, in den überdies oft rauchenden Küchen Reinlichkeit zu erhalten und das Entſtehen widrigen Geruchs vom Küchenabfall, von ſchmutzigen Waſſer u. ſ. f. zu verhüten.

Den Flur vergleiche ich dem Verdeck des Schiffs; die neben ihm hinlaufende, meiſt nur durch Ein großes Fenſter erleuchtete Stube der der Cajüte. Wie ein Schiff in ſeiner Länge die Breite bei weitem übertrifft, ſo auch dieſe alten Häuſer, die durchſchnittlich eine große Tiefe und nach Hinten hinaus oft noch die beſten Zimmer haben. Und wie man im Innern des Schiffs

durch Fenster in den Gängen und Thüren das Licht so viel möglich nach allen Richtungen hin fortzuleiten und mindestens eine Dämmerung zu erlangen strebt, so in diesen Häusern. Die Treppe muß man sich hinauftappen, aber auf den Fluren der Stockwerke schimmert durch die weißen Vorhänge der Stubenfenster seitwärts oder durch querliegende Dachfenster von Oben ein rettender Strahl, das Halsbrechen noch im rechten Augenblick zu hindern.

Die eben beschriebene Bauart liebt starke Sandsteinverzierungen zur Einfassung der Thür, der Fenster und der Giebel, die, wie vorhin gezeigt worden, die Form des Hauses zu einem Parallelogramm abschließen. Mit diesen Ausfütterungen ist dann immer eine Neigung zu plastischen Bildwerken verbunden, von denen jedoch in Königsberg nur noch wenig zu sehen ist, z. B. am Stipendienhause der v. Gröbenschen Stiftung im Kneiphof. Sie würde, wollte ich meinen Vergleich bis zur letzten Consequenz verfolgen, dem Schnitzwerk zu paralleliſiren sein, womit die Schiffe ihren Spiegel auszuschmücken lieben.

Diesen Baustyl nenne ich den Hanseatischen, weil er sein Gepräge in der Periode erhielt, als die Hanse blühete. Den kleinbürgerlichen Styl zeigen die Vorstädte, welche seit dem sechszehnten Jahrhundert aus Dörfern, Vorwerken,

Gärten u. ſ. w. entſtanden und unter dem Namen der Freiheiten allmälig mit Königsberg d. h. jenen früher genannten alten Städten zuſammengewachſen ſind. Die drei urſprünglichen Städte waren durch Thore gegen einander noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts abgeſperrt. Nur Aerzte, Prieſter und Hebammen konnten ſie zur Nachtzeit paſſiren. Gegenwärtig ſind alle dieſe trennenden Medien verſchwunden. Der Löbenicht, die Altſtadt und der Kneiphof, wie der Tragheim, Sackheim u. ſ. w. hängen nunmehr unmittelbar mit einander zuſammen. Der Styl, der in den Vorſtädten herrſcht, iſt dürftig, ärmlich, nur auf das Bedürfniß berechnet. Die Wohnungen ſind nicht durch hohe Unterbauten gehoben. Der Flur iſt ſchmal und oft Eines mit der Küche, die nicht beſonders abgeſchlagen iſt. Links oder rechts iſt dann eine große Stube und neben dieſer finden ſich ein Paar Kammern. Oben, wenn noch ein Stock da iſt, wiederholt ſich mutatis mutandis, dieſelbe Einrichtung. Mehr als zwei Stock hat keines dieſer Häuſer. Die einzige Erweiterung des Hauſes bei wachſender Bevölkerung beſtand in der Anlage von Dachſtuben. Die meiſten Häuſer dieſes Styls ſind nur einſtöckig und zeigen, daß ſie nur auf Eine Familie, nicht auf Mitbewohner gerechnet haben. Aber auch die Familie durfte nicht ſehr groß oder wenigſtens

nicht mit ihrer Arbeit lediglich in den Stuben beschäftigt sein, sondern nach Außen als Mauerer, Zimmerer, Fleischer, als welche im Schlachthaus das Gröbste abthun, Töpfer, die auswärts Ofen setzen, Stubenmaler, u. s. f. sich hinrichten. Nur Drechsler, kleine Tischler und Schneider eigneten sich ebenfalls zu solcher Wohnart. Viele dieser Häuschen wurden nur von Tagelohnarbeitern bewohnt, die noch ein kleines Ackerstück hinter dem Hause cultivirten. Ueberschaut man die Vertheilung der Gewerke in der Stadt, die nothwendigerweise mit jedem Jahr eine gleichmäßigere zu werden gezwungen ist, so wird man noch die Spuren entdecken können, welche die Entstehungsweise der Vorstädte darin zurückgelassen hat. In den alten Städten war der Kneiphof vorzugsweise Sitz der Kaufleute, die zur See handelten; die Altstadt Sitz der Gewerke, die sich auf die Bekleidung bezogen, worunter Kürschner zu tüchtigen Pelzen und Wintermützen und Schuster oben an standen; der Löbenicht oder wie die Plattdeutsche Mundart lieblich sagt, Löwening, war Sitz der Brauer, welche in strenger Zunftmäßigkeit das Reihebrauen pflegten. Die Vorstädte zeigen keinen so entschiedenen Zug, sondern mehr ein Gemisch der Gewerke Auf dem Sackheim herrscht der kleine Kram für die Bauern vor, welche hier in die Stadt

bis zum Neumarkt kommen. Mit dem Kram ist gewöhnlich auch der kleine Schank von Bier und Branntwein verbunden, dessen letzteres Symbol in Königsberg in der Regel drei im Triangel zusammengelegte Messingfäßchen sind, die auch wohl grün angestrichen werden. Auf der Königsstraße oder Neuensorge sind die Gewerke möglichst verbannt. Es stehen hier viele stattliche Häuser neueren Styls. Die französische Kirche, der noch nicht gegen das Gesetz vor das Thor hin verwiesene Kirchhof der Burgkirche, das Dönhof'sche Palais mit einem sehr großen Garten, die Königl. Bibliothek, früher ein Jagdschloß, u. s. w. liegen hier. Der Roßgarten hat zwei ganz verschiedene Physiognomien. Bis zum Bork'schen Garten hin hat er durch große Häuser, durch Kaufläden und Gasthöfe ein recht heiteres Aussehen, von da ab aber durch das städtische Krankenhaus auf der einen, das militärische auf der andern Seite eine recht triste Physiognomie. Nach dem Thor zu werden die Häuser immer zwerghafter und bleiben endlich auf der einen Seite, wo sich innerhalb der Wallumgrenzung, dem Berliner Köpniker Felde ähnlich, ein großes Acker öffnet, ganz aus. Der Tragheim, der an den Schloßteich grenzt, hat das Wesen von Landhausbesitzungen auf der einen Seite, der gegenüber kleine durch Gewerb- und Taglohn sich nährende Leute

in höchſt beſcheidenen Wohnungen ſich angeſiedelt haben. Die großen herrſchaftlichen Häuſer haben ziemlich umfangreiche mit herrlichen Bäumen bepflanzte Höfe vor ſich, die von Holzgittern umſäumt werden. Nach dem Schloßteich zu liegen hinter ihnen weitläufige zum Theil ſchöne Gärten. Der Steindamm iſt die bunteſte Straße Königsbergs. Die Architektur derſelben iſt mit einigen rühmlichen Ausnahmen gewöhnlich genug. Es wohnen hier viel Materialwaarenhändler und Fleiſcher, dazwiſchen aber auch Großiſten und Beamte. Der Steindamm, ziemlich breit und mit Bürgerſteigen verſehen, iſt die Spazierſtraße der Stadt, welche zu den Huben, einer Reihe von Landhäuſern und Vergnügungsorten, führt und deshalb von gutgekleideten Fußgängern, von eleganten Fuhrwerken faſt immer belebt iſt. Was nun hier den Häuſern an Größe und Schönheit abgeht, das ſuchen ſie durch ſorgfältige Toilette des Abputzes zu erſetzen. Hat der Sackheim eine in's Plebeje ſpielende Munterkeit, die Königsſtraße eine ariſtokratiſche Trockenheit, der Roßgarten eine Antitheſe von Leben und Tod, der Tragheim eine ländlich idylliſche Laune, ſo iſt der Steindamm der Gipfelpunct des ſocialen Straßenlebens. Will man Jemand begegnen, ſo darf man nur einige Tage hier ſpazieren gehen, beſonders zur Abendzeit, wenn die Wallfahrer, die hier auf den

Wall hinaus oder von ihm zurück gehen, die Zahl der Spazierenden maſſenhaft ſteigern. Die Brandenburger Vorſtadt, durch den Hauptarm des Pregels von dem übrigen Straßenconvolut gänzlich getrennt, zerfällt in eine nicht kleine Anzahl ganz abweichender Häuſergruppen. Bis zur Brücke hin, welche die vordere Vorſtadt mit der hinteren verbindet, ſind die Häuſer im neueren Styl, was durch einen fürchterlichen Brand möglich gemacht wurde. In dieſen Häuſern wohnen faſt nur Jüdiſche Kaufleute. Auch die hier gelegenen zahlreichen Gaſthäuſer werden meiſtens von Juden benutzt. Der Bürgerſteig iſt hier am breiteſten und erlaubt den Juden, ſich in mannigfaltigen Gruppen zu ergehen oder auf Bänken, ein Pfeifchen ſchmauchend, an einem Stock knabbernd, gemüthlich zu plaudern. Die hintere Vorſtadt enthält die weitläufigen Gebäude mehrer milden Stiftungen, eine Stallung für die Artillerie, Häuſer Gewerbetreibender. Der ſogenannte obere nach dem Friedländer Thor ſtreichende Haberberg beſteht faſt nur aus einſtöckigen Wohnungen. Zwiſchen der Hauptſtraße und der Feſtung ziehen ſich Speichergaſſen hin. Zwiſchen dieſen und dem Philoſophendamm befindet ſich die Inſel Venedig, deren Hauptſtraße die Klapperwieſe iſt, die einen ſehr anmuthigen Anblick gewährt. Die Häuſer ſind im neueren Styl, gut

gehalten und haben zwiſchen ſich eine aus vier Reihen gebildete, durch kleine Untergebüſche gartenmäßig gemachte Pappelallee. Hier wohnen faſt nur Großiſten, wie Anderſch, Touſſaint u. A.

Ich habe nun ſchon mehrfach des modernen Bauſtyls erwähnt, der, nach meiner Meinung, im vorigen Jahrhundert zur Zeit der ſogenannten Aufklärung aufkam, ſich aber ſeitdem fortſchreitend vervollkommnet hat. Dieſer Styl hat zu ſeinem Princip für die innere Structur Bequemlichkeit und Helligkeit, für das Aeußere Einfachheit und Gefälligkeit. Die Treppe und Küche ſind nicht dunkel; die Stuben hängen mit einander zuſammen und gewähren doch durch eigene Flurausgänge die Möglichkeit einer leichten Iſolirung; die Zimmerhöhe iſt luftig, wogegen in dem Styl, den ich den kleinbürgerlichen genannt habe, die Gemächer gewöhnlich ſehr niedrig ſind. Die Fenſter haben große Scheiben und ſind nur darin noch mangelhaft, daß ſie nach Außen, nicht nach Innen zu ſich öffnen, ein Mangel, der für Königsberg um ſo größer iſt, als der häufige Wind ein Oeffnen des Fenſters nur geſtattet, indem man es zugleich durch Windhaken befeſtigt. Nur wo Doppelfenſter angebracht werden ſollen, was hier oft geſchieht, rechtfertigt ſich dieſe Einrichtung; und ſelbſt in dieſem Fall könnten die Doppelfenſter eben ſo gut von Außen her eingeſetzt werden, als

man dies jetzt von Innen her thut. — Der kleinbürgerliche Styl hat gewöhnlich ein Fachwerk, das man früherhin sogar im Gegensatz zu den aus gebrannten Ziegeln aufgeführten Bauten des Ordens schlechtweg: die Preußische Mauer nannte. Die Häuser modernen Styls sind massiv. Verzierungen kommen freilich nur als Leisten, Rinnen und Friese vor. In der neuesten Zeit hat man angefangen, die Häuser Pompejanisch zu bemalen, eine Manier, die in Berlin schon den Gipfelpunct der Uebertreibung erreicht hat und auch hier auf gutem Wege dazu ist. Ich glaube nicht, daß Ornamente, welche ursprünglich der Stubendecoration angehören, in solchem Grade für den Schmuck der Außenseite der Häuser verwendet werden dürfen, weil sie die architektonischen Verhältnisse zu sehr verdecken. Daß man die einförmige Prosa der Fensterreihen durch Verzierungen weniger fühlbar zu machen sucht, ist schon recht, allein ein Bauwerk muß hauptsächlich durch seine Maaßverhältnisse wirken. Gärtner in München hat daher Fenster mit rundbogigtem Schluß auch in den Styl der Privatgebäude zur Abwechselung eingeführt, was auch in Berlin schon vielfach geschehen ist. Hier in Preußen fällt mir im Augenblick nur das neue Ressourcengebäude von Braunsberg, aus Königsberg aber nur die neue Conditorei von Dölitscher, das Haus des

Kunsthändler Voigt in der Junkerstraße, und das Mittelglied in der Fronte der Meyerschen Conditorei ein, worin davon eine Anwendung gemacht worden. Im südlichen Deutschland liebt man die Häuser nur weiß zu streichen. In der Linie zwischen Prag, Nürnberg und Mainz hört diese Sitte, die in Wien und München u. s. f. herrscht, auf. Das härtere Klima forderte namentlich Leim- und Oelanstrich zu größerem Schutz. Der oft lange liegende Schnee erweckte für das Auge das Bedürfniß eines farbigen Contrastes. Als nun aber die Beleuchtung der Städte als Werk der Communen unternommen und die Privatlaternen überflüssig gemacht werden sollten, mußte man darauf denken, im Anstrich der Häuser eine Farbe zu erhalten, welche nicht zu viel Licht wegnahm. Um daher für das Sonnenlicht das Blenden, für das Laternenlicht das Absorbiren zu verhüten, wurden sogenannte Polizeifarben festgesetzt, unter denen das Hellgrün und Gelbbraun die beliebtesten geworden sind. Dies ist der Grund der großen Farbenmonotonie, die man jetzt oft in vielen Straßen trifft. Wird die Farbe weiß gelassen, so liegt darin eigentlich die Contrastirung mit dem Pflanzengrün bedingt, zu dem das Weiß außerordentlich zart aussieht. Oder aber es können auch Fresken darauf angebracht werden, wie man im Süden Deutschlands es sehen

kann, sehr hübsche z. B. in Gemünden am Traunsee.

Die Häuser modernen Styls sind durch Königsberg als Vorposten seiner architektonischen nächsten Zukunft vertheilt. Als Beispiele der älteren Weise dieses Typus führe ich das Haus des commandirenden Generals auf dem Roßgarten an, worin zum Gegensatz gegen das geschmackvolle Innere die äußere Einfachheit freilich in das Oede übergeht; das Gramatzkische Haus auf dem schiefen Berge, das Haus des Regierungsraths Hagen auf der katholischen Kirchenstraße, die Häuser der vorderen Vorstadt Brandenburg u. s. f. In der neueren Weise ist die Börsenhalle, die Meyersche Conditorei, ein Haus am Danziger Keller, eines in der Wasserstraße, was nach dem Pregel durchgeht und dahin ein sehr schönes Plateau hat u. s. w.

Man wird sich aus dem Vorstehenden von der in der That universellen Mannigfaltigkeit der Königsberger Architektur eine ziemlich genügende Vorstellung machen können. Ich finde in derselben einen großen Reiz. Der Fremde wird zunächst zu dem Urtheil geneigt sein, daß Königsberg eine schlecht und unregelmäßig gebaute Stadt sei. Er hat Recht. Aber wenn man Jahre lang an einem Ort zu leben genöthigt ist, so ist die Unregelmäßigkeit ein Umstand von großer Wichtigkeit.

Man hält es in der absoluten Regelmäßigkeit viel schwerer aus. In Berlin z. B. sind manche Viertel durch dieselbe von erstickendem Eindruck. Diese lange Krausenstraße, die eben so aussieht wie die Münzstraße, die eben so aussieht, wie die Taubenstraße, die gerade wieder so aussieht wie die Mohrenstraße, so daß man mit allem Gehen doch aus demselben Einerlei nicht herauskommt, erzeugen eine dürre, fahle Stimmung. Nur öffentliche Plätze, große hervorstechende Gebäude, Statuen, schön verzierte Brunnen, können endlich solche casernenartige Gleichheit wieder aufheben. In Königsberg kann man für den Wechsel der Stimmung immer anpassende Localitäten finden und das Durcheinander von Mittelalter und Neuzeit, von Geschmack und Ungeschmack, von Größe und Kleinheit, von der Sauberkeit und dem Reichthum des Palasts mit dem Schmutz und dem Elend der Baracke bietet dem Flamirenden eine stete Beschäftigung. Es gibt hier Häuser, die so klein sind, die nur aus einer Thür bestehen und nur die zufällige Andeutung eines Fensters besitzen, daß man auf das Herzlichste lachen muß, wie sie doch in Reih' und Glied stehen und so gut, als das nachbarliche Haus des Banquiers, ihre Nummer haben. Es gibt Häuser, z. B. auf einem Winkel des Münchenhofs, die nur durch geheime Zauberei vor dem Zusammensturz bewahrt scheinen. Die berstenden

Mauern stehen schon so schief, das Dach senkt sich so drohend, die Fenster sind alle, wo sie nicht aus geöltem Papier bestehen, so regenbogenhaft angelaufen und schlottern bei jedem Windzug so klirrend in ihren Bleieinfassungen, die Treppen sind so ausgetreten und die Thüren so locker an dem noch übrigen einzigen Zapfen einhängend, daß ich mir gleich den Maler Mozin wünschte, diesen Wunderhof abzumalen. Die Französische Straße, die gleichsam unser Palais-Royal ist, worin Buch- Putz- Hut- Quincalleriehandlungen mit Weinstuben, Restaurationen und Conditoreien wechseln, scheint wirklich vollkommen großstädtisch zu sein. Doch muß man mit dem Blick hübsch am Boden bleiben und über die Glasthüren der Läden und Conditoreien nicht zu weit in die Höhe schweifen, denn das Rabe'sche, Krikhan'sche, und Bornträger'sche Haus ausgenommen, sind die Häuser unansehnlich, nichtssagend.

Von den Kirchen Königsbergs habe ich geschwiegen, weil in der That nichts davon zu sagen ist. Die architektonisch bedeutenden sind die Schloß- und die Domkirche. Von erslerer werde ich bei dem Schloß selbst sprechen. Die letztere hat A. Hagen ausführlich und gründlich mit einem dazu gehörigen Atlas sehr schöner Lithographien beschrieben. Sie ist groß genug, aber

von Außen recht kahl ohne alle Gliederung. Inwendig ist sie ganz hübsch und voll von merkwürdigen Denkmalen, denen Hagen in seinem Buch eine minutiöse Sorgfalt gewidmet hat. Aber sie hat nicht Aufschwung genug. Es ist etwas Gedrücktes in ihren Verhältnissen. Der Frauenburger Dom hat auch das System der gleichen Schiffe, aber wie kühn reckt er sich aus, wie zierlich fältet er seine Gewölbe zusammen! In dem Königsberger Dom dagegen bleibt es bei dem Ansatz zum Schwunge. So erscheint es mir wenigstens. Die übrigen Kirchen der Stadt sind sämmtlich ganz ordinaire Gebäude. Die bestgebauten sind noch die katholische, die Altroßgärtner, die Tragheimer und die recht zierliche Französische Kirche. Die Burgkirche ist groß und hat starke, aber plumpe Formen. Die Löbenichtsche ist eben eine Kirche, wie auch die Habergische, Sackheim'sche, Neuroßgärtner. In der letzteren ist die gebretterte Decke mit schlechten Bildern bemalt und namentlich die Gegend der Orgel mit Wolkenwulsten geschmacklos überladen. Die Altstädt'sche Gemeine läßt sich, nachdem ihre frühere baufällig gewordene Kirche abgetragen, eine neue bauen, der wenigstens Mangel an Mannigfaltigkeit der äußeren Gliederung nicht zum Vorwurf wird gemacht werden können und welche mit ihren gebrochenen Pfeilermauern

gegen die übrigen Königsberger Kirchen recht abstechen wird.

Merkwürdig ist es, daß in Königsberg keine Kirche nach einem Heiligen, sondern jede nach dem Local, worin sie liegt, benamst wird. In Danzig ist das ganz anders. Da hört man von der Kirche der heiligen Katharina, Brigitte, Maria, von der Dreifaltigkeitskirche, von der Kirche zum heiligen Leichnam u. s. f. reden. In Königsberg spiegelt sich der protestantische Ursprung der Kirchen in dem Gemeindenamen derselben.

Der Wall.

Ob eine Stadt ſich äußerlich durch feſte Marken abſchließt oder nicht, iſt gewiß für die allgemeine Stimmung in ihr nicht gleichgültig. Danzig als Feſtung erſten Ranges zwängt uns ſogleich in künſtliche Gebirge ein, welche den Gegenſatz eines Aufenthaltes in und außer der Stadt bei weitem fühlbarer machen, die militairiſche Ordnung näher rücken, den Platz zum Anbau abſchneiden und den Sinn in ſich zurückdrängen. Königsberg dagegen iſt eine Stadt, die viel mehr Raum einnimmt, als man nach ihrer Einwohnerzahl erwarten ſollte und die ſich recht willkürlich in die Ebene ausgegoſſen hat. Allerdings geht ein Wall um die Stadt, der aber ganz einfach ohne Graben und Forts iſt und weniger die Vertheidigung, als das Vergnügen zu bezwecken ſcheint. In der neueſten Zeit iſt bei uns auch von der

Befeſtigung unſerer Stadt die Rede geweſen. Eine bedeutende militairiſche Auctorität wurde angeführt, nach deren Meinung Königsberg zu einer uneinnehmbaren Feſtung ſoll umgeſchaffen werden können. Möglich, aber für meine Empfindung widrig. Mir erſcheint die Leichtigkeit, mit welcher die Stadt ſich jetzt jeden Augenblick über die Walllinie ausdehnen und die vor ihr gelegenen Etabliſſements der naſſen Gärten, der Huben, des Sprindes u. ſ. f. in ſich aufnehmen könnte, ihrer Univerſalität und ihrer Anlage zum Fortſchritt, ganz entſprechend. Die Univerſalität hat eine unendliche Peripherie, der Fortſchritt ein unendliches Ziel. Der Wall als eine bald vorrückbare, bald zu erneuernde Grenze erſcheint mir als der alle Bildung zuſammenhaltende Verſtand, der, um mit dem alten Kant zu reden, keine conſtitutive, nur eine regulative Function hat.

Daß die Militairs in Friedenszeiten ſich dem Feſtungsbau zuwenden, iſt ganz natürlich. Daß ſich dabei viel Kenntniß, Scharfſinn, Genie, Kunſt entwickeln läßt, iſt begreiflich. Daß die Einſicht, auch in dieſem Zweige menſchlichen Thuns, frühere Verſuche zu übertreffen, ſchmeichelhaft wirkt, iſt in der Ordnung. Daß man bei der durch die neuere wiſſenſchaftliche Geographie ſo viel weiter gekommenen Terrainkunde die Syſteme der baulichen Vertheidigung mit viel größerer An-

gemeſſenheit an die Flußnetze, Höhenzüge, Ebenen anſchmiegen wird, iſt nothwendig. Daß endlich bei dem Feſtungsbau, wie bei dem Landſtraßenbau, eine Maſſe Proletarier Brod finden können, liegt auf der Hand. Wenn uns aber geſagt wird, daß durch Feſtungslinien ein Staat auf das Vollkommenſte geſchützt ſei, ſo iſt das ein Irrthum. Für die Operationen bloßer Armeen gebe ich zu, daß die Thore einer Feſtung, die ſich einem fliehenden Corps öffnen, daß die Vorräthe, die ſie an Munition und Lebensmitteln beherbergt, von entſcheidender Wichtigkeit ſind. Sobald aber Völker ſich mit einander ſchlagen, ſind Feſtungen dies keineswegs. Ein Volk iſt überall und kann wohl in ſeinem Heer geſchlagen, aber nicht beſiegt werden wenn es anders ſiegen will. Warſchau kann man eben daher nicht anführen, denn wir wiſſen, daß Polens Sache ſchon verloren war, bevor Warſchau im letzten Kriege fiel. Die innere Entzweiung der Polen, ihr Erbübel, hatte ſie ſchon vorher wieder vernichtet und der glückliche Sturm der Ruſſen auf die Hauptſtadt, der den Kampf beendete, war nur das letzte äußere Reſultat der Selbſtentzweiung und Selbſtverrätherei der Polen. Für Frankreich als den Staat, der bisher — denn was die Zukunft bringt, kann man doch nicht ſo apodiktiſch vorher wiſſen — das Centraliſationsſyſtem auf die

UNIV. OF CALIFORNIA

äußerſte Spitze getrieben hat, dürfte die Befeſtigung von Paris eine große Bedeutung haben. Mir iſt es peinlich, die Stadt des Europäiſchen Amüſements von Feſtungswerken eingeſchloſſen zu ſehen. Die heitere Beweglichkeit des Pariſer Treibens ſcheint mir in zu grellem Widerſpruch mit den ſtarren Mauern und Thürmen zu ſtehen. Vielleicht ſind auch dieſe Wälle nur Vorarbeiten zu künftigen Boulevards, wenn die wachſende Bevölkerung wieder einen neuen Ring um die Stadt gelegt haben wird. — Wenn man gegen den Bau von Feſtungen an Napoleons Verfahren erinnert, ſie zu ignoriren, ihnen vorüberzumarſchiren, ſo ſagen die Militairs, er ſei ein Genie geweſen und für ein ſolches ſeien keine Regeln da; es modificire Alles. Wer ſteht ihnen denn aber dafür, daß nicht wieder ein Genie des Krieges kommt?

Ich habe von meinem ſiebenten bis achtzehnten Jahr in einer bedeutenden Feſtung, in Magdeburg gelebt. Ich habe die Blokade der Franzoſen durch das Tauenzienſche Corps, worin Ruſſen und Preußen vereint waren, darin durchgemacht und kenne daher ungefähr das Feſtungsweſen. Ich beſcheide mich aber nur ganz individuelle Meinungen vorzutragen, wenn ich ſage, daß die invernale Poeſie ſolcher Orte mir zwar momentan einen ſchauerlichen Reiz gewährt, mein

Gemüth aber beunruhigt hat. Von der Citadelle herab, hieß es so oft, können die Franzosen die ganze Stadt jeden Augenblick in Grund und Boden schießen. In der Sternschanze liegen, hieß es zur Friedenszeit unter Preußischer Herrschaft, 45,000 Centner Pulver. Fliegen sie auf, so ist die Stadt hin. — Ein Nachtposten ließ sich durch einen heruntergekommenen Kaufmann bereden, die Mauer einer Abtheilung der Sternschanze zu durchgraben und ein Fäßchen Pulver nach dem andern zu stehlen. Die Besorgniß einer Explosion wurde sehr groß. Man vertheilte endlich das Pulver in kleineren Quantitäten rings um die Stadt in den Mittelwällen und versah die Häuser mit tüchtigen Blitzableitern. — Ein donnernder Krach durchbebt die Stadt; Fensterscheiben springen, die Meubel zittern, die Gläser auf den Tischen klingen. Was ist geschehen? Jeder wundert sich, daß er nach einer Minute sich und die Andern, noch wiederfindet, daß nicht Alles in das Nichts verschwunden ist. Feuerwerker sind beim Arbeiten unvorsichtig gewesen, eine Pulverremise ist in die Luft geflogen. — Man geht auf dem Glacis unter blühenden Bäumen spazieren. Wissen Sie, fragt der Nachbar, wo wir gehen? — Nun, auf dem Glacis. — Ganz wohl. Aber unter uns streicht hier eine der ersten Minen, welche bis auf 600 Schritt in's Feld hinaus Alles in einen wüsten

Haufen verwandeln und unſere zerſchmetterten Glieder gen Himmel werfen kann. — Der Gouverneur legte ſich in einer Baſtion einen hübſchen Garten an. Die felſenharten Wände verwunderten ſich, als Epheu und Wein an ihnen aufrankte; die bunten Blumen glichen Kindern, welche in ihrer Unbewußtheit in die Mitte der größten Gefahren gerathen; denn zwiſchen dem Laub ſtarrten die Schießſcharten der crenelirten Mauern zum Pelotonfeuer und über die höchſten grünen Raſenplätze gähnten von den blauen Laffeten die Mündungen der Kanonen. — Mitunter verwandelte meine Phantaſie alle dieſe Wälle und Gräben in Berge und Thäler, beſonders wenn das Gras geſchnitten wurde, aber plötzlich klirrten Ketten und, von wachthabenden Soldaten gefolgt, erſchien in ihrer ſcheckigt graugelben Tracht ein Haufe Baugefangener, zum Reinigen eines Grabens oder ſonſt einem Geſchäft mit Schippen und Beſen verſehen und fort war alle Illuſion. — So blickt die Grimaſſe des Todes, der gewaltſamen Beengtheit, der verkerkernden Abgeſchnittenheit bei einer Feſtung ſelbſt aus den lebenvollſten Momenten hervor. Aber dieſer verhaftende Zug eines ſolchen Inſtituts wird dann erſt recht empfunden, wenn die Feſtung wirklich etwas zu leiſten anfängt, z. B. wenn ſie im Kriege plötzlich eines guten Abends oder Morgens alle Zugbrücken in

die Höhe gezogen, alle Thore geſchloſſen hat und die Bewohner mit ängſtlicher Spannung die militairiſchen Myſterien ſich zu deuten anfangen. Ich leugne nicht, daß in allen ſolchen Verhältniſſen auch viel Reizendes liege, aber auf die Länge hin ſagt mir eine Feſtung nicht zu. Auch anderwärts überkam mich dieſelbe Empfindung. Ich bin z. B. viel lieber in Frankfurt a. Main, als in Mainz geweſen, obſchon mich der Mainzer Dom, die herrliche Umgegend, der prachtvolle Strom, der Contraſt des Preußiſch-Oeſtreichiſchen Militairs zu dem Einwohnerſchlage außerordentlich anzog. Aber in Frankfurt ſchien mir Alles heiterer, luſtiger und die Langeweile das Privilegium nur der dortigen diplomatiſchen Verhandlungen.

Wenn man nun aber darauf ausgeht, die Grenzen der Staaten mit Feſtungslinien eifriger als je zu verwahren, ſo mag auch dies militairiſch ganz richtig ſein. Aber traurig iſt es auf jeden Fall, daß die Völker noch ſo viel kriegeriſche Zukunft in ſich hegen und die Trennung von einander eher zu begünſtigen als zu vernichten ſcheinen. Für wahrhafte Intereſſen muß der Menſch nie den Krieg ſcheuen, aber es iſt doch zu wünſchen, daß die Hemmungen ſolcher Intereſſen unter den Nationen immer ſeltener werden und ihre Rivalität eine freie, ungehäſſige wird. Oder thu' ich den Völkern vielleicht Unrecht? Sollt' ich etwa

ſagen, die Regierungen? Aber die Regierungen ſind doch am Ende nicht von den Völkern, die Völker nicht von den Regierungen zu ſcheiden. Wann werden die Furien des Nationalhaſſes, der Eroberungsſucht, der Herrſchwuth, der Idiotismus nationaler Eitelkeit aufhören, die Menſchheit zu würgen? Denn wenn Ihr auch das Kriegsweſen noch ſo verfeinert und den unmittelbaren Mord des Menſchen durch den Menſchen noch ſo ſehr verſteckt, auf das Tödten kommt es doch weſentlich an. Rahel, die ſich ſo männlich benahm, die mit ſo rühmlicher Aufopferung die Kranken in den Lazarethen pflegte, hat es einmal ſehr ſchön ausgeſprochen, wie barbariſch das Zerſtümmeln und Zerfetzen der Menſchen iſt. Ich muß immer ingrimmig lachen, wenn ich in Zeitungsberichten die Phraſe leſe: Die Truppen hätten ſich gut geſchlagen und den Ruhm ihrer Tapferkeit auf's Neue bewährt. Sagt mir doch, welches Volk iſt nicht tapfer? Ich kenne keines. So weit die Geſchichte reicht, iſt die Tapferkeit eine der allgemeinſten Tugenden. Der rohe Wilde, der Orientale, der civiliſirte Europäer, der Yankee, wer ſchlüge ſich nicht gut? Der Jude galt bei uns als feige und ward deshalb verſpottet; aber ſeit den Freiheitskriegen, worin auch ſo viel Juden mitkämpften und ſelbſt Officierſtellen erwarben, wagt wohl Niemand mehr

dieſe Behauptung. Thut doch mit dem Egoismus der Selbſterhaltung nicht ſo groß! Prahlt doch nicht ſo mit dem Todesmuth! Im Rauſch einer Schlacht, wenn der Boden vom Huf der Roſſe dröhnt, Pulverdampf den Himmel verhüllt, das Knallen des Gewehrfeuers, das Brüllen der Kanonen, das Geſchrei des Commando's uns alle Reflexion auf uns benimmt, wenn wir maſchinenmäßig in den großen Vernichtungsknäuel hineingeriſſen werden und, geht der Tod ſchonend an uns vorüber, erſt aus dem Bülletin andern Tags erfahren, was wir eigentlich gethan haben, in dieſem blutigen Tumult zu ſterben — wie viel leichter iſt es, als im Bett liegen, krank und ſchwach, von jammernden Kindern, von einem geliebten Weibe umringt, welches jeder Veränderung unſerer Farbe nachſpäht und jeden Pulsſchlag des ſtockenderen Herzens nachfühlt! So recht mit Bewußtſein ſterben, dazu gehört viel mehr Muth, als, ſchon ganz außer ſich, durch eine Kanonenkugel im Umſehen den Kopf zu verlieren.

Doch wohin gerathe ich von meinem friedlichen Königsberger Wall! Dieſer dient hauptſächlich nur Spaziergängern. Vom Holländer Baum ab bis zum Litthauer mit Bäumen, an einigen Stellen auch mit Untergebüſch bepflanzt, mit Bänken zum Ruhen ausgeſtattet, mit ſehr wechſelnden

oft schönen Blicken auf die Stadt und Umgegend, neben gartenüppig blühenden Kirchhöfen, neben dem Spiegel des ansehnlichen Oberteichs, neben Kornfeldern und Vergnügungsorten vorbei, ladet er freundlich zu seinem Begehen ein. Besonders schön ist der Punct in der Gegend der Sternwarte, den Jung in seinem Buch S. 52. geschildert hat. Aber auch der Punct am Judenkirchhof und weiterhin die Aussicht auf die aus der Mitte von Feldern und Bäumen hervortretende Altroßgärtnerkirche, so wie endlich am Litthauer Baum den Pregel nach Arnau hinauf, nach der Stadt hinunter sind ganz hübsch. Im Frühjahr vorzüglich ist hier das Wiesengrün auf dem jenseitigen Pregelufer bei Jerusalem unvergleichlich. Solche Beschreibungen sind allerdings für den Fremden eben so uninteressant, als die von Gemälden, die man nicht gesehen hat. Man bekommt bald Langeweile dabei, selbst wenn sie gelungen sind. Aber für den, der sie kennt, sind sie angenehm. Er erinnert sich seines Genusses und wird sich des Inhaltes desselben mehr bewußt. Größere Bestimmtheit und Klarheit des Bewußtseins schadet aber nie. Es ist eine kindische, verstandlose Weichlichkeit, die, um, nach ihrer Meinung, mehr zu genießen, die Erkenntniß von sich abzuhalten sucht. Erkenntniß, Wissen steigert den Genuß. Man wolle nur Wissen nicht mit der Krankheit des

selbstgefälligen Reflectirens verwechseln, welches nicht die Sache, die genossen wird, sondern das Genießen selbst fixirt und durch das Messen des Mehr und Weniger von Empfindung, durch das sofortige Vergleichen des Genusses mit anderm Genuß es sich unmöglich macht, recht in ihn hineinzukommen.

Es ist hier wohl der Ort, den Pflegern des Walles, insbesondere den Mitgliedern der Kesselschen Verschönerungscommission unsern Dank abzustatten. Erinnert Euch des wüsten Platzes am Holländer Baum, hinter dem Getreidemagazin, wo alle Grenze zwischen Stadt und Land aufhört, weil der Wall schon früher, unweit der Sternwarte abbricht. Wie ungangbar war sonst diese Strecke! Wie anmuthig aber lächelt uns jetzt hier der Ziergarten, mit seinen Beeten, seinen Bäumchen, denen wir bestes Gedeihen wünschen, mit seinen kiesbestreuten Gängen entgegen!

Von hier bis zum Steindammthor gehen hauptsächlich schlichte Bürger, Sommerabends auch viele Nätherinnen spazieren. Ein Kirchhof, der an der Sternwarte liegt, zieht auch Viele durch das Bedürfniß des Herzens an, die Gräber ihrer Lieben zu besuchen. Zwischen dem Steindamm- und Roßgärtner-Thor ist die Masse der Besuchenden gemischt. — Vom Roßgärtnerthor bis zum Königsthor ist die Promenade der Kaufleute,

Gelehrten, Beamten, Officiere, welche die Pflicht der Verdauung gegen den Unterleib erfüllen. Mehre dieser Herren, die zuweilen auch ihre Frauen mitnehmen, sind bis zur Leidenschaftlichkeit für den Gang um den Wall gewissenhaft und verrichten diese Bewegungsnothdurft auch winterlicher Zeit, sollte gleich fußhoher Schnee liegen. — Vom Königsthor bis zum Litthauer Baum geht wieder fast nur der einfache Bürger, der gemeine Soldat, der junge Gesell, die verschämte Arme, die alte Jungfer, die sich durch Sticken und Stricken ernährt, der Tagelöhner, der von hier ab das Stückchen Acker beobachten kann, daß er sich gemiethet und mit Kartoffeln bepflanzt hat.

Die constante Staffage des Walls machen die Steuerbeamten aus. Der Wall spielt hier dieselbe Rolle, wie die Linien Wiens oder die Barriéren von Paris. In grünen Oberröcken mit blauen Kragen, einen großen Theil des Jahres in Mänteln, patrouilliren sie auf dem ihnen zugewiesenen Terrain hin und her. Zu bestimmten Stunden werden sie abgelöst. Ihr Blick ist scharf und unruhig. Der Argwohn ist ihre Pflicht. Mißtrauisch mustern sie oft selbst den harmlosen Spaziergänger, weil er vielleicht etwas Auffallendes für sie hat, wohinter sie irgend eine böse List wittern. Es ist wirklich nicht zu verwundern, wenn sie auch im Unbedeutenden Stoff zum Mißtrauen

finden, denn ſie müſſen ſtundenlang in abſoluter Unthätigkeit mit der bloßen Spannung verbringen, einem Defraudirenden auf die Spur zu kommen. Im Ganzen müſſen ſie ſich wohl mit dem Gedanken tröſten, durch ihr Daſein als ſolches ſchon ihren Beruf auszufüllen. Der Defraudant wagt nicht den Wall zu paſſiren, weil Du hier ſitzeſt und er ſich beobachtet weiß oder wähnt; ſo wird der Beamte ſich ſagen und thut Recht daran. Denn die Liſt iſt hier bei uns in Königsberg ſo unerſchöpflich, wie in Paris. Beſonders weit iſt das Syſtem der Scheinangriffe entwickelt. Da unten hinter einem Buſch liegt den ganzen Abend ſchon ein Kerl und neben ihm ein Sack. Es wird immer dunkler. Der Beamte benachrichtigt die ihm zunächſt Wachthabenden, auf der Hut zu ſein. Richtig kommt zu jenem Kerl noch ein anderer und beide ſchleppen den Sack den Wall empor. Die Beamten laſſen ihnen Zeit in die Höhe zu kommen und ſtürzen nicht ſowohl über die Männer, als über das corpus delicti her. Die Kerle laſſen dies im Stich und ſind über die Innenſeite des Walls hinab pfeilſchnell verſchwunden, während aus dem Sack ein großer Köter herausſpringt und auf die Beamten zubeißt, die zuletzt froh ſind, daß er ebenfalls wegläuft. Während ſie aber den leeren Sack in Händen halten, wird an einer andern durch den

Allarm von Wächtern entblößten Stelle ein Zug tüchtigen Schlachtviehs eingebracht. — Von dem Mehl, was durch Verkleidung, insbesondere durch simulirte Höcker und Schwangerschaften in die Stadt gebracht wird, ernähren sich gar manche Familien. Wenn die Beamten nicht da oben auf dem Wall stehen müßten, sondern im Feld nach den Mühlen zu Excursionen machen könnten, so würden sie die zu den falschen Bukkeln und Bäuchen gehörigen Physiognomien gut genug kennen, aber sie würden dann mit dem armen, abgerissenen Volk vielleicht zu viel Mitleid haben und das würde ihnen die Erfüllung ihres Amts noch mehr erschweren. Es ist wirklich eine verzweifelte Situation, zwischen dem Feld da draußen und zwischen den Häusern hier drinnen auf den schmalen Wall mit seiner Wacht beschränkt zu sein; für das Volk aber die unwiderstehlichste Herausforderung, nur zwanzig Schritt machen zu müssen, einige Pfund Mehl, die es doch schon bezahlt hat, nicht noch einmal zu bezahlen.

Außer diesem stillen Kriege der Mauth, bei dem es zuweilen tüchtige Prügel giebt, wüßt' ich von unserem Wall nur noch anzuführen, daß er an einigen Stellen sehr niedliche Eidechsen hegt, die an regenwarmen Tagen hervorkommen; daß Lumpensammlerinnen auf dem Innern der Huf-

eisenförmigen Krümmungen gern die Lumpen im Frühjahr zum Trocknen in der Sonne ausspreiten und bald darauf an der Außenseite feldwärts Kräuterleserinnen, Sauerampferrupferinnen sich zu thun machen. Heinrich Heine könnte über diesen Contrast, auf der einen Seite die Schmutzgestalten der Lumpenconservatricen um die zukünftige Literatur, auf der andern Seite die Kräuterleserinnen für die Apotheken und Küchen bemüht zu sehen, gewiß ein Buch schreiben.

Ständisches Leben in Königsberg.

An dem oben angeführten Orte habe ich bereits auseinandergesetzt, daß Königsberg eine Stadt ist, in welcher gegenwärtig kein Stand zu einer Vorherrschaft vor den andern, also auch zu keiner Vormundschaft über die andern gelangen kann. Der gewerbliche und kaufmännische Stand, der Beamten- und Gelehrtenstand, das Militair, halten sich ein schönes Gleichgewicht. Unterscheidet man aber die Stände nach den Abstufungen: 1) des Pöbels, 2) des Mittelstandes, 3) der Vornehmen, wie neuerlich Georg Siemens in seiner Schrift über die Elemente des Staatsverbandes gethan, so ist auch unter dieser Auffassung eine merkwürdige Ausgleichung der Differenz vorhanden, indem alsdann das Element des Pöbels mit dem der Vornehmen dem Quantum nach die eine, das des Mittelstandes die andere Hälfte

einnehmen dürfte. Ich beschränke mich, um nicht anderwärts schon Gesagtes zu wiederholen, auf diese allgemeine Bemerkung und füge nur noch hinzu, daß, wenn die Verschiedenheit der Stände hier eine universelle ist, der Verstand, den ich als das zweite charakteristische Merkmal von Königsberg hervorhob, sich in dem Verhältniß der Stände untereinander als die Forderung der Gleichheit geltend macht. Wenn sich ein Stand irgendwie über die andern zu erheben Miene macht, so kann er gewiß sein, daß die Kritik über und die Opposition gegen ihn nicht lange ausbleiben werde. Bis in die geringsten Schattirungen hinein beobachtet jener scharfe nordische Verstand jede Abweichung vom Gewöhnlichen. Eine allseitige Aufmerksamkeit ist wach und stempelt sogleich ein signalisirendes Stichwort, das bei Veranlassung zur Reibung losbricht. Das Volk z. B. schimpft den Juden: Heehnerfräter (Hühnerfresser), weil es ihn auf dem Markt die besten und meisten Hühner fortkaufen und eigenhändig nach Haus tragen sieht. Es schimpft den elegant Gekleideten: Kookefräter (Kuchenfresser), weil es denselben in den Conditoreien soviel aus- und eingehen sieht. — Als die Tracht der Polnischen Kazawaika, eines bis zum Knie reichenden weiblichen Oberrocks mit weiten Ärmeln, vor mehren Jahren wieder stark in Mode

kam, ging eine Dame in einem vom Mittelpunct der Stadt entfernteren Theile mit einer solchen Kleidung in rother Farbe. Sogleich fiel sie auf. Der Volkswitz regte sich. Ein Junge hielt ihr in der Queer einen Stock vor und der Chor brüllte: Spring, Apke (Aeffchen), spring! — Einer Augenkrankheit wegen mußte ich eine Zeitlang eine Mütze mit einem sehr großen Schirm tragen. In den entlegeneren Straßen erregte dies sogleich Aufmerksamkeit und ich hörte nicht selten die Jungen halb spöttisch sich zurufen: Kiek, datt 's en Scherm! — In dem Winter von 1839 auf 1840 trug man unaufhörlich Gerüchte umher von Reibungen, zu welchen beleidigender Uebermuth des Adels, besonders des militairischen, Gelegenheit auf Bällen u. s. f. gegeben haben sollte. Die gebildeten Adligen bedauerten dies außerordentlich. Es erschienen Artikel in den Zeitungen, welche daran erinnerten, daß nicht der äußere und zufällige Unterschied des Adlig- und Nicht-Adligseins, sondern allein der innere der edlen oder unedlen Gesinnung tongebend sein dürfe. Es ward an die Einheit der Bildung, an die Humanität appellirt. Dennoch kam es dazu, daß die Partei, welche sich beleidigt glaubte, das Kotzebue'sche Drama: Don Ranudo de Colibrados, als Satire auf den „Kodderadel" (wie man hier verächtlich den heruntergekommenen

Adel nennt, der sich noch auf sein bloßes „Von“ zu steifen roh genug ist) zur Aufführung brachte. Hierauf wollte die Gegenpartei: Unser Verkehr, zur Aufführung bringen; es unterblieb jedoch.

Obwohl nun aber der Verstand so viel hier auf die Gleichheit hält, so muß man doch nicht glauben, daß deswegen nicht die abgestufteste Scala von Existenzen socialer Zustände bei uns zu finden wäre. Wir haben so gut unsere exclusive Gesellschaft, als andere Residenzen. Wir haben so gut unsere distinguirenden Manieren, unsere strohgelben Glacé-Handschuh, unser Eau de Portugal, unsere aristocratisch murmelnden Sprecharten, unser Gemisch von Deutsch und Französisch, unsere crême, als dies anderwärts gefunden wird. Nur wird bei uns durch die Macht des bürgerlichen Reichthums, der Bildung, durch die Isolirung der Lage der Stadt, die gebieterisch darauf dringt, nicht in unweiser Vornehmheit sich so manchen leiblichen und geistigen Genuß zu verscherzen, die verknöchernde Erstarrung der geschlossenern Kreise wohl mehr, als in andern Großstädten, verhütet. Die eigentlich gebildete Gesellschaft trifft sich fast überall in den größeren Cirkeln als die nämliche wieder. Die Kreise, welche ihr Centrum in einer sehr entschiedenen äußeren Stellung haben, öffnen sich mehr gegen einander,

schwanken in einander hinüber. Dadurch ergiebt sich eine allgemeine Freundlichkeit der Stände gegen einander, die höchst wohlthuend und für Königsberg eine ehrenvolle Auszeichnung ist.

Im Besuch öffentlicher Orte dagegen äußert sich eine größere Abscheidung der Stände, als im südlichen Deutschland und in manchen größeren Norddeutschen Städten herrscht. Im südlichen Deutschland lebt man viel im Wirthshause. In Nord-Deutschland waltet die häusliche Abgeschlossenheit, das Stiften geschlossener Gesellschaften, das Clubbwesen vor. In Königsberg fehlt wohl beinah keine Form solcher Associationen, die der Grund sind, daß Anstalten, welche auf den Besuch Aller rechnen, fast gar nicht da sind. Das Theater und die Concertsäle, die jeder für sein Geld besuchen kann, um einen passiven Genuß zu haben, nehme ich, wie sich von selbst versteht, aus. Ich habe hier nur solche Anstalten im Auge, in denen sich der Einzelne auch activ durch Gespräch und Spiel äußern kann. In ganz Königsberg giebt es noch kein wahrhaftes Kaffeehaus, wo in einer Reihe von Zimmern für Billard, Schach, Kartenspiel, Damenbrett, Zeitung- und Journallectüre, vertrauliches Schwatzen u. s. f. ein angenehmer Aufenthalt und stete Gesellschaft zu finden wäre. Bald fehlt dies, bald jenes wesentliche Requisit

den sogenannten hiesigen Kaffeehäusern. Wo sich dies Alles aber findet, da gehört es sofort einer geschlossenen Gesellschaft, der Börsenhalle, der Loge, dem Officiercasino u. s. f. Um daher einen nicht geschlossenen Gesellschaftsort besuchen zu können, muß man sich unterrichten lassen, ob es anständig sei, dahin zu gehen. Diese Anständigkeit richtet sich eben nach dem Stand des Besuchenden. Wo der Lieutenant noch hingehen darf, kann es der Major nicht mehr, wo noch der Referendarius, nicht mehr der Rath u. s. f. Der Besuchende muß sich also orientiren. Er will wissen, ob er eine ihm in socialer Beziehung homogene oder heterogene Gesellschaft findet. In Weltstädten wird dies indifferenter. Die öffentlichen Anstalten für die Geselligkeit sind so groß, daß der Einzelne sich in dem Gewühl verliert. Königsberg aber ist zwar eine weitläufige, allein noch gar nicht so große Stadt, daß nicht die Reflexion des Einzelnen auf sich noch sehr wach und der Besuch der vielen Orte ein im Durchschnitt sparsamer bliebe. Die Menge zerstreut sich noch zu sehr und oft muß man bedauern, wie in der That treffliche Anlagen aus Mangel an Besuch keinen Aufschwung gewinnen können. Um nun solche nicht durch den Privatbesitz oder durch eine geschlossene Gesellschaft geheiligten Orte ohne Gefährde des An-

ſtandes beſuchen zu können, muß man wiſſen, zu welchen Tageszeiten und an welchen Tagen jene Vogelſcheuche des Anſtandes nicht genire; z. B. gilt es für nicht anſtändig, — unanſtändig wagt man nicht zu ſagen, — am Montag Maraunen zu beſuchen, weil dann „Alles" oder „das Volk" draußen ſei. Am Dienſtag kannſt Du hingehen, ohne Angſt, Dein ſociales Gewiſſen dadurch zu beflecken, daß an dem andern Tiſch etwa ein Handwerksburſche mit ſeinem Mädchen ſitzt und ſeine Pfeife in den blauen Himmel dampft!

Bettler.

In Königsberg wird sehr viel gebettelt. Zerlumpte Kinder, Weiber und Männer sprechen sowohl in den Straßen als vor dem Thor um Almosen an. Es giebt gewisse Passagen, die nur zu bestimmten Tages- und Jahreszeiten ihre Bettler haben z. B. einige Durchgänge nur an den Vormittagen, wenn in der Nähe Markt gehalten wird; gewisse Ecken des Wallganges nur zur sommerlichen Zeit. Manche Orte erfreuen sich dieses traurigen Privilegiums allerdings auch fast immer z. B. der von Plankenverschlägen gebildete Winkel auf dem Burgkirchhof, wenn man von dem Thor am schiefen Berge nach dem in die Französische Straße mündenden geht. Hier habe ich mehre Jahre lang von dem Fenster meiner damaligen Wohnung eine alte Frau beobachtet, die in verwaschenem Zeug aber reinlich

und ordentlich angezogen ganz still auf der Erde saß, eine Krücke neben sich liegend. Ihre stumme Beredsamkeit wirkte gewaltig. Ich habe mehrmals gezählt, wie viel Almosen binnen einer halben Stunde ihr in den Schooß geworfen wurden und erstaunte dann über die Menge. Manche Vorübergehende sah ich oft kämpfen, ob sie geben sollten oder nicht, aber oft kehrten sie um und gaben, besonders die weichherzigen Frauen. Weniger als einen halben Thaler wird dies alte Weib wohl nie zu Haus gebracht haben. Ein anderer Ort, der nie einer Bettlerstatue entbehrt, ist der Baumgang dicht vor dem Steindammthor, der von den Hauen nach dem Gasthause Sprechan führt. Wenn sich hier in der stürmischen Jahreszeit ein Greis an einen Baumstamm lehnt und nun vor dem Vorübergehenden die Mütze zieht, so daß die weißen Haare im scharfen Winde flattern, so ist die Berechnung des malerischen Effects auf das Mitleid selten versagend. Geht man hier weiter hinunter dem Landgraben nach der Willkie zu, so wird man von Frühjahr bis Herbst von ganzen Schaaren bettelnder Weiber und Mädchen angehalten, die mit großen Bündeln Leseholz, (hier Sprock genannt) aus dem Walde kommen und das Eigenthümliche haben, um einen Pfennig außer zu Brod auch zu Salz zu bitten. Die Bittform der Bettler ist gewöhnlich, zu

sagen: „Schöner Herr, seien Sie doch so gefällig und schenken Sie mir einen Pfennig.“ Nicht mitleidig nur gefällig soll man sein. Als Grund der Bitte wird dann hier wie überall angegeben, noch nichts den ganzen Tag gegessen zu haben. Gedankt wird ausführlich mit den Worten: „Dei leewe Gottke schenk Enne de Gesundheet, Glick onn langet Läwe.“ (Der liebe Gottchen schenke Ihnen die Gesundheit, Glück und langes Leben.) Aber in der Regel ist diese Danklitanei auf das kurze: ich danke, beschränkt und sehr oft tritt noch an die Stelle des Wortes die symbolische Abbreviatur einer bloßen Kopfneigung, die mitunter auch wohl ganz fehlt, wenn die Stumpfheit sehr groß ist. — Doch nicht nur die Straßenbettelei wird fleißig betrieben, auch in den Häusern wird man vielfach von Bettelei belästigt und zwar in folgenden Graden:

1) einfache Bettelei vagabondirender hülfloser Subjecte, die zwar oft lange in singendem Ton Almosen zu ertrotzen suchen, endlich aber, wenn sie nichts erreichen, stumm abgehen. Auf der Straße würden sie nicht nur inwendig, sondern auch auswendig raisonniren.

2) Bettler, welche dem Gesinde ein Schreiben einhändigen, das dem Herrn oder der Frau vom Hause zur Durchsicht sofort zu überreichen sei. In diesem Schreiben ist dann die Elends-

geſchichte vorgetragen, wie ein Kaufmann, ein Handwerker, ein Schreiber, penſionirter Officier unverſchuldet durch Krankheit und Unglücksfälle heruntergekommen ſei und die Unterſtützung wohlgeſinnter Menſchen in Anſpruch nehmen müſſe. Unter einem ſolchen Schreiben ſtehen oft ſchon viele Namen mit Angabe der geſchenkten Summe. Dieſe Namen ſind theilweiſe mit ſammt ihrem Beitrag fingirt. Das Schlimmſte iſt hierbei noch nicht, daß man ſich, auch einen zu ſpenden, verführen läßt, ſondern daß die Ueberbringer der Schreiben den unbewachten Moment, in welchem das Geſinde ſich damit zur Herrſchaft entfernt, nicht ſelten zum Diebſtahl verwenden oder wenigſtens die Gelegenheit dazu ſich anſehen, alſo das Geſchäft treiben, was wir in unſerer Deutſchen Gaunerſprache das des Baldauerers nennen.

3) Bettler, welche ziemlich ordentlich, ja mit einem gewiſſen modiſchen Anſtrich angezogen, den Herrn ſelbſt zu ſprechen wünſchen, abermals Kaufleute, Hauslehrer, Officiere, Beamte. Dieſe überreichen nun entweder in der Stube ein Schreiben ganz gleichen Inhalts, wie zuvor angegeben, oder ſie tragen ihre Bitte um Unterſtützung mündlich vor, wobei natürlich eine hülfloſe Familie, nämlich ſechs unerzogene Kinder und eine kranke Frau, niemals fehlen. Dieſe Menſchen ſind höchſt läſtig. Sie rauben entſetzlich viel Zeit durch ihr

Geschwätz und sind im äußersten Grade zudringlich. Schlägt man ihnen die Bitte ab, so sinken sie in ihren Forderungen von der gemachten Würde, mit der sie in unser Zimmer traten, allmälig bis zum Ton der niedrigsten Straßenbettelei herab, um uns wenigstens eine Kleinigkeit abzuzwacken und sich mit ihrer Jammerrhetorik bei uns nicht vergebens Mühe gemacht zu haben. Fast alle diese Bettler sind dem Trunk ergeben.

Die Furchtbarkeit dieser beiden letzten Parasiten der Gesellschaft liegt in ihrer Association, durch welche sie dazu gelangen, das Mitleid der Gesellschaft systematisch auszubeuten. Sie haben zu bestimmten Zeiten an gewissen Schlupfwinkeln ihre Zusammenkünfte, wo sie sich Mittheilungen über den Erfolg ihrer Bemühungen machen. Ein verdorbener Schreiber oder Winkeladvocat ist das Sensorium commune derselben, indem er das Büreau der Bettelbriefe bei uns so gut als in London, inne hat. Er hat seine bestimmte Tantième. Das Erworbene wird von manchen solcher Bettlerzünfte in eine gemeinschaftliche Casse geliefert, aus welcher die Einzelnen ihren Antheil empfangen. Hier ist man daher am genauesten unterrichtet, was für Personen sich dupiren lassen, wie man vom Gesinde empfangen wird, was für Befehle dies von der Herrschaft hat, wie man sich benehmen müsse, ob stumm

oder wortreich, welche Stunde zur Belagerung die günſtigſte, — genug, hier werden die Rollen des Bettlerdrama's vertheilt. Der anſtändig erſcheinende Bettler, der mit all dieſer Kenntniß unſerer Häuslichkeit, unſerer Perſon, unſerer Schwächen, auf unſere Stube tritt, iſt uns daher von Vorn herein unendlich überlegen. Hat irgend eine Maske, z. B. die eines plötzlich, ohne ſein Verſchulden durch die Ueberzärtlichkeit einer Mutter für das ungezogene Söhnchen, aus der Condition entlaſſenen Hauslehrers, Glück gemacht, ſo werden in angemeſſenen Zeiträumen neue Auflagen durch andere Perſonen derſelben bei uns verſucht werden, bis wir ermüden und abbrechen. Jene Büreaus liefern natürlich auch Atteſte mit Siegeln und Unterſchriften aller Art.

Bisher habe ich unſern Straßen- und Hausbettel geſchildert. Es giebt aber noch eine Gattung Bettelei, welche ſich mit einer kleinen Induſtrie verknüpft. Dieſe verſteckt die Bettelei hinter irgend eine Thätigkeit. Sie erwirbt ſich ein Recht auf unſern Beitrag. Was ſie thut, iſt freilich ſo gut wie Nichts, aber es ſcheint doch etwas zu ſein. Man ſteigt vor dem Theater, vor einem Concertſaal aus dem Wagen. Ein junger Menſch iſt befliſſen den Tritt herunterzuſchlagen, die Thür zu öffnen, Dir beim Herabſteigen behülflich zu ſein. Du haſt im Gedränge kaum

Zeit den Dienſt abzulehnen. Du ſiehſt nun unten und er mit herabgezogener Mütze dicht bei Dir. Alles beobachtet Dich. Er bekommt ſeinen Tribut und in der Eil oft viel mehr, als Du wollteſt. — An der Paſſage des Tragheimer Thors haben ſich ſeit einigen Jahren ein Paar Jungen das Geſchäft gemacht, ſobald es kothig iſt, den Uebergang rein zu fegen. Wenn ſie Jemand den Wall herabkommen ſehen, ſo greifen ſie zum Beſen und kehren ſo heftig, daß man eher gehemmt als gefördert iſt. Auf einmal halten ſie inne, treten bei Seite und bitten den Durchſchreitenden um ein Allmoſen.

Viel unangenehmer iſt das gegenwärtig immer mehr ſteigende Unweſen mit den kleinen Lotterieen, in denen irgend eine Stickerei, ein Gemälde oder Kupferſtich, ein Luxusgefäß, ausgeſpielt wird. Der Tag der Verlooſung iſt oft noch ſo fern, die Stunde ſo unbequem, daß man ſelten durch eigenen Beſuch das Spiel kontroliren kann. Aber ſelbſt wenn man anweſend iſt, darf man im Durchſchnitt überzeugt ſein, daß der Gewinn, trotz aller Oſtentation des ehrlichen Herganges, einer Perſon in die Hände fallen wird, die mit dem Ausſpielenden in einem geheimen Zuſammenhang ſteht.

Woher kommt nun dieſes Bettelweſen? — Der Straßenbettel iſt bei uns verboten. Einem

Straßenbettler öffentlich Almoſen zu geben, iſt ebenfalls, ſogar bei Strafe, verboten. Wir haben Armenhäuſer, Anſtalten für Erziehung verwahrloſter Kinder, Kleinkinderbewahrſchulen, ein Zuchthaus, Arbeitshaus. Und dennoch wird ſo viel gebettelt.

Ich habe mich oft nach den Gründen dieſer Erſcheinung umgeſehen. Die allgemeinen, die für die Entſtehung alles Pauperismus gelten, müßten hier nach ihrer localen Modification betrachtet werden. Dazu fehlt es mir zu ſehr an Specialkenntniß. Ich beſcheide mich auch hier, nur unvollſtändige, der Berichtigung vielfach bedürfende Beobachtungen mitzutheilen, deren Werth ich nur deshalb nicht ganz als Null anſchlage, weil ſie völlig unbefangen gemacht ſind und daher immer einen gewiſſen Wahrheitskern enthalten dürften.

Einer der allgemeinſten Gründe ſcheint mir die Indolenz der hieſigen untern Volksclaſſen zu ſein. Der gemeine Mann iſt ſchwerfällig, langſam, unerfinderiſch, ja arbeitsſcheu. Er ſetzt noch keine Ehre darin, ſich ſelbſt zu unterhalten, keine Unehre darin, unterhalten zu werden. So lange er ſich im Nothſtande befindet, verſpricht er alles Mögliche zu leiſten. „Erbarmen Sie ſich!“ iſt dann das dritte Wort, womit er uns antritt. Aber kaum iſt der dringendſte Moment vorüber, ſo wird er ſchon wieder apathiſch,

unwillfährig, besinnt sich, ob er einen Antrag annehmen soll und fängt an, übertriebene Forderungen zu machen, deren Ausdruck öfter bis zur Grobheit geht. Der kleine Handwerker wird bei uns den Termin zur Ablieferung einer Arbeit selten einhalten und sich ungeheuer bezahlen lassen. Wenn daher Jemand in bedrängte Umstände geräth, so wird er hier nicht zunächst in sich Hülfsquellen aufsuchen, sich wieder eine bessere Lage zu schaffen, sondern er wird sich bedenken, wer ihm wohl eine Unterstützung geben könne. Daß er sich in Verlegenheit befindet, reicht für ihn hin, die Voraussetzung zu machen, daß man ihm helfen müsse, Ob seiner Noth nicht durch ihn selbst, durch sein eigenes Thun, ein Ende gemacht werden könne, ob seine Verlegenheit schon eine extreme sei, überlegt er nicht sonderlich. Das Abwarten aber der Hülfe, die von Außen kommen soll, der Zeitverlust, der dadurch entsteht, die niedergeschlagene Stimmung, welche sich durch die Einbildung nährt, daß Andere doch etwas thun müßten, verderben den Charakter. Es entsteht eine oft colossale Passivität, die im Erdulden von Entbehren eine negative Stärke entwickelt, welche sich nur positiv zu äußern brauchte, um sogleich diese ganze Summe von Elend unnütz zu machen.

Diese Richtung auf Unterstützung von Außen her entspricht nun wirklich eine solche in Königs-

berg, dem System des Nehmens eines des Gebens. Königsberg ist außerordentlich wohlthätig. Es werden jährlich an Geld, an Naturalien und Kleidungsstücken ungeheuere Massen verschenkt. Man addire nur zusammen, welche Summen in den Beiträgen stecken, die von der Hartung'schen Zeitung für solche eingenommen und verzeichnet werden, die durch Brandunglück und Ueberschwemmung gelitten haben. Brandunglück ist aber leider fast ein stehender Artikel unserer Zeitung. Man berechne ferner die Concerte, die Schauvorstellungen von Akrobaten, Taschenspielern, Kunstausstellungen, die zum Besten der Armen gegeben werden. Man lese die Berichte, die von den Gesellschaften zur Aushülfe armer Familien mit Brennmaterial und Kleidungsstücken gegeben werden, man erwäge die Klingebeutel der Kirchen, die Collecten derselben, die milden Vermächtnisse, die Collecten der Viertelsarmen, die Beiträge für die Stadtarmen selbst, die Armenversorgungen der Logen, die Bürgerrettungsvereine, die Damen-Armenvereine, die ihre Arbeiten zum Besten der Armen jährlich verlooſen, man erwäge die zahllosen Stiftungen in allen Theilen der Stadt, und man frage sich, ob es nicht das Aussehen hat, als wenn alle Thätigkeit eigentlich nur darauf abzweckte, etwas zum Besten der Armen hervorzubringen. Und hierbei kommt

nun jenes verschwiegene, geräuschlose, nur Gott bekannte Wohlthun gegen Hausarme noch nicht einmal in Anschlag.

Gewiß ist nun Alles buchstäblich wahr, was uns davon gesagt wird, wie himmlisch es sei, die Thräne eines nothleidenden Bruders zu stillen, den Hungernden zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Entblößten zu kleiden. Aber das maaßlose Wohlthun macht die Armuth zu einem organisirten Stande, oder richtiger, nicht die Armuth, denn diese erhält sich noch selbst, wenn gleich mit Mühe und Entbehrungen, sondern die faule Dürftigkeit. Das ist das rechte Wort. Es ist der größte, längst anerkannte Mißverstand, der Noth durch bloßes Geben abhelfen zu wollen. Momentan, in gewissen Fällen, muß dies geschehen, aber es darf nicht Princip werden, denn Noth ist auch die göttliche Mutter der Erfindungen, der vervielfachten und erhöheten Thätigkeit. Daß die Noth, wenn ihr nicht von Außen Einhalt geschieht, sogleich zum Verbrechen, zum Betrug und Diebstahl, führen müsse, ist eine Meinung, die zwar verbreitet genug ist, die man aber nicht genug bekämpfen kann. Friedrich der Große schon durchschauete diese weiche, in sich versinkende Indolenz und schrieb das harte Wort, daß nur durch die Verzweiflung etwas aus dem hiesigen Volk

werden könne. Die Hülfe, die Jemandem von Außen kommt, pflegt schnell genug aufgebraucht zu sein und dann ist die alte Noth von Neuem da und erwartet abermals ein Wunder. So wird die Trägheit, die allerdings oft dürftig ist, aber es nicht zu sein brauchte, durch die Wohlthaten groß gezogen und dann weiß man nicht, wie es zugeht, daß der Abgrund, statt sich zu schließen, immer größer wird. Je mehr die Wohlthätigkeit zu einem System sich entwickelt, um so trotziger wird die Forderung, die man an sie macht. Sie erkennt ja die Noth und ihre Verpflichtung, sie aufzuheben, an, sie berechtigt ja den zufällig Leidenden, Hülfe zu erwarten.

Die bisher betrachtete Passivität und die Wohlthätigkeit sind also in ein Wechselverhältniß gegenseitiger Steigerung getreten. Die Wohlthätigkeit ist nämlich eine derjenigen Tugenden, die am schnellsten gedeihen, denn von seinem Ueberfluß sich etwas für einen Andern abbrechen ist nicht zu schwer. Materielles Wohlthun ist ferner ostensibel. Die Namen der Wohlthäter können genannt, können gedruckt werden. Die Eitelkeit wird geschmeichelt, den Dürftigen als ein kleiner Deus ex machina erschienen zu sein. Wenn nun eine fürstliche Person aus einem vollen Seckel den Staatarmen bei einem vorübergehenden Aufent-

halt einige hundert Thaler ſchenkt, ſo iſt das recht löblich — hat ihr dieſe That aber die geringſte Aufopferung, die kleinſte Anſtrengung gekoſtet? Verſagt ſie ſich deshalb etwas von ihren luxuriöſen Gewohnheiten? Allerdings kommen auch in unſerer Stadt Fälle vor, wo Jemand als ein Ausbund von Wohlthun geprieſen wird, der ſelbſt in Schulden ſteckt. Hier kann ich aber das Wohlthun nicht billigen, denn der Menſch ſoll lieber gerecht als edel ſein wollen. Meinen Gläubiger zum geſetzten Termin zu bezahlen, fordert die Gerechtigkeit und ſo ſüß mir das Wohlthun ſein mag, ſo muß ich doch mit ihm ſo lange zurückhalten, bis ich ſelbſt keine Verpflichtungen gegen Andere mehr habe. Doch hier eröffnet ſich in der Geſinnung vieler Menſchen eine religiöſe Verworrenheit. Die Werkheiligkeit beſchleicht das Herz. Der Glaube, daß Gott unſer Wohlthun auch an uns, d. h. an unſeren irdiſchen Gütern, ſegnen, und es uns nie daran werde mangeln laſſen, damit wir wohlzuthun nicht zu unterlaſſen brauchen, niſtet ſich ein. Der Aberglaube, am Wohlthun eine Aſſecuranz für die eigene Wohlfahrt bei Gott zu begründen, verunreinigt unſer Wohlthun. Die Formeln, mit denen der Bedürftige dankt, ſind auch ſämmtlich darauf eingerichtet, ſolchen Aberglauben zu unterhalten. Eine Wohlthat, die uns von Gott

dreifach vergolten werden soll, ist demnach nur der Einsatz eines Capitals, das wir mit reichlichen Zinsen zurückzuempfangen erwarten. Wer unter uns wäre wohl, der sich rühmen könnte, im Moment des Handelns, von diesem pharisäischen Calcul immer frei zu sein?

Ein anderer Grund aber für die Förderung unseres Pauperismus ist das Armengesetz, das bei uns 1826 revidirt, 1828 eingeführt worden ist. Nach demselben soll Jeder, der drei Jahr lang in einer Gemeinde gelebt hat, dadurch das Anrecht erwerben, von ihr im Fall der Hülflosigkeit erhalten zu werden. Auf dem Lande herrschen bei uns stationäre Verhältnisse. Der Gutsherr hat das Recht, dem Instmann d. h. dem freien Häusler, der auf seinem Grund und Boden wohnt und ihm den größten Theil seiner Thätigkeit widmet (welche Grundholden in Litthauen und Schlesien Gärtner heißen) zu kündigen, weil dies Verhältniß auf einem Vertrage beruht. Dem Gutsherrn kann daher der Instmann auch kündigen. Die bestimmten Forderungen, die derselbe im Fall der Hülflosigkeit an ihn machen kann, indem Brotkorn, Kartoffeln u. s. f. durch das Gesetz ihm angewiesen sind, schrecken manchen Gutsherrn und er wird daher einem Instmann, sobald derselbe arbeitsunkräftig zu werden anfängt, kündigen, um nicht ihn und seine Familie

ernähren zu müſſen. Der wohlgeſinnte Gutsherr, der mit ſeinen Inſtleuten in einem gemüthlichen Zuſammenhange lebt, wird einen ſolchen Schritt nicht leicht thun, es wäre denn, daß er ſich von Familien oder von Individuen frei machen wollte, deren Unſittlichkeit auf die übrigen Grundholden verderblich einzuwirken droht und an denen wiederholte Beſſerungsverſuche erfolglos geblieben ſind. Den Schwachen, Kranken, der in ſeinem Dienſt gealtert iſt, wird er mit Pietät verpflegen, und den Eifer der Uebrigen durch die heitere Ausſicht, die er ihnen für ihr Alter oder für Unglücksfälle eröffnet, ſteigern. Auf den Gütern eines Grafen aus dem hier viel verzweigten Geſchlecht der Dohna's war dies Verhältniß ein ſo ſchön ſittliches, daß die höchſte Strafe, die der Graf über einen Trunkenbold, Zänker, Liederlichen zu verhängen brauchte, nur darin beſtand, daß das Wappenſchild, das über der Thür jedes Inſthauſes angebracht war, weggenommen wurde. Eine ſolche Entehrung bewirkte Wunder ſittlicher Wiedergeburten.

Allein wenn der Gutsherr egoiſtiſch denkt, ſo wird er nur die Arbeitskräfte der Menſchen, nicht die Menſchen in Anſchlag bringen. Er wird alſo kündigen, um ſich voraus der läſtigen Pflege des thatlos werdenden nicht mehr rentirenden zu entziehen. Der Inſtmann, der oft

auf dem Gut geboren iſt, deſſen Eltern, deſſen Voreltern hier, nicht ſelten in dem nämlichen Hauſe, gewohnt haben, kann ſich nicht darin finden, ſeine Heimath zu verlaſſen, in die er mit ſeinem ganzen Daſein verwurzelt iſt. Wohin ſoll er ſich wenden? In Provinzen, deren Verhältniſſe nicht, wie die unſrigen ſtationair, ſondern durch Fabrikthätigkeit zugleich mobil ſind, geht ein aus einem Dienſt Entlaſſener viel leichter in einen andern über. Die Gelegenheiten des Unterkommens ſind mannigfaltiger und die Gewohnheit der Veränderung herrſchender. Wer wird aber den Arbeiter, der zu altern und gebrechlich zu werden beginnt, wenn er auch im Augenblick noch Manches leiſten kann, in ſeinen Dienſt nehmen. Oft treiben ſolche Menſchen halb verzweifelt in Wäldern, in Höhlen ſich umher und die Klagen über ſo betrübende Vorfälle wachſen. Die Gensdarmerie muß öfter einſchreiten. Es kommt zu blutigen Auftritten. — Die vom Gut ausgeſtoßene Familie wandert endlich in ein anderes Dorf, in ein Städtchen ein nnd ernährt ſich in der ihr fremden Umgebung, deren Gunſt und Ungunſt ſie erſt kennen lernen muß, auf kümmerliche Weiſe. Die Gemeinde ſieht die Hülfloſigkeit der neuen Genoſſen mit Rieſenſchritten herannahen. Auch wird der Unterhalt, den ſich die Ankömmlinge ſchaffen, in gar manchem Betracht verdächtigt.

Die Gemeinde kündigt ihnen also abermals vor Ablauf der drei Jahre und es beginnt eine neue Auswanderung, bis die Unglücklichen wirklich heimathlose, immer auf dem Schub befindliche Vagabonden geworden sind, die sich zuletzt in die größeren Städte werfen, in denen sie noch am ehesten theils als Handlanger Arbeit, theils als Bettler und Diebe wenigstens Fristung des Lebens hoffen, bis sie hier dem Hospital oder Zuchthaus verfallen.

Die eine Masse der Vagabonden und Bettler nimmt also aus unsern dermaligen gutsherrlichen Verhältnissen ihren Ursprung. Um das Urtheil über die Gutsherren zu mildern, muß ich bemerken, daß der Wechsel der Herrschaft durch den häufigeren Güterverkauf der neueren Zeit es oft unmöglich macht, daß sich zwischen den Instleuten und den Grundherren ein tieferes Verhältniß gemüthlicher Anhänglichkeit entwickeln kann. Der neue Gutsherr will sich Alles so gewinnreich als möglich einrichten und ist gegen die Menschen, die er vorfindet, nothwendig gleichgültiger. Vergl. A. v. Harthausen: die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und West-Preußen, S. 249 besonders in der Anmerkung.

Aber noch einen andern Ursprung nimmt jener vagabondirende Pauperismus aus den übereilten Besetzungen und überfrühen, leichtsin-

nigen Ehen Gewerbtreibender auf dem Lande und in kleinen Städten. Der junge Hausvater hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, entzieht sich seinen Verbindlichkeiten durch die Flucht und hinterläßt nun der Gemeinde Frau und Kind zur Verpflegung. Besorgt deshalb die Gemeinde einen solchen Ausgang, so wird sie ebenfalls kündigen, bevor die verhängnißvollen drei Jahr verstrichen sind, welche gerade ausreichen, um einige Kinder zu zeugen und die Frau durch Schwangerschaft, Kindbett, Säugung der Kinder, Noth, schon allmälig arbeitsunfähig zu machen. So schleppt sich denn hier eine Handwerkerfamilie von Ort zu Ort, überall mit Widerwillen empfangen, vom Argwohn der landräthlichen Behörden und der Polizei begleitet, bis auch sie abgerissen, vom heimathlosen Umherziehen entsittlicht, zur Lüge, zum Betrug, zum kleinen Diebstahl geneigt, wohl gar darin geübt, in den Abgrund der großen Städte sich stürzt, bis sie hier im Siechenhause physisch, im Zuchthause moralisch elend untergeht.

Es kommt, wie mir scheint, nur auf zweierlei an: 1) jene drei Jahr und 2) die speciellen Rechte zu streichen, welche der Eingesessene, wenn er hülflos wird, geltend machen kann und sowohl die Aufnahme in die Gemeinde als das Wie der Verpflegung frei zu lassen. Denn jene Frist

wird einerseits durch Schein aller Art, einen genügenden rechtlichen Erwerb nachzuweisen, durchzubringen versucht, um sich dann bequem ernähren zu lassen und somit den Gemeinden eine große Last aufgebürdet. Anderseits aber wird die mißtrauische Reflexion und die schützende Vorsicht durch die Kürze der Frist in steter Spannung erhalten nnd alles Entgegenkommen, alle zuthätige freundliche Förderung erstickt, so daß der Landrath oft allein der Anhalt der Preisgegebenen bleibt und doch eben so wenig ihnen gründlich zu helfen Mittel hat.

Daß nun Vagabonden und Bettler mit Gefängniß- oder Zuchthausstrafe belastet, daß sie in das Zwangsarbeitshaus von Tapiau gesperrt werden, das sind, wie wir alle wissen, höchst unzureichende Mittel. Ja, so wie diese Anstalten noch eingerichtet sind, verderben sie oft mehr, als sie gut machen. Der Bettler, der im Gefängniß mehre Tage, der Vagabonde, der auf bösen Wegen ertappt, im Zwangsarbeitshause mehre Wochen, der Dieb, der im Zuchthaus mehre Monat zugebracht hat, kommen verwilderter, verstockter, mit neuen gefährlichen Kenntnissen bereichert, mit Anknüpfung neuer lasterhafter Verbindungen herunter. Diese Voraussicht ist wahrscheinlich der Grund, weshalb die Polizei in Königsberg dem Straßenbettel nicht in dem Grade, als sie wohl

könnte, ſich entgegengeſetzt. Wenn ein zum drittenmal beim Betteln Betroffener in den blauen Thurm am Pregel oder in die Schützerei am Schloß auf einige Tage eingeſperrt wird — was fruchtet dies? Beim blauen Thurm iſt zudem die Ausſicht auf den Pregel wunderſchön. Die Waſchbanke, die hier angebracht iſt, gibt unmittelbar vor dem Gebäude einen ſteten Mägdeklatſch den Lauſchenden zum Beſten. Schiffe fahren drüber und daß zwiſchen den Holzwieſen des jenſeitigen Ufers das Zuchthaus liegt, fällt gewiß den wenigſten Gefangenen ein. Wir denken daher auch immer mehr daran, Arbeit zu erfinden und zwar Arbeit, welche kein großes Maaß intellectueller oder techniſcher Vorbildung fordert. Das iſt aber Maſchinenarbeit, bei welcher der Menſch mehr eine bloße Aufſicht führt, Oel aufgießt, Staub fortwiſcht, Stoff einſchüttet, die Reſultate des mechaniſchen Getriebes entgegennimmt, eine Kurbel dreht u. ſ. f. Wenn man bedenkt, wie viel Menſchen in ſtarrer Unthätigkeit, auf die Gnade Anderer hoffend, was doch ein entſetzlicher Zuſtand iſt, in höchſter Abhängigkeit vom Augenblick hinleben ſo kann man nicht genug für die Möglichkeit danken, dieſe ſo zu beſchäftigen, daß ſie auf eine unſchwere, keine beſondere Bildung vorausſetzende Weiſe ſich ſelbſt ihr Brod erwerben und dadurch

von dem Fluch erlöst werden, unselbstständig zu sein.

Und auch daran denken wir immer mehr, die Arbeitsscheu zu vernichten. Arbeitsstoff und Arbeitslust zu erzeugen, das allein ist der wahre Weg, die Menschen dauernd glücklich zu machen, wogegen das passive Wohlthaten Spenden und Nehmen die Arbeitsscheu fördert und die Anlagecapitale zu Arbeitsunternehmungen fruchtlos verzehrt. Die große Schwierigkeit unseres bisherigen Strafverfahrens, durch Unterbrechung der Thätigkeit und schneidende Verachtung zu strafen, darf uns nicht als eine unauflösliche erscheinen. Schon haben wir den großen Fortschritt gemacht, einzusehen, daß unter gewissen Umständen gewisse Verbrechen entstehen müssen, daß wir also in unserer Gesetzgebung die vorzüglichsten Bedingungen für die Erzeugung von Verbrechen zu suchen haben. Wir verlassen uns nicht mehr auf die so schwache moralische Kraft des Einzelnen, an welche allerdings auch zu appelliren ist, sondern wir suchen die objectiven Verhältnisse so zu gestalten, daß sie so wenig als möglich zum Begehen von Verbrechen herausfordern. Das ist aber nur möglich, wenn die Faulheit und der Arbeitsmangel systematisch ausgerottet werden. Für die Besserung der Bettler und Verbrecher sind wir deshalb jetzt auch

bei weitem weniger durch Ermahnungen, als dadurch thätig, daß wir ſie in Situationen zu bringen ſuchen, in denen ſie ein anderes Leben führen können. Bisher war zwiſchen dem Verbrecher, wenn er ſeine Strafe erduldet hatte, und der übrigen Geſellſchaft der Zuſammenhang immer wie abgeſchnitten. Man ſtieß ihn überall als einen Gebrandmarkten zurück. Man hatte die Grauſamkeit, ihn immer noch ſo anzuſehen, als ſei er durch die Strafe nicht entſühnt, nicht gereinigt. Dies Vorurtheil hat Recht, ſo lange der Verbrecher durch den Umgang mit andern Verbrechern im Gefängniß während der Strafzeit nur noch verderbter wurde. Allein bei beſſeren Einrichtungen wird es verſchwinden. Die chriſtliche Liebe wird ſiegen. — Als Palliativmittel gegen die Zunahme des Pauperismus in unſerer Provinz hat der Oberpräſident Herr von Schön, die Unterbringung der Hülfsbedürftigen bei kleineren und größeren Landeigenthümern oder bei Handwerkern in ärmeren und entlegneren Kreiſen (Oletzko) eingeführt. Sie erhalten Wohnung, Pflege und Koſt, müſſen aber nach Kräften in der Wirthſchaft behülflich ſein und werden auf ſolche Weiſe wieder erzogen. Das Koſtgeld iſt äußerſt gering, weil der Pflegevater die Arbeit des Pfleglings mit in Anſchlag bringen kann.

Siehe M. v. Lavergne-Peguilhen, die Culturgesetze, I. 358 (Königsberg, 1841), wo diesem System der Vorzug vor dem Fourier'schen System gegeben wird.

Provincialismen.

Die Universalität, die ich als den einen Grundzug im Charakter Königsbergs angegeben habe, verleugnet sich auch in seiner Sprache nicht. Die Bestandtheile der Bevölkerung sind so gemischt, daß nothwendig auch die Sprache die Mannigfaltigkeit derselben wiederspiegeln muß. Ich werde auf einige besondere Eigenthümlichkeiten darin aufmerksam machen.

Idiotismen. Jeder Fremde, der nach Königsberg kommt, hat hier, wie überall, einige Wörter in sein Lexikon einzutragen, die ihm bis dahin völlig unbekannt waren. Der Ursprung dieser Idiotismen mag theils altpreußisch und Litthauisch sein; Manches aber dürfte sich auch als Verstümmelung, als Entstellung Lateinischer Wörter erklären, die durch den Ritterorden und die Kirche hier in Umlauf gesetzt wurden. Als

Beiſpiele der erſteren Art nenne ich den Ausdruck Marjell für Dirne, Mädchen überhaupt, Dupps für den Allerwertheſten, Peede für das Tragholz zu Waſſereimern, das in Niederſachſen Schame heißt; Schmand für Sahne; Glumſe für dicke Milch, welche käſet; als ein Beiſpiel der zweiten Art Kumbſt für Kohl, nämlich Weißkohl, welches Wort in der ganzen Provinz Oſt- und Weſtpreußen gebräuchlich iſt. In Danzig gibt es ſogar einen eigenen Kumbſtmarkt. Dies Wort enträthſelte mir Herr Dr. Motherby sen. durch das Lateiniſche compositum, indem er in alten Rechnungen die Schreibung Compoſt gefunden hat, woraus die Plattdeutſche Mundart in der Zuſammenziehung Kumbſt gemacht hat. Man müßte es ſich als das vorzüglich beliebte Beigericht denken. Der Todtenſchmaus heißt Zarm, was vielleicht einem Lateiniſchen Worte durch Coruption angehört. — Es ſind hier auch noch einige Wörter in der urſprünglichen Bedeutung heimiſch, welche ſie bei den Schriftſtellern des Mittelalters haben. Die Provincialdialekte hüten gleichſam noch die alten Schätze als lebendige Reliquien; der eine hat dies, der andere ein anderes Wort aufbewahrt z. B. liederlich heißt hieſelbſt noch fröhlich, munter. Wenn die ſprudelnde Ausgelaſſenheit eines jungen Mädchens gemüthlich geſchildert werden ſoll,

so sagt man: „das ist mal eine liederliche Marjell!“ aber das Wort hat, lächelnd ausgesprochen, gar keine üble Nebenbedeutung. So heißen die Verkäuferinnen grüner Waare, die in Danzig Grünfrauen genannt werden, überhaupt die Höckerinnen: Kuppelweiber, ohne daß dabei irgendwie an das erotische Gebiet, desto mehr vielleicht an das Lateinische caupo zu denken wäre. — In der Aussprache herrscht die Neigung, das e vor einem Consonanten zu Anfang der Wörter als a zu sprechen, z. B. assen für essen, Masser für Messer, Taller für Teller u. s. f. zu sagen.

Präpositionen. Sehr auffallend ist für den, der aus Deutschland nach Königsberg kommt, der eigenthümliche Gebrauch der Präpositionen In und Bei. In wird nämlich bei Wirthshausschilden gebraucht, wo man sonst zu sagt, z. B.: Im Triumphbogen, in der guten Hoffnung, im Engelkrug. In Deutschland sagt man: Zum Triumphbogen u. s. f. Sollte sich hierin etwas Phlegmatisches, Seßhaftes ausdrücken? Sollte der Deutsche mehr das Ziel gegenwärtig haben, dem er zustrebt, der Preuße mehr das Angekommensein, das Ruhen im erreichten Ziel? — Bei aber wird gesagt, wo in Deutschland mehr das Von üblich ist, z. B. Buchbinderei bei Wolf. In dem Von schimmert mehr die Abhängigkeit

der Sache von der Person durch, in dem Bei erscheint der Zusammenhang von Sache und Person äußerlicher.

Lieblingswendungen. Jedes Gemeinwesen erzeugt aus seinem innersten Gesammtgemüth gewisse Wörter und Redensarten, in denen es seinen epischen Vorrath hat, worin Alle vom Höchsten bis zum Niedrigsten sich bewegen, worin die Angeln der Unterhaltung befestigt sind. Dahin gehört für Königsberg zunächst der Gebrauch der Interjection: Na, von welchem schon oben die Rede war. Ferner gehört dahin der Zug, die Substantive zu Diminutiven zu machen. Man hört von Nichts als von Hauschen, Stubchen, Korbchen, Bootchen, Brodchen u. s. f. reden, ja die Verkleinerungstendenz geht so weit, daß aus dem Was ein Waschen, Du sogar ein Duchen, Duke, gemacht wird, welch letzteres, unter Liebenden mit zärtlichem Accent gesprochen, sich in der That vortrefflich ausnimmt. Diese Diminutivform rührt unstreitig aus dem Plattdeutschen her, das früherhin hier fast ganz allgemein gesprochen worden. Im Plattdeutschen ist diese Form theils eine gewisse Naivetät, theils eine Verstärkung der Endsylbe. Wenn man sagt: Huus, so klingt das etwas eintönig, sagt man: Huuske, so liegt darin ein eigener lieblich komischer Zug, der allerdings nur demjenigen recht fühl-

bar ſein dürfte, der Plattdeutſch verſteht. Sage ich: Stoove, ſo verklingt die Endſylbe ſehr flüchtig; ſage ich: Stoovke, ſo wird ſie mehr hervorgehoben. Daß das Plattdeutſch in der That das Princip dieſer Diminutivbildungen iſt, geht auch daraus hervor, daß man: Hauschen, nicht Häuschen; Brodchen, nicht Brödchen; Korbchen, nicht Körbchen u. ſ. w. ſagt. — In der Perſonalanrede iſt das vornehmſte Schmeichelwort, das aber, wie Orden und alle Schmeicheleien, höchſt verſchwenderiſch angewandt wird, der Ausdruck: Trautſter, Trautſte. — Unter den Schimpfwörtern ſteht das Wort Krät (Kröte) oben an. Es wird in entſetzlichen Combinationen durch das ganze Alphabet von der Aaskrät und Beeskrät an bis zur Wetterkrät und Zankkrät durchgeſchimpft und ſelbſt zum Adjectivum gemacht; ein krätſcher Menſch iſt der Superlativ von Schlechtigkeit, der von Jemand ausgeſagt wird. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſolche Stichwörter, Lieblingsphraſen periodiſch ſind und daß mit der veränderten Bildung, mit dem verwandelten Bewußtſein, manche von ſelbſt verſchwinden, um andern Platz zu machen, deren der Geiſt für ſeine neuen Richtungen bedarf. So glaube ich beobachtet zu haben, daß ein eigener abweiſender Ausdruck: Ä wo, in verfeinerter Ausſprache: I wo, mit welchem der Königsberger eine poſitive

Frage oder Behauptung negirt, in den letzteren Jahren seltener geworden ist. Der Gebrauch dieses Ä wo läßt sich nur dem des Na nu an die Seite stellen und ist oft so eigenthümlich, daß nur ein geborner Königsberger ihn am rechten Ort und im rechten Ton mit angemessener Gesticulation vorzubringen im Stande sein wird. Wenn z. B. von Jemand die Rede wäre, von dem ich glaubte, daß er im Besitz eines großen Vermögens sei und ich sagte nun:

Æ. hat ja wohl bedeutendes Vermögen?

so würde, dies zu verneinen, der ächte Königsberger mit unnachahmlicher Schärfe und naiver Verwunderung, der aber Ironie und Spott beigemischt sein muß, sagen:

Ä wo!

Einwirkung von Dialekten. Das Deutsch, welches in Königsberg gesprochen wird, geht von dem mit der Schriftsprache übereinstimmenden der gebildeten Stände durch zahllose Nüançen in das Plattdeutsch über, welches einmal als die allgemeine geschichtliche Basis des hiesigen Idioms anzusehen ist. Jene Nüançen bilden im Ganzen das, was man Jargon nennt. Als Regel ist jedoch die Abwechselung des Hoch- und Plattdeutschen anzunehmen.

In Betreff des Conflicts des Hochdeutschen mit dem Plattdeutschen treten darin zwei

Schwankungen hervor: 1) kann das Hochdeutsche in's Plattdeutsche hinunter; 2) das Plattdeutsche in's Hochdeutsche hinaufschwanken. Das erstere ist natürlich bei den sogenannten gebildeten Ständen, das zweite mehr bei dem sogenannten Volke der Fall. Diejenigen von den Gebildeten, die viel mit dem Volke verkehren müssen, werden endlich eben so zu einem gewissen festen System der Mischung gelangen, als diejenigen aus dem Volk, die in einer beständigen Berührung mit Gebildeten leben. Das erstere ist z. B. mit Mäklern, das zweite mit dem Hausgesinde der Fall, das in der Regel unter sich plattdeutsch, mit der Herrschaft aber ein plattdeutsch modificirtes Hochdeutsch redet, ein Dualismus, der Fremden, die aus Gegenden kommen, in denen, wie im Königreich Sachsen, solche Sprachgegensätze gar nicht existiren, höchst seltsam erscheint. Bei diesem Fixiren der Mischung ist der Hauptpunct die Verwechslung von Mir und Mich, Sie und Ihnen, Sein und Sind. Dies kommt daher, weil im hiesigen Plattdeutschen, der Dativ nicht Mir, sondern Mi lautet, dem Plattdeutschen das Mir also ungewohnt ist und er an seiner Statt, wenn er hochdeutsch reden will, eher mich sagt; für mich aber, das Plattdeutsch Mick lautet, sucht er etwas Anderes zu sagen, weil er einen Fehler zu machen fürchtet,

wenn er hochdeutsch im Grunde eben so spricht, als plattdeutsch und daher macht er einen Fehler und sagt nun mir statt mich. Z. B.

Hiesiges Plattdeutsch: He hefft mi geschlaane.

Hochdeutsch: Er hat mich geschlagen.

Jargon: Er hat mir geschlagen; was hier vom Gesinde u. s. f. durchweg gesagt wird. Oder:

Plattdeusch: Eck wöll mi e Gaarde maake.

Hochdeutsch: Ich will mir einen Garten machen.

Jargon: Ich will mich enen Garten machen.

Sie und Ihnen aber werden aus demselben Grunde, wie mir und mich, verwechselt. Das aus dem Plattdeutschen herkommende Bewußtsein spricht daher im Jargon:

Ich muß Sie man sagen.

Im Plattdeutschen würde dies hier richtig lauten: Eck motte enne man segge. Wo aber das Se des Plattdeutschen mit dem Sie des Hochdeutschen ganz richtig übereinstimmt, wird das Richtige aus Furcht, einen Fehler zu machen, wieder vermieden und daher Ihnen gesagt; z. B. „Ich habe nicht die Ehre, Ihnen zu kennen."

Sein und sind werden ebenfalls verwechselt, weil im Plattdeutschen Sin ebensowohl den Infinitiv, als die dritte Person Pluralis im Indicativ wie im Conjunctiv bezeichnet. Ueber die

Art und Weiſe, wie dieſe Verwechslung ſelbſt in der Schriftſprache des vorigen Jahrhunderts, ſelbſt bei Kant noch, ſich geltend macht, ſehe man meine Vorrede zur Geſammtausgabe von Kant's Werken Bd. I, S. XVIII nach. Wenn der Jargon z. B. ſagt: „Es werden wohl neun Schiffe angekommen ſind," ſo iſt dies ſind eigentlich der Infinitiv. Merkwürdig iſt auch noch die Art, wie Sein für Daſein, Gegenwärtig ſein gebraucht wird. Es heißt hier z. B. der Herr iſt d. h. er iſt zu Hauſe; oder: das Eſſen iſt d. h. es iſt fertig, angerichtet.

Aber nun muß man das Durcheinander von Conſtructionen und Formen im lebendigen Verkehr vernehmen, um die taumelnde Empfindung zu bekommen, welche durch dies Zuſammenſchweißen des Heterogenen in uns hervorgebracht werden kann. Oft, es iſt wahr, entſteht durch das Herüber und Hinüber des Hoch- und Plattdeutſchen eine außerordentlich komiſche Wirkung, aber im Ganzen, glaube ich, muß man Wienbarg Recht geben, wenn er die Meinung in einer eigenen Brochüre ausſprach, daß wir das Verſchwinden des plattdeutſchen Idioms eher zu begünſtigen als zu verhindern hätten, denn in der hochdeutſchen Sprache, wie ſie in der Schriftſprache ſich immer normirt, liegen doch einmal unſere wahrhaften Bildungsquellen. Das Plattdeutſch hat es

zu keiner nationalen, nur zu einer provinciellen Literatur gebracht. So lange sich daher das Bewußtsein innerhalb des plattdeutschen Idioms festhält, hält es auch an dem darin mitgesetzten Sondergeiste fest. Wo nun das Plattdeutsch noch rein gesprochen wird, gibt es natürlich dem ganzen Menschen noch eine nachhaltige Einheit, in der vornämlich eine eigene schalkische Laune und ein tüchtiger, wiewohl sehr materieller Verstand walten. Wo es aber durch die Verschmelzung mit Hochdeutschem seine Haltung verliert, wird es für den Geist eine Plage, wie alle Halbheit. Im Allgemeinen springt hier noch die Sprache von dem Platt- zum Hochdeutschen und umgekehrt über, aber die regellose Mischung wird doch auch vielfach gehört und ist der Uebergang zum Untergang des Plattdeutschen, ein fatales Stadium. Wenn z. B. Jemand im Jargon spricht, wie folgt:

„Datt nächste Jahr will ich mir schon in Acht nehmen; et soll mich nich zum zweeten Mal begegnen, daß er mir so grob antworten darf. Watt hebb' ick ihm denn eigentlich ook gethan u. s. w."

so muß man doch gestehen, daß eine solche Mengerei, eine solche Gebrochenheit der Sprache, wie man sie hier aber vom ersten, besten auf der Straße hören

kann, auch ein in sich unharmonisches Bewußtsein, einen Bruchgeist voraussetzt. Eine Magd wollte recht hochdeutsch reden und sagte: Gemäuseschettel, statt Gemüseschüssel; sie kam, den Herrn zu raufen, statt zu rufen u. s. f.

Allein hiermit kann ich die Sprachschilderung Königsbergs noch nicht beendigen. Es sind noch zwei Elemente zur Steigerung der Verwirrung vorhanden. Das eine derselben ist das Judendeutsch. Es leben in Königsberg ziemlich viel Juden von allen Bildungsstadien, vom hausirenden Packjuden an bis zum fein cultivirten Manne hin, den fast nur noch der Orientalische Schnitt der Physiognomie, das schwarze Wollhaar, der starke Bart, das brennend dunkle Auge als Juden verräth. In dieser Abstufung liegen eben so viele Abstufungen der Sprechweise. Der Jude mischt allerdings nicht zwei Dialektformen mit einander, wie der städtische Jargon das Platt- und Hochdeutsch. Aber eines Theils zwingt ihn die Organisation seiner Sprachwerkzeuge zu einer andern Aussprache. Die Kehltöne schlagen bei ihm vor und die Lippenlaute, die im Plattdeutschen eine so große Rolle spielen, treten außerordentlich zurück. Andern Theils überträgt er unbewußt die Construction seiner Muttersprache, die doch noch von sehr Vielen erlernt wird, auf das Deutsche. Er hebraisirt, wie

der Deutſche im Lateiniſchen, Franzöſiſchen germaniſirt. Der Deutſche ſagt z. B.:

Heute iſt doch ein ſchöner Tag geweſen. Der Jude ſagt:

Iſt doch geweſen heute ein ſchöner Tag.

Der gemeine Jude hat dazu noch ſeine Eigenheiten im Ausſprechen der einzelnen Wörter und im Betonen der Sylben. Er wird z. B. den obigen Satz ſo ſprechen:

Is doch gewáſe hait' a ſcheiner Tach.

Der gebildete Jude verabſcheut dieſe Sprechweiſe, die durch die Carricaturen der Bühne ein Gegenſtand allgemeinen Scherzes geworden iſt. Er vermeidet ſorgfältig jene hebräiſchen Ausdrücke, wie Kalle, koſcher, ſchmuſen u. a., welche der gemeine Jude unbedenklich einmiſcht. Er verbannt von ſeinen Lippen den fatalen Accent, der noch im Lujedoor oft ſo übel zum Vorſchein kommt. Er ſucht den zankartig klingenden und doch gleichförmig murmelnden Ton zu unterdrükken, worin die Juden gewöhnlich ſprechen, eine traurige Gewohnheit aus den Zeiten, in welchen der Jude durch den Druck der bürgerlichen Geſellſchaft zur Stille und Heimlichkeit gezwungen war und die ſich mit dem höheren Selbſtgefühl, zu dem er gegenwärtig gelangt, ganz von ſelbſt verlieren wird. Allein ſo richtig das Deutſch iſt, welches bei uns die gebildeten Juden ſpre-

chen, ſo ſchwebt doch immer etwas vom Gelernthaben darüber, und man iſt oft frappirt, wie da, wo der Affect die kritiſche Ueberwachung momentan aufhebt, plötzlich auch bei dem vorurtheilloſen, aufgeklärten, ſocialiſirten Juden in der Conſtruction der Hebraismus durchbricht. Man zittert oft in ſolchen Augenblicken, daß ein gebildeter Mann wohl gar lächerlich werden könne, indem er es heilig hat.

Bei der Breite, welche das Jüdiſche Element unter uns einnimmt, bilde man ſich nun nicht ein, daß daſſelbe auch auf uns zurückwirke, daß nicht unſere Sprachweiſe durch die ſeinige, wie unmerklich es ſcheine, mitgeſtaltet werde. Abgeſehen von der Ausſprache und Fügung der Wörter iſt die Neigung zum Wortſpiel und die Gewagtheit der Metapher gewiß ein Zug, der den Juden charakteriſtiſch iſt und der in unſerer Literatur jetzt einen großen Erfolg gehabt hat. In dem Wortſpiel äußert ſich der dem Juden eingeborne Trieb zum Parallelismus; in der Ueberſchwänglichkeit der Metapher die Orientaliſche Rhetorik, die im Morgenland einen ſo großen Theil ſeiner Poeſie ausmacht.

Doch es iſt Zeit auf das andere nationale Element zu kommen, welches hier in die Sprache eingreift. Dies iſt das Polniſche. Der Pole, welcher Deutſch lernt, ſchnarrt etwas und ſpricht

die Wörter in einem Rhythmus, der wie ein Pendel sich hin und wieder herwiegt. Das Talent zum Erlernen fremder Sprachen ist bei dem Polen so groß wie bei dem Juden. In Königsberg aber gehören die Polen gegenwärtig fast alle den unteren Volksclassen an. Sie dienen in den Speichern als Factore, sie stehen beim Militair, sie sind Kutscher, kleine Handwerker, Bedienten. Das am meisten Charakteristische ihrer Construction ist 1) daß sie den Artikel weglassen und z. B. sagen, werde ich doch Frau sagen, daß Hund ist weggelaufen, und 2) daß sie das reciproke Pronomen gar nicht gebrauchen, sondern schlechtweg für: welcher, welche, welches, oder der, die, das, in demselben Sinne: wo sagen z. B.

„Der Mann, wo da gegangen kommt, hat den Kahn gekauft, wo gestern fertig geworden ist."

Dazu kommt noch eine gänzliche Unberücksichtigung des Geschlechts der Wörter. Es wird gesagt: der Katz', das Gabel, das Tisch, das Brücke u. s. f., eine Sorglosigkeit, die auch sehr stark auf den hiesigen gemeinen Mann, der viel mit dem gewöhnlichen Polen verkehrt, übergegangen ist. Namentlich ist der Gebrauch des „Wo" statt der bestimmten Pronominalform allgemein.

Gesellt sich hiezu noch ein Mißgebrauch der Präpositionen, so ergeben sich auch hier die

tollſten Monſtra und man muß die Macht des Königsberger Geiſtes anerkennen, der ſich in dieſem Chaos doch ſeiner ſelbſt gewiß bewegt. Als Normalſatz für das Unweſen ſchließe ich mit einem glänzenden Beiſpiel, welches ich der Mittheilung eines in dieſer Sprachregion ſehr erfahrenen Freundes, des Herrn Pfarrer Dr. Gregor verdanke:

„Das Mann, wo da geht, dem die Hoſen anhat u. ſ. f.

Noch eine allgemeine Eigenheit des Preußiſchen Idioms iſt die Neigung, viele Verba mit der Partikel be zu bilden, wodurch eine Menge anderwärts nicht üblicher Compoſita entſtehen, wie: ſich z. B. mit einem Kinde, Bekannten befreuen, belaufen (für Jemand überlaufen), ſich bekaufen, etwas bemängeln, bemuttern, u. ſ. f.

Das Litthauiſche.

Außer dem Jüdiſchen und Polniſchen Elemente iſt in früheren Zeiten auch das Litthauiſche nicht unbedeutend geweſen, jetzt aber in Königsberg faſt unmerklich geworden. In Litthauen ſelbſt greift die Germaniſirung immer mehr und immer ſchneller Platz, ſo daß auch da die eigenthümliche Lettiſche Sprache und ihre Lieder, die Dainos, von denen der verſtorbene Conſiſtorialrath Rheſa zu Königsberg eine Anzahl geſammelt und überſetzt hat, immer mehr im Abſterben begriffen ſind. Jedoch beſteht noch an der Univerſität ein Litthauiſches Seminar, welches nicht nur von Litthauern, ſondern auch von Maſuren benutzt wird. Auf der Karte kann man ſich die Lage Litthauens durch ſeine Hauptſtadt Gumbinnen, die von Maſuren durch die Stadt Lyk veranſchaulichen. Die Maſuren ſind kein Preußi-

scher oder Litthauischer, sondern ein Slavischer Stamm, der aber wie der Litthauische, eine kräftige Individualität besitzt. Der Litthauer ist noch an der Tracht kenntlich. Er geht in einem ziemlich langen gefutterten dunkelblauen oder weißen Oberrock mit einem um den Leib geschlungenen hellblauen oder hellgrünen Gürtel, der Paß genannt wird. Das braune Haar trägt er sehr reich und lang, außerdem einen kleinen Schnautzbart. Im Sommer hat er einen Hut, im Winter eine eigene Sturmhaubenartige mit Klappen zum Niederschlagen versehene Mütze, die höchst praktisch ist und hier allgemein die Litthauische Kappe heißt. Seine Sachen trägt der Litthauer theils in einem geflochtenen Kober, der Lischke genannt wird und in einem Strick um den Leib hängt, theils in einer Bastschachtel in der Hand, die Paudel heißt. Diese Schachteln werden zu Königsberg in Erdwohnungen am Pregel zwischen dem Magazin des vereinigten Tischlergewerks und dem blauen Thurm zu Tausenden verfertigt. So wie ich den Litthauer eben beschrieben habe, kann man ihn in der Stadt an den Schilden der Licht- und Seiffabrikanten abgemalt sehen, wahrscheinlich, weil diese aus Litthauen einen großen Theil ihres Rohstoffes beziehen oder auch weil ihre Kunden Litthauer sind. Ueber die Einwirkung des Lettischen auf das Deutsche habe ich keine Beobachtung machen kön-

nen. Ich erinnere mich nur eines komischen Vorfalls. In der Polnischen Kirche predigte ein Student Polnisch. Er war aber ein geborener Litthauer. Die Einleitung trug er ganz ruhig in Polnischer Sprache vor. Als er aber lebhafter wurde, sprang sein Litthauisch hervor und er führte darin die ganze Predigt bis zu Ende. Die Polen meinten darauf zu ihrem Pfarrer, der Herr habe wohl Französisch gesprochen.

Die Ausrufer.

In Königsberg beſteht noch für den Kleinhandel mit den täglichen Bedürfniſſen des Lebens das Syſtem des öffentlichen Ausrufs, das in manchen Städten polizeilich verboten, in andern durch eigenthümliche Verhältniſſe an ſich überflüſſig iſt. Es wird dadurch in den Straßen eine beſtändige Munterkeit erhalten. Nicht nur dadurch, daß Figuren, die doch immer etwas maleriſches haben, ſich zu allen Tageszeiten darin herum bewegen, ſondern auch durch den *geſanghaften Rhythmus*, wozu ſich jeder Ausruf modulirt. Wollte man ſich ausführlich über dieſe Materie auslaſſen, ſo müßte man in der That, wie die Franzoſen in dem ſchönen bei Curmer in Paris erſcheinenden Werk: Moeurs contemporaines wirklich thun, Abbildungen der Geſtalten und Noten zu ihrer Tonweiſe hinzufügen. Man müßte ferner den

Cyklus des Ausrufes nach den drei Abtheilungen unterscheiden:

1) den sich immer, das ganze Jahr hindurch gleich bleibenden;
2) den im Lauf der Jahreszeit sich ändernden und für beide
3) den Wechsel oder die Folge des Ausrufs in der Tageszeit.

Ich will hier nur einige Andeutungen geben, die zugleich eine kleine Versinnlichung der eigenthümlichen landesüblichen Genüsse enthalten werden. Der an gar keine Jahres- und Tageszeit gebundene Ausruf ist der von Butter, Eiern und Zwergen, plattdeutsch Dwarg, (Quark), einer sehr kleinen und billigen Gattung von Käse, der auch Botterdwarg genannt wird. Eben so hört man den Ruf des Fuhrmanns, der in einem Einspänner Sand umherführt und mit heiserer Stimme sein: Kökke, wirt Sand, schreit, zu ganz unbestimmten Tageszeiten das ganze Jahr.

Zu den Ausrufern, welche mit der Tageszeit wechselnd, das ganze Jahr hindurch stationair sind, gehört zunächst am Morgen der Ruf des Milchkarrenführers, der einen kleinen zweirädrigen Wagen (wie den unserer jetzigen Reitposten) mit einem Pferde bespannt und mit Blechgefäßen besetzt fährt. Vor den Häusern seiner Kunden ruft er nicht Milch, sondern das schallen-

dere Schmand, obwohl der Rahm, den er verkauft, oft kaum des Namens Milch würdig ist. — Fast gleichzeitig, mitunter noch früher, in der Regel aber nur am Sonnabend und Sonntag Morgen, gehen Kinder umher und rufen mit scharfem schrillem Tone: Danne, greene Danne, Danne! Es herrscht nämlich in Königsberg und der ganzen Umgegend die Sitte, zum Sonntag oder auch bei festlichen Gelegenheiten die Aufgänge zu den Häusern, die Treppen, die Winkel der Wände des Flurs, selbst die Stuben, mit Grün und Blumen auszulegen, was man ausfliehen nennt. Die Einheimischen wissen dies oft sehr zierlich zu machen. Im Winter, wenn alles voll Schnee liegt, ist der Eindruck eines solchen Grüns, das aus den Wänden hervorzusprießen scheint, oft unbeschreiblich wohlthuend, aber zugleich rührend. Der Mensch sucht sich selbst die liebliche Heiterkeit der Natur zu schaffen, deren er den größten Theil des Jahres hindurch entbehren muß. Da nun das Nadelholz mit seinem Grün hier dem Menschen am treuesten bleibt, so ist es natürlich, daß er die Tanne besonders zu diesem Schmuck heranzieht. — Bald darauf hält das Weib des Topfflickers ihren Umgang und ruft mit langen, schönen, sonoren Tönen: Töppke hinde, Töppe. — Hierauf kommt der wandernde

Scheerenschleifer, der aber mehr bei den einzelnen Häusern eine Anfrage macht, ob man nichts zu schleifen habe, Scheeren, Messern u. s. w. An diesen schließt sich der Italiener mit seinen Gypswaaren an, gibt sich aber mit seinem: Figure kauf! hier lange nicht die Mühe, als ich wohl in andern Städten beobachtet habe. Auch scheint der Artikel nicht stark zu gehen. Es sind nur die ordinärsten Producte seiner Industrie, Büsten von Fürsten und für die Kinder buntgefärbte nickende Katzen- und Hundepagoden und Papagaien. Abgüsse von Kunstwerken, die anderwärts nicht selten auf dem Tragbrett unsern Blick erfreuen, habe ich wenigstens nicht bemerkt. Will man solche haben, so muß man sich an die Kunsthandlung Voigt wenden. — Zwischen 10 und 11, wenn die Küchen lebendiger werden, schleicht an einem Stabe vor den kleinen Häusern in den älteren Stadttheilen ein altes Mütterchen mit einem Körbchen umher und ruft mit erbärmlich zitternder Stimme: Schwefellicht, Schwefellicht, um mit Schwefelfaden in dem angefünkten Zunder Licht zu machen. Sie wird wohl die letzte ihres Gewerbes sein, denn auch in den kleinsten Haushaltungen kommt das chemische Feuerzeug in Gang und verdrängt mit seiner treffenden Blitzgeschwindigkeit die alten Zunderkasten, Stahl und Feuerstein. —

Gegen Abend, wenn die Spaziergänger ſich zu regen beginnen, ertönt die Stentorſtimme des armen Krüppels, der den Tag über an der Brücke geſtanden und Haſelſtöcke zurecht geſchnitzt und mit Militärlack geſchwärzt oder auch nur durch Abſchälung der Rinde und Zuſtutzung eines kleinen Handgriffs für den Hausbedarf praktiſch gemacht hat. Dies: Köp ſe Kloppſteek! wird in in gedehnt-ſchmetterndem Ton vorgetragen und hallt eben ſo lang aus, als der Ruf des Topfflickerweibes. — Den Beſchluß macht der Nachtwächter, wenn er um 10 Uhr ſeine Pfeife zum erſten Mal ertönen läßt und dazu ſehr langſam ruft: die Glock' hat zehn geſchlagen, zehn iſt die Glock.

Für die in den Jahreszeiten wechſelnden Rufe muß man den Verkauf von Pflanzen und den von Fiſchen unterſcheiden. Von beiden dauert er das ganze Jahr, variirt aber nach der Ernte- und Fangzeit. Den Pflanzencyklus eröffnet im Frühjahr eigentlich der Süden. So wie nämlich Haff und Pregel vom Eiſe frei ſind, bringen die erſten Schiffe große Ladungen von Citronen und Apfelſinen. Mädchen und Weiber, den Kopf mit einem ſchwarzen Tuch umwunden, in langen Camiſolen, Rock und Schürzen, ziehen dann ſchaarenweis mit ſchmalen wie eine Acht gebogenen Handkörben durch die Stadt und

rufen: Na, Zittrone wollfeil, Zittrone! Appelzine goode Kop, Appelzine! — Demnächſt folgen die Radieschen, die als: Reddis, Reddis, freſche Reddis! verkündet werden. Gleichzeitig ziehen kleine Jungen mit Kalmus umher, der bei uns vor den Thoren wild wächſt und der auch, in Stücke zerſchnitten, zu dem vorhin beſchriebenen Ausfliehen gebraucht wird. Dieſe Jungen haben einen eigenen Geſang in folgenden Worten: J—o, J, Kalmus, drei Bund für einen Pfennig! — So macht denn das Sommerſemeſter mit Erdbeeren, Heidelbeeren, Kirſchen, Birnen, Pflaumen und Aepfeln ſeine Runde. Nüſſe kommen hier nicht mehr gut fort und werden deshalb anderwärts her gebracht. Ihr Verkauf iſt vorzüglich in den Händen ganz gemeiner Packjuden und ihrer Weiber, die zweimal im Jahr, zur Zeit des Jahrmarkts im Juni und zur Zeit des Weihnachtsmarktes an den Brückengeländern feil haben. Gehen ſie in den Straßen, ſo rufen ſie nicht aus, ſondern klappern mit dem Sack, indem ſie ihn auf dem Rücken ſchütteln. — Ein wunderſchöner Ruf iſt zur Herbſtzeit der Daktylus: Droßele, Droßele! — Aber der eigentliche Kern dieſer Vocalmuſik iſt die Litanei, die von den Gemüſehändlerinnen debitirt wird. Sie rufen eine Menge Sachen aus, die ſie haben und nicht haben. Auch hier

treten natürlich Variationen nach den Jahreszeiten ein. Blumenkohl, Spargel, Salat, Erbsen, Bohnen u. s. f. haben ihr periodisches Uebergewicht. Nur der Schluß des Gesanges ist immer der Nämliche, existirt aber in zwei Lesarten. Eine Partei nämlich schließt: Peterkoli, eine andere: Peterzilie. Beides soll Petersilie heißen. Es ist gar nicht nothwendig, daß ein Kuppelweib dies Kraut wirklich zu verkaufen habe, sondern es ist nur eine ästhetische aber heilig gehaltene Verzierung, die nothwendige Cadenz, worin der Aufruhr der Stimme sich beruhigt. Die Melodie des ganzen Galimathias hat für mich am meisten Aehnlichkeit mit dem Gezwitscher der Schwalbe, nur daß man sich statt der feinen geschwätzigen Töne des Vogels ein rauhes Gebrüll vorstellen muß.

Nicht weniger lebhaft äußert sich die wandernde Fischfrau. Dörsche, Dörsche, frische Dörsche! ist ein Schrei, der fast das ganze Jahr hindurch in unsern Ohren gellt. Dorsch ist ein kleiner Seefisch, der von den Samländischen Strandbewohnern zu tausenden gefangen, auf Bänken am Ufer sogleich ausgeweidet und auf Wagen zur Stadt gebracht wird. Nächstdem werden sehr viel Flundern frisch und geräuchert verkauft. Die übrigen Fische halten mehr periodische Zeiten, namentlich Lachs und Aal. Der Lachs wird

als: Fett Streem-Laß, Fruus! (Fette Streifen Lachs, Frauen!) ausgerufen. Die Fischfrauen haben als eigenthümlichen Zusatz die beiden Wörter frisch und wohlfeil z. B. Na Karpe, Karpe, frische goode Karpe, wollfeel! Eine eigene Periode haben auch die Krebse, die als: Fleetkräft, sich hören lassen. Den Jahres- und Tagesbeschluß unter den Fischen machen die Neunaugen, die vom December bis Ende Februar Abends von sieben Uhr bis zehn Uhr ausgeboten zu werden pflegen.

Außer diesen Naturproducten werden auch einige Producte der Industrie zu besonderen Zeiten, bei eigenthümlichen Veranlassungen feil gehalten und ausgerufen. Gegen die österliche Zeit werden auf den Brücken Osterlämmlein verkauft, ziemlich rohe Holzschnitzereien, mit einem Flaum umwickelt und einem rothseidenen Bändchen geschmückt. Zwischen Weihnacht und Ostern werden Glücksspiele verkauft. Aus gebrannten Thon mit grellen Farben bemalt, wird eine männliche und weibliche Figur, ein Wickelkind, ein Todtenkopf, eine Leiter, ein Schlüssel, ein Ring, ein Brod und eine Münze, oder für diese auch ein rundliches mit einem Kreuz bezeichnetes und schlechthin Glück geheißenes Stück formirt. Die Leiter ist der Weg zum Himmel und bedeutet einen seligen Tod; der Schlüssel ist der Schlüssel zum Herzen oder

zum Himmel; die übrigen Gegenstände sind durch sich selbst klar. Diese Sachen werden bedeckt und nun muß man am Sylvester eine derselben wählen, die dann ihre Auslegung empfängt, was man Glückgreifen nennt. — Auf dem Jahrmarkt gehen kleine Mädchen umher mit einer irdenen Flasche in der einen und einem Topf in der andern Hand und schenken ein dünnes Bier, Tafelbier genannt, mit dem Singsang: Na, Lüd', Drinke, wem dersicht, Drinke, Drinke. — Während der Winterzeit sitzen bei den lebhafteren Passagen Weiber an den Straßenecken oder ambuliren auch mit Mulden, worin sie warme Leberwurst verkaufen. Besonders gangbar ist dieser Artikel auf der Stelle, wo die Krümmung des Steindamms anfängt und nach dem Altstädtischen Kirchenplatz hinuntergeht. Selten wird man hier vorbeikommen, ohne den barschen Anruf zu hören: Na, rechte heete, fette Worscht, rechte heete! (rechte heiße.)

Von den ganz außerordentlichen Ausrufen kann ich aus der neuesten Zeit ein Beispiel anführen. Sobald von der Ermordung des Bischofs Hatten durch Kühnappel in den Zeitungen ein ausreichender Bericht erschienen war, ward ein halber Bogen mit einem schlechten Holzschnitt, der den Bischof vorstellen sollte, und mit einer sentimental abgefaßten Erzählung seines Mordes

und einigen lamentablen Versen zu einem Silbergroschen ausgeboten. Zehn, zwölf Mädchen und Weiber mochten etwa damit umherlaufen und riefen: Na, nüe Leeder, nüe Leeder, vom Kühnappel, nüe Leeder! (neue Lieder.) Das Volk nimmt an einem Mörder ein gewaltiges Interesse. Da seine Hinrichtung mit Gewißheit erwartet wird, (ich schreibe dies am 16. Juni), so ist der Speculation in den Sinn gekommen, die Zwischenzeit auch noch auszubeuten und die Theilnahme wach zu halten. Vor vierzehn Tagen ging ich nach meiner Gewohnheit Abends umher, als ich in der einsamen Ziegelstraße ein Mädchen rufen höre: Na, nüe Leeder, nüe Leeder, vom Kühnappel, nüe Leeder! Ich frage, was darin stehe?

Das Mädchen. Na, Alles.

Ich. Ach, es ist wohl das alte Blatt, die Ermordungsgeschichte?

Das Mädchen. Det olle? Ne, wie he is gericht wor'n, det ganz nüe.

Ich. Was, seine Hinrichtung? Er lebt ja aber noch.

Das Mädchen. Hei läwt noch? Ower et steit doch hier Alles.

Ich. Erst vorgestern bin ich noch in Braunsberg gewesen, wo er im Gefängniß sitzt. Zeig nur ein Blatt her.

Nun bekam ich ein mit dem Polizeistempel versehenes Blatt, worauf nichts stand, als zwei Lieder, die Jeder zum Tod Verurtheilte singen kann. Das Mädchen aber sah mich verdrießlich an, daß ich mich um ihre Literatur bekümmerte, schwieg eine ganze Zeit, schleuderte langsam, und erhob ihren Ruf erst wieder, als ich schon um die Ecke gebogen war. —

Auch hier sage man nicht, daß solche Aeußerungen des Lebens zu unbedeutend, zu gleichgültig wären. Mir scheint es nicht so. Im Gegentheil glaube ich, daß alle diese Töne und Rhythmen, daß die wenn auch noch so verkleinerte Vorstellung ihres Inhalts, in unserer Seele Wirkungen hervorbringen, die wir gar nicht deutlich analysiren können, so lange wir mitten *darin* sind, die uns aber sogleich entgegentreten, wenn wir uns von ihnen entfernen. Diese Töne fragen nicht erst bei uns an, ob wir sie vernehmen wollen? Wie der Glockenschlag, wie der Donner des Himmels, treffen sie unbevorwortet unser Ohr, schlüpfen in unser Gemüth und modificiren unsere Stimmung. Sie werden aber auch von uns allen gehört und machen also ein *gemeinschaftliches Element* aus, welches dem Höchsten wie dem Niedrigsten geläufig ist. Wenn Königsberger in der Fremde leben müssen, wie warm werden sie, wenn sie auf dies Capitel zu

reden kommen, wie bemühen sie sich, recht getreu das: Peterzilie, der Gemüsefrauen zu copiren! Ich sehe daher in solcher Lebendigkeit des Straßengetreibes einen Factor unserer Gemeinsamkeit und ein wohlthätiges Aufstörungsmittel, das uns oft unangenehm in die Queere kommen kann, uns aber auch oft aus uns herausreißt, uns an die Natur, an das Behaben anderer Menschen erinnert, uns oft Unterhaltung gewährt und uns mit einer volksthümlichen Melodie umspielt.

Die Dschimken.

Sobald die Sonne das Eis vom Pregel schmilzt, setzen sich fern auf Russischen Strömen, die in die Memel fließen und auf der Memel an der Russischen Grenze ungeheuer lange flachgebaute Fahrzeuge in Bewegung. Ganz von Holz ohne ein Stückchen Metall, ohne einen eisernen Nagel, nehmen sie in ihren breiten Kiel große Lasten Getreide, Hanf, Flachs, Matten auf. Diese Lasten werden hoch aufgethürmt und dann von Außen her überbrettert, so daß das Aussehen eines solchen Schiffs, das Witinne oder Struse genannt wird, oft dem eines riesigen ein- oder zweibukligen Kameeles gleicht. So viel es angeht, werden noch roh geglättete Baumstämme und Stangen überall aufgelegt. Diese Kähne und ihr Gut gehören sammt den Menschen auf ihnen Russischen Edelleuten, welche das Ganze

einem Juden verkaufen oder zur Entreprise geben, der auf der einen Seite des Schiffs ein Stübchen mit einem Fensterchen von grünem Glase für sich abgeschlagen erhält, während die Schiffsleute in dem Mittelraum, der sich hier nach beiden Seiten öffnet und eine rohe Vorrichtung zum Ausschöpfen des im Fahrzeug sich sammelnden Wassers enthält, auf das Elendeste zubringen. Die Menschen, welche diese Kähne die Memel, Deime, den Friedrichsgraben und Pregel hinabführen, heißen Dschimken. Dies soll, wie man mich wenigstens versichert, eigentlich Erdbewohner (Dzimek) bedeuten, weil sie in ihrer Heimath in Erdhütten wohnen, deren Dächer mit großen Steinen beschwert werden. Nach Anderen soll Dzimek nur Inwohner überhaupt, incola, heißen. Die Männer beschäftigen sich einen Theil des Jahres mit der Construction jener unbehülflichen, formlosen Colosse und mit Bereitung der Matten aus Lindenbast, zu welchem Behuf ganze Wälder verwüstet werden; die übrige Zeit bringen sie auf der Flußreise und auf der Zurückwanderung hin. Die Weiber besorgen das Wenige von Feldbau und Viehzucht oder sind sonst durch ihren Herrn beschäftigt. Der Edelmann gibt zum Unterhalt eines solchen Hörigen für die ganze Zeit, die über vier Monat umfaßt, achtzehn Preußische Thaler. Ist der Jude Eigner des Guts,

so hat er für die Leute zu sorgen und zahlt dem Edelmann noch für jeden Mann neun bis zehn Silberrubel Miethe. Auf dem Schiff ist der Jude der eigentliche Herr; nächst ihm hat einer der älteren Dschimken eine gewisse verantwortliche Aufsicht über die anderen. Außer auf Witinnen fahren sie auch, um Holz zu Masten, auch Brennholz herabzubringen, auf langen Flößen, die je nach ihrer Structur Karbatken, Plitten, Boidaks heißen, und auf denen alsdann budenartige Behälter für Hanf und Matten angebracht sind.

Diese Fahrzeuge kommen, mit unendlichen Schwierigkeiten kämpfend, nach Königsberg vom Mai bis zum Juli. Sie legen vorzüglich auf dem linken Pregelufer an, weil hier, zwischen der grünen Brücke und dem Schiffbauerplatz, die meisten Speicher sind, welche Hanf, Matten, Getreide von ihnen aufzunehmen pflegen. Zuweilen sind über sechzig, siebzig solcher Schiffe hier. Ein Buckel krümmt sich dann neben dem andern in die Höhe. Der Wasserstrom ist beinah unsichtbar. Von Kahn schreitet man zum Kahn und zu Kant's Zeiten soll man auf solche Weise über den ganzen Pregel haben gehen können. Wenn die Kähne die Seite, worin der Jude sein Kästchen hat, aneinanderreihen, so gewinnt das Ganze oft das Aussehen eines schwimmenden Dorfs. Höchst malerisch wird der Anblick, wenn

zwiſchen dieſen rohen Fahrzeugen ein ſauberer Holländer mit ſeinen hellbraunen ſpiegelglatten Wänden, mit ſeinen blanken Kajütenfenſtern, vor denen ein kleines buntes Gitter, hinter denen eine geſtreifte Gardine ſchimmert, oder ein Engliſcher, Norwegiſcher, Amerikaniſcher Zweimaſter ſich ſtolz emporreckt.

Die Dſchimken ſelbſt ſind, wie ich anderwärts geſagt habe, zwar ſchon Chriſten, aber doch noch Wilde. Sie haben hier gar nichts zu thun, als das Schiffsgut, wenn es verkauft iſt, auszuladen und wieder mit Salz, Heringen, Rum, Wein, Zucker zu befrachten, wenn ſie zurückfahren. Ein Fahrzeug geht etwa ſechs bis ſieben Jahr, dann wird es gewöhnlich verkauft und die Dſchimken haben dann den Kahn auseinanderzuſchlagen, indem die Stangen, Bretter und die Gefäße ſelbſt an Holzhändler verkauft werden, ſo daß ſie den Rückweg in ihre Heimath längs des Ufers der Flüſſe, das ihnen mehre hundert Meilen als geographiſcher Wegweiſer dient, zu Fuß wieder antreten. Es ſind Menſchen von mittlerer Größe, gutmüthiger, oft einnehmender Phyſiognomie mit ſchwarzem Haar. Obſchon oft mehre hunderte von ihnen hier zuſammen ſind, hört man doch nichts von Verbrechen, die ſie verſchuldeten. Ihre Kleidung beſteht in einem grobleinenen Hemde, Leinwandbeinkleidern, einem Filzrock

oder Schaafpelz, Baſtſchuhen und einem ganz zierlich geflochtenen Strohhut. In dieſer Tracht liegt noch ganz der Naturſohn. Es iſt nur das Bedürfniß befriedigt. Einer geht wie der andere. Wie die Bretter, der Hanf, die Matten ausſehen, ſo ſehen ſie ſelbſt aus, gleich dem Inſect, das noch die Farbe der Pflanze hat, auf der es ſein Leben führt. Der Culturmenſch hat das Bedürfniß, die Eigenthümlichkeit ſeines Selbſtbewußtſeins auch äußerlich in der Symbolik der Kleidung darzuſtellen und dieſe nach ſeinem Innern zu individualiſiren. Nur im Militair tritt bei Culturvölkern die Monotonie der Uniform wieder hervor, weil hier das Individuum nur als Moment einer Maſſe ſich bewegen ſoll, aber durch den Unterſchied der Truppengattungen und durch die Stufenordnung des Ranges wird doch ſelbſt in dieſe Eintönigkeit eine große Mannigfaltigkeit gebracht. Intereſſant iſt es, zu beobachten, wie mächtig die Berührung mit der Cultur auf die Dſchimken wirkt. Die älteren unter ihnen, welche die langdauernde Fahrt ſchon mehrfach gemacht haben, verlaſſen immer mehr die nationale Kleidungsform. Sie vertauſchen die leichten Baſtſchuhe mit Stiefeln, den Strohhut mit einer Mütze; ſie ſchneckern auf dem Trödel und zur Jahrmarktzeit auf dem Lumpenmarkt der Hauſirjuden umher und kaufen ſich eine bunte Weſte, ein far-

bigtes Wamms, ein Halstuch. Solche Culturfragmente paſſen nun gar wenig zu ihrer übrigen Tracht. Man wird an die Neger und Südſeeindianer erinnert, die auf ihre nackten Schultern Officierepaulette banden, die eine Weſte, aber keine Hoſen anhatten u. ſ. w. Mit den Knaben ſtehen ſie in beſtändigem von Neckereien begleitetem Tauſchhandel. Sie geben ihnen nämlich Stöcke, die ſie oft recht hübſch zurechtmachen, gegen Knöpfe, beſonders Metallknöpfe, die für ſie einen großen Reiz haben. Das Wilde dieſer zahmen, geſunden jedoch im Verhältniß zu unſern Sackträgern kraftloſen Menſchen zeigt ſich beſonders in ihrem Eſſen. Sie kauern ſich im Kreiſe zuſammen. Auf einer Stange hängend wird ein Keſſel gebracht, in welchem graue Erbſen mit eingeſchnittenen Brodſcheiben und galſtrigem Speck höchſt unappetitlich gekocht ſind. Dies Gericht wird in eine hölzerne Mulde gegoſſen und jeder langt nun mit einem langen hölzernen Löffel ſehr langſam hinein. Matroſen der Engliſchen und Amerikaniſchen Schiffe mit wohlgenährten Wangen, musculöſer Statur, krauſen ſorgfältig gehaltenen Backenbärten, mit feinen Vorhemden, ſchön lakirten Mützen oder Hüten, aus allen Poren der Exiſtenz ein Weltbewußtſein athmend, ſtehen oft auf ihren Schiffen oder auf dem Bohlenwerk und ſchauen verwundrungsvoll eine Scene an,

die sie bis dahin nur in Abbildungen von wilden Völkern oder aus Hörensagen kannten. Solcher Barbarei zu begegnen, mußten sie nach Königsberg kommen.

Das Völkchen ist immer munter, immer schwatzhaft. Selten fehlt auf einer Witinne einer, der des Geigenspiels kundig ist. Zuweilen singen sie Lieder in jenem wehmüthigen Tone, der allen Nationen in ihrer Musik eigen ist, die kein weltbeherrschendes Prinzip in sich tragen, sondern einem andern sich unterwerfen müssen. Was auch die Slavischen Nationen anfangen, wie sehr sie sich zu einer classischen Nationalliteratur forçiren, wie sorglich sie die Reste früherer Zeit sammeln und dem etymologischen wie grammatischen Verbande unter sich nachgehen mögen — sie sind einmal dem Germanischen Culturprincip verfallen. Aus ihrer Poesie und Musik tönt eine unbewußte Trauer. Der fünffüßige Trochäus hat eine düstere, brütende Melancholie in sich. Der vierfüßige hat eine ritterliche Kraft, die den Nacken kühn emporwirft:

Por Grenáda, por Grenáda u. s. w.

der fünffüßige aber schmachtet klagend dahin. Bei den Nichtslaven, den Letten, Finnen und den ihnen verwandt sein sollenden Ungarn herrscht, glaube ich, der vierfüßige Trochäus vor.

Ausgezeichnet ist der Tanz der Dschimken. Ich wohnte, als ich nach Königsberg kam, auf der Klapperwiese, also den Witinnen nahe genug und ließ eines Abends einen Haufen, dem ich durch einen guten Trunk die heitere Stimmung erhöhete, auf den Hausflur kommen und tanzen. Der Oberkörper bewegt sich wenig, aber die Füße sind in kleinen, zierlichen Wendungen unerschöpflich. Der Tanz ist zum Theil Solotanz, zum Theil ein mimisches Gegeneinander- und Umeinanderherumtanzen von zweien, wobei das schnelle sich Umwerfen mir besonders bewundrungswürdig schien. Die im Ganzen schwächliche Gestalt des Dschimken entwickelte in dem Tanz alle Schönheit, deren sie fähig ist. Die Begleitung bestand in einer Violine, die eine hopserartige Melodie spielte und in einem Klatschen des Tactes, das theils die Tänzer selbst, theils die Zuschauenden mit den Händen hervorbrachten.

Die Dschimken schlendern im größten Müssiggang durch die Stadt umher. Die Kinderspielwaaren auf dem Jahrmarkt, eine Trompete, Schnarre, Pfeife, ein Reiter, eine Puppe u. s. f. fesseln sie mehr, als die großen Gebäude, die sie oft keines Blicks würdigen, eine Erfahrung, die man mit allen rohen Völkern macht. Das, was uns imponirt, imponirt ihnen nicht, weil sie noch nicht den Maaßstab dafür besitzen. Nous

ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir.

Die Leidenschaft der Dschimken ist der Branntwein. Das Wenige, was sie von ihrem spärlichen Unterhalt erübrigen, vertrinken sie. Wenn man in's grüne Thor tritt, so ist rechts im Untergeschoß des ersten Eckhauses zum Danziger Wappen das eine ihrer wüsten Paradiese, wo sie Stundenlang kartenspielend an den Tischen sitzen und dem verführerischen Genuß unter tumultuarischem Schwatzen sich hingeben. Das vornehmste andere ihrer Paradiese ist bei der Eisenkramhandlung am Trödel. Manche denken darauf, sich dies und jenes, was sie in der Wirthschaft daheim brauchen könnten, anzukaufen, eine Hechel, ein Beil, eine Handsichel, ein Messer, — eine Violine.

Haben sie hier ihre Rolle ausgespielt, haben sie die Decomposition ihrer Schiffsungeheuer vollbracht und ihr bischen Geld vertrunken, so kann man sie am Sackheimer Thor in Schaaren die Rückkehr in die Heimath mit der ganzen Sorglosigkeit antreten sehen, die den halbwilden und wilden Menschen charakterisirt. In der glühendsten Hitze des August Dschimken in den dicksten Schaafpelzen im Staube der Chaussée marschiren zu sehen, fällt dem Einheimischen gar nicht mehr auf. Es ist eben ein Dschimke, den man sieht.

Wenn man aber zum erſten Mal dieſes Schauſpiel hat, ahnt man, daß Rußland von Königsberg doch wohl nicht zu weit entfernt ſei. Eine ähnliche Empfindung des nahen Zuſammengrenzens der geſteigertſten Bildung und des einfachſten Naturlebens habe ich freilich auch anderwärts gehabt. Ich erwähne dies, um nicht auf Königsberg einen falſchen Schein zu werfen, als ob es wegen ſolcher Phänomene zu perhorresciren wäre. Auf dem ſogenannten Rennwege in Wien, der nach dem Belvedere führt, habe ich Schaaren von Slovacken geſehen, die in ihren Leinwandhoſen, ihrem Filzmantel mich ſehr an die Dſchimken erinnerten, nur daß ſie ſchlankere, plaſtiſchere Geſtalten hatten und große breitkrämpigte Hüte trugen. Noch näher liegt uns Königsbergern die Erinnerung an die Kaſchuben, die mit ihrem rohen Ochſenfuhrwerk nach Danzig kommen und dort einen eigenen Markt haben. Es ſind die Dſchimken des Landes.

Volksleben.

Volk ist bekanntlich ein Wort, dessen Grenzen eben so vielumfassend und fest sind, wenn man sich im Allgemeinen hält, als sie beengt und unbestimmt werden, wenn man sich auf ein Detail einläßt. Z. B. wird Niemand zweifelhaft sein, was er denken solle, wenn von dem Preußischen Volke die Rede ist. Er wird darunter alle Preußen vom Könige bis zum Bettler ohne Unterschied subsumiren. Jeder, der durch Geburt oder Naturalisation ein Glied in dem politischen Organismus ist, welchen wir den Preußischen Staat nennen, gehört auch zum Preußischen Volke. Der Cölner und Königsberger, so unendlich verschieden ihre unmittelbare Situation ist, begegnen sich in dem Bewußtsein, Momente desselben geschichtlichen Ganzen zu sein. Aber so wie z. B. von der Sitte des Preußischen Volkes die Rede wäre, so würde

man nicht ſogleich wiſſen, welche Beſtimmungen man als charakteriſtiſch angeben ſolle. Gewiſſe Einrichtungen gehen allerdings gleichmäßig durch alle Provinzen. Alle haben denſelben Münzfuß, daſſelbe Wehrſyſtem, daſſelbe Steuerweſen, allein gerade dieſe Momente wird man nicht als Manifeſtation der Sitte anſehen. Obwohl nicht ohne Einfluß darauf, namentlich was das Wehrſyſtem betrifft, ſind ſie doch mehr adminiſtrativer Natur, Anordnungen, die zwar ihre Nothwendigkeit für einen Staat haben, der ſich durch eine mechaniſche Einheit ſeine organiſche vorarbeitet, die aber eben deswegen nicht unbewußt aus einem inſtinctartigen Triebe ſich bildeten, was immer das Eigenthümliche der wahren volksthümlichen Sitte iſt.

Um alſo dieſe auszukundſchaften, wird man ſich in die provincielle Beſonderheit einlaſſen müſſen d. h. man wird auf den Volksſtamm zu reflectiren haben, der in ihr das centrale Element ausmacht. Preußen iſt ſo glücklich, eine Menge ſolcher Individualitäten in ſich zu vereinigen, welche für ſich doch nicht groß genug ſind, um als Nation daſtehen zu können und denen aus dieſem Grunde das Bedürfniß inwohnt, ſich aneinanderzuſchließen und aus ſich eine höhere, ſie alle integrirende Einheit, den wirklichen Preußiſchen Staat, hervorzubilden. Es iſt nur eine Provinz, Poſen, welche in dieſer

Beziehung den andern ungleich ist, indem sie die Empfindung hat, einem früheren politischen Ganzen abgestorben zu sein und in ein anderes sich erst hineinzuleben. Der Schmerz jenes Todes und das in den neuen Verhältnissen sich wieder kräftiger entwickelnde Selbstgefühl ringen in ihm noch mit einander. Preußen kann die Aeußerungen desselben ruhig gewähren lassen, da es seiner Bildung nicht widerspricht, starke Particularitäten in sich zu hegen. Unmöglich freilich ist es, daß eine solche sich als Nation innerhalb des Preußenthums, als Staat im Staat constituiren könne. Sonst aber wird die energische und selbstbewußte Stammthümlichkeit nur um so mehr den Trieb entfalten, durch Vermittelung mit den übrigen provinciellen Particularisationen diejenige Einheit zu erzeugen, die alle Unterschiede, indem sie dieselben anerkennt, zugleich in sich zu Momenten macht, welche nur in wechselseitiger lebendiger Durchdringung für das Ganze Bedeutung haben.

Aber in der provinciellen Besonderheit oder Stammthümlichkeit treten uns abermals neue Differenzen entgegen. Für Preußen ist der Unterschied von Ost- und Westpreußen, von Slaven und Deutschen, von Kurischen und Lettischen Stämmen, von eingewanderten Salzburgern und Franzosen, endlich von Juden ein Unterschied, mit

welchem eben so viel abweichende Systeme der Sitte verbunden sind. Wollte man also eine umfassende Schilderung der Sitte Preußens machen, so würde man eine sehr weitgedehnte Aufgabe vor sich haben. Wir wollen uns hier auf Königsberg beschränken, sehen aber sogleich ein, daß hier, wie schon oben auseinandergesetzt worden, alle jene Elemente existiren. Indem sie jedoch einander nahe rücken, beginnt auch unter ihnen ein chemischer Proceß. Jedes Element hat seine bestimmte Wahlverwandtschaft zu allen übrigen. Es entsteht eine Modification aller durch alle. Diese ist nun der eigentliche Localgeist. Ein solcher spiritus familiaris hat in sich eine unwiderstehliche Macht, die sich auch die kraftvollsten Individualitäten entweder als Organe unterwirft oder im Fall der Opposition sie an sich zerschellen läßt. Dieser Localgeist ist es aber auch, der in unaufhörlicher Unruhe die Sitten, worin er erscheint, umbildet. Seine Richtung im Allgemeinen bleibt sich gleich. Allein um sie durchführen zu können, muß er im Besondern bald diese bald jene Gestalt erzeugen. Er kann nicht wie die Natur verfahren, deren Veränderung nur ein Wechsel der Wiederholung ist, sondern er muß in eine progressive Metamorphose eingehen. Irgend eine Modalität des Benehmens, Sprechens, die

aus dem veränderten Bewußtſein des Geiſtes entſpringt, bricht zunächſt in Einzelnen hervor, welche unabhängig von einander, ohne äußeren Cauſalnexus, ſich von demſelben Impuls ergriffen fühlen. Indem nun die Anderen im Grunde in demſelben Proceß ſich befinden, indem auch ihr Bewußtſein einer neuen Stufe entgegengeht, wird ihre Empfänglichkeit zur Nachahmung der Neuerung, die von dem Einzelnen gewagt iſt. Sie fühlen, daß darin auch für ſie, für ihre Stimmung, das Rechte getroffen iſt. So wird etwas zur Sitte, d. h. zur Gewohnheit. Allein die Stabilität iſt keine permanente, ſondern ihr Beſtehen beſteht eben darin, ſich unvermerkt in eine andere Form aufzulöſen, weil der Geiſt ſein Weſen bereits wieder in etwas Anderem gefunden hat. Diejenigen, welche mit ihrem Bewußtſein ſich auf einer gewiſſen Bildungsſtufe fixiren und daher in dem ihr entſprechenden Syſtem von Gewohnheiten, worin ſie ſich einmal eingelebt haben, gemüthliche Befriedigung finden, ſuchen den Proceß der Umgeſtaltung zurückzuhalten. Sie klagen über das neuerungsſüchtige Zeitalter, vergeſſend, daß ihre eigene Sitte einſt auch eine neue war. Sie bemühen ſich, die in ihnen noch vorhandene particuläre Form als den normalen Ausdruck des ſittlichen Ideals überhaupt darzuſtellen.

Sie ſind von Bangigkeit ergriffen, wohin das ſtete Aendern führen ſolle. Sie haben kein Vertrauen zum werdenden Geiſt, zur Geſchichte, zur Zukunft, zum Gott der kommenden Jahrhunderte und werfen ſich dem ſogenannten Beſtehenden, den hiſtoriſchen Zuſtänden, wie ſie gerade ſind, dem Gott der Väter unbedingt in die Arme. Diejenigen hingegen, welche im Wendungspuncte ſtehen, wiſſen eigentlich auch nicht, wie man anders denken, leben, ſich benehmen und ſprechen könne, als ſie thun. So zu ſein, wie ſie ſind, iſt für ſie unmittelbare Nothwendigkeit. Sie ſind das Reſultat der alten Zeit und finden dieſe ſelbſt voller Vorurtheile, voller altfränkiſcher Manieren, obwohl es ganz gewiß iſt, daß auch ſie einſt als antiquirt von dem Geſchlecht, was ſie erzeugen, werden angeſehen werden. In unſern Kindern erziehen wir uns unſer Schickſal.

Die Univerſalität Königsbergs enthält noch viele Reſte alter Sitte, aber eben ſo ſehr die Extreme der neueſten Zeit. Wir haben hier noch Phyſiognomieen, welche der Periode vor der Schlacht von Jena angehören, ſtarke rothbäckige Geſichter mit blaugrauen Augen, grauem zuweilen noch gepudertem Haar, im Anzug ſehr ſolid und anſtändig, aber bequem, und an einem nicht ſehr breiten weißen Halstuch mit einfachem

kleinem Schleif kenntlich. Das ſind verſtändige, wortkarge, zuverläſſige Männer, die in religiöſen wie in politiſchen Dingen Kantiſche Rationaliſten ſind. Ihnen entſprechen ihre Gattinnen, mit dem Unterſchiede, daß ſie in der Kleidung doch mehr dem Fortſchritt der Zeit huldigen. Sonſt iſt das Geſicht eben ſo roth, das Auge eben ſo blaugrau, das Benehmen eben ſo einfach verſtändig, der Charakter eben ſo tüchtig und die Denkweiſe vollkommen ſo rationaliſtiſch. Und dann haben wir junge Männer, nach dem neueſten Schnitt der Modejournale mit langen ſtraffen, zum Ritt fertigen Pantalons, mit kurzen Oberröcken, weißen Manſchetten, gelben Handſchuhen, ſchwarzen Cravatten, vor der ſeidenen Weſte hängendem Lorgnon und mit einem alle vier Wochen immer anders formirten Haarwuchs, der ſeine Kraft bald in einem Kranzbart, bald in einem Schnautzbart, bald in einer Lockenfülle, bald in einer Art herabhängender Mähne zeigt. Und dann das ernſte, bleiche Geſicht mit einem ſtark ausgeprägten Zuge ſelbſtgefälliger Reſignation. Dies, bitterſüße Lächeln, was bedeutet es? Iſt es eine Geliebte, welche der Tod oder gar die Treuloſigkeit raubte? Nein, dieſe Melancholie iſt ſchon abgenutzt. Iſt es ein Nothſtand, mit dem man ſich heimlich herumſchlägt und ihn doch aus Ironie verachtet? Nein, auch dieſer Jammer

darf den Jüngling, der des neunzehnten Jahrhunderts werth sein will, nicht mehr geniren. Was ist es denn? Es ist auch bei uns der vielberufene Weltschmerz, die ganze Welt, sich mit inbegriffen, glücklich machen zu wollen und nicht recht zu wissen, wie man es in einer so verächtlichen, vertracten Zeit anfangen solle. Das Auge dieser Humanitaires ist gewöhnlich hinter Gläsern versteckt, ein Umstand, der das Dämonische der modernen Verstimmtheit, die sich im blaßen Gesicht malt, vollendet. Diese Brillenmenschen, die immer häufiger unter uns werden, zu denen bereits ein großer Theil der Primaner gehört, sind in der That zu bedauern. Niemand kann dies aufrichtiger thun, als ich, da ich schon zweimal in dem hiesigen entsetzlichen so lang dauernden Winter an den gefährlichsten Augenentzündungen gelitten habe. Aber dennoch wünsche ich, daß die Brille seltener werden möge, denn es ist drückend, das Auge eines Menschen nicht direct sehen zu können. Der Zauber des Auges ist dadurch zerstört. Ja es kommen Momente vor, wo man statt des Auges nur die blanke Glasfläche, also einen blicklosen Kopf vor sich hat. Dieses Maskenhafte scheint mir aber durchaus zu jenen wunderlichen Wesen der Neuzeit zu gehören. Es ist ein Symbol seines potencirten Spiritualismus. — Natürlich entsprechen diesen

jungen Männern analoge Mädchen- und Frauengestalten, ſchlank, blaß, mit zartem Incarnat, ebenfalls mit den mannigfaltigſten Umgeſtaltungen des Haupthaars, wodurch ſie bald in's Kokette, bald in's Nonnenmäßige hinüberſchwanken, in Kunſt und Literatur ſchwer zu befriedigen, etwas emancipationsſüchtig. Aber das Weib liebt die Abrundung. Es ſcheut das Grelle. Es hat in die Zeit nicht, wie der Mann, unmittelbar einzugreifen. Es ſehnt ſich endlich Gattin und Mutter zu werden. Dies unendliche Heirathsbedürfniß gibt ihm durch alle Verwirrung des Modeflitters, durch alle Queerköpfigkeit der Zeit, durch Republikanismus und Pietismus, Serviliſmus und Pantheismus hindurch, eine entſchiedene Richtung, die es, wenn es ſich einmal verirrt, ſchneller geneſen läßt. Bleibt freilich eine in der Reflexion Verirrte ohne Liebe, dann iſt, wie bei einer Wally, der Sturz auch um ſo jäher. Das Schickſal einer Stieglitz hat hier die größte Theilnahme gefunden, Rahel's und Bettina's Briefe ſind viel geleſen und beſprochen; aber noch kann man ſein Herz unſern Königsbergern jungen Damen ruhig anvertrauen, ohne Furcht, in der Ehe durch eine geiſtreiche Excentricität, durch den Alpdruck einer Culturcapriçe, beläſtigt zu werden. — Das Princip, dem dieſe modernſten männlichen und weiblichen

Fashionabeln unter uns zugethan sind, ist das Indéfinisable, das Phantastische, Mysteriöse, dem aber, wohl zu merken, der Comfort der sinnlichsten Gemächlichkeit nicht fehlen darf.

Nachdem ich diese beiden Extreme der alten und neuen Sitte angedeutet habe, wird man mir sagen, daß dieselben ja gar nicht im Volk, sondern in den höhern Ständen existirten. In ihrer Durchbildung als selbstbewußte Erscheinung gehören sie allerdings denselben an, aber man würde sehr irren, wenn man nicht in allen Ständen dieselbe Bewegung, also auch, nur individuell modificirt, dieselben Extreme vorhanden glaubte. Euer Stiefelputzer, Euer Factor, Euer Kammermädchen suchen Euch zu copiren. Die Bedienten, die hinter Eurem Stuhl stehen, verschlingen Eure Gespräche, Eure Urtheile und nehmen Eure Manieren an. In der Kleidung ist zwischen ihnen und Euch der Unterschied beinahe schon Null, aber er wird es auch mehr und mehr in der Auffassung der Dinge. Ihr laßt Euch einen Roman von Boz, von Bulwer, von Paul de Kock, von Balzac, von Emerentius Scävola holen. Auf der Treppe der Leihbibliothek, unter der kleinen Säulenhalle von Fernitz, auf der Straße könnt Ihr Eure Magd, Euren Diener beobachten, wie sie in dem Buch studiren und, gefällt es ihnen, in Eurer Abwesen-

heit von Haus es ſchon leſen werden. Um wie viel mehr aber müßt Ihr vorausſetzen, daß im Mittelſtande, mutatis mutandis, der nämliche Proceß ſich vollzieht!

Volksleben im engeren Sinne iſt diejenige rhythmiſche ethiſch-poetiſche Bewegung, bei welcher ſich Alle betheiligen. Aber dieſe Betheiligung wird nur in den Spielen und Mährchen der Kinderwelt, in der Kirche, im Theater und auf dem Markt eine vollkommen gleichmäßige ſein. Außerdem wird der Unterſchied eintreten, daß irgend ein Stand ſich für ſich unbefangen befriedigt, ohne den andern abſichtlich an ſich heranzuziehen, oder daß ein Stand dem andern ein Schauſpiel giebt, was er ohne die Vorausſetzung einer Theilnahme derſelben unterlaſſen würde.

Soll ein wahrhaftes Volksleben ſich erzeugen, ſo müſſen die wichtigſten dieſer Acte in regelmäßigen Pauſen erfolgen. Man muß im Voraus wiſſen, wie das Volk ſagt, was los iſt, damit man ſich darnach einrichten könne. Man muß das Programm des Herganges kennen. Es muß zu den Ueberlieferungen gehören, die man ſich eben ſo macht, wie den wichtigen Satz, daß jeder Menſch einſt ſterben müſſe. An den Vorabenden ſolcher Tage herrſcht dann ſchon die vorempfindende Unruhe und an dem Tage ſelbſt geht der allgemeine Zug derer, welche Ver-

gnügen ſuchen, nach der Richtung hin, die ſo glücklich iſt, die feſtliche Localität zu enthalten. Der Himmel ſcheint oft mißgünſtig zu ſein, allein das Volk trotzt ihm dann. Es ſtürmt, ſchneit, regnet; man wird ſich erkälten, den Schnupfen holen, aber man geht hin.

Von der Kirche und dem Theater ſpreche ich noch beſonders. Von den Traditionen und Spielen der hieſigen Kinderwelt kann ich eigentlich nichts ſagen, da ich nicht ſelbſt darin aufgewachſen bin, was durchaus dazu gehört, um die Poeſie der Mährchen wie die Technik der Spiele recht inne zu haben. Meine Kinder haben mir nun zwar durch Wiedererzählen von dem, was andere Kinder ihnen mittheilten, einen gewiſſen Einblick verſchafft, der aber doch ſehr unzulänglich und einſeitig iſt. So viel glaube ich jedoch bemerkt zu haben, daß die Hauptmährchen, welche Deutſchland mit Frankreich gemein hat, vom Blaubart, vom Däumling u. ſ. f., auch hier nicht fehlen. Manche Modification entſteht durch den Vortrag im Plattdeutſchen Idiom. Die Vorrede, welche Lewald, ein geborner Königsberger, zu einer von ihm veranſtalteten Mährchenſammlung unter dem Namen des blauen Buches gemacht hat, gibt darüber Auskunft. Er erwähnt namentlich des Mährchens vom Pfefferkuchenhauſe der Törſche, wie in der hieſigen Mährchen-

ſprache die Hexe heißt, und des ſchauerlichen Eindrucks, den die Worte der Hexe auf ihn gemacht haben, wenn ſie losfährt:

Wer rütt' min Huus, wer ſchütt' min Huus?

Aehnlich wie mit den Mährchen mag es ſich mit den Spielen verhalten. Das Kreiſeltreiben mit der Peitſche ſcheint jedoch zu fehlen. Wenigſtens habe ich nur den Brummkreiſel bemerkt. Eben ſo ſcheint das Ballſpiel hier bei weitem nicht die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit wie in Deutſchland zu haben. Manche Formen ſind zwar nicht gerade unbekannt, werden jedoch wenig geübt, andere ſind aber gar nicht geläufig, z. B. das neckiſche Spiel: Ape, Buer, Clusenaer, Drierbrot u. ſ. f. Dagegen wird das Werfen des Federballs und Schlagen der Ballone wohl hier und da geſehen. Auch das Reifſpiel, das Drachenſteigen, das Werfen eines an einem Bindfaden aufgehängten Ringes nach einem Haken, ächtes jeu de patience für Phlegmatiker, das Schaukeln, das Kegelſpiel, das Kugeltreiben (in Niederſachſen Sautreiben geheißen), das Anplimmen, indem Metallſtücke, beſonders von zerbrochenen Meſſern, deren Klinge Plattdeutſch Plimme heißt, an die Wand geworfen werden, um ſich zurückprallend zu treffen, wobei genaue Geſetze über den Werth der Abſtände gelten, das Carouſſelfahren ſind

hier allgemein üblich. An den öffentlichen Vergnügungsorten vor dem Thor darf man in der Regel darauf rechnen, Kegelbahn und Schaukel, oft auch ein Carouſſel zu treffen. Das Billardſpiel iſt ſo gut wie das Kartenſpiel längſt auch hier volksthümlich geworden; es exiſtirt aber noch von den älteren Zeiten her ein Spiel mit Steinen, welche auf einer ſchmalen Tafel mit eigenthümlichen Acquis geworfen werden müſſen. Man nennt es nach einer kleinen Münzſorte Pelken die Pelkentafel, die im Jahr 1580 geſtiftet wurde. Am Bohlenwerk auf der rechten Pregelſeite, im ehemaligen Kneiphöfſchen Gemeinde-Garten, gegenwärtig dem Tiſchlermeiſter Simſon gehörig, iſt noch parterre ein großer mit den Bildern von Schützenkönigen gezierter Saal, der eine ſolche Tafel enthält, an welcher ſich ältere Bürger, die des Spieles noch kundig ſind, bei einem Glaſe Bier vergnügen. — Ein eigenthümliches Kraftſpiel der Jugend, dem des ſchwarzen Mannes verwandt, iſt hier das Königsſchneiden. Eine Reihe ſchließt ſich mit verſchränkten Händen aneinander; im ſeitlichen Anlauf ſucht dieſe ein Einzelner zu durchbrechen und jeder, den er mitnimmt, gehört zu ihm und muß ſeinen neuen Angriff verſtärken helfen. Der Flügelmann, der ſtärkſte, hat am längſten auszuhalten und, während ihm ſeine Mauer ab-

geſchnitten wird, ſich mit ſeinem letzten Getreuen gegen den immer mächtiger werdenden Impuls der anſtürmenden Maſſe zu ſtemmen. Er iſt der König.

Mit dem Marktleben, das anderwärts eine ſo große Wichtigkeit für das Volk hat, iſt es in Königsberg nicht weit her. Der Weihnachtsmarkt, deſſen Hauptflor auf dem Steindamm blühet, iſt dürftig. Die Sitte der Conditoren, um dieſe Zeit kleine optiſche Zimmerreiſen zu veranſtalten und ihr ohnehin enges Local noch mehr dadurch zu verengen, iſt das Eigenthümlichſte, was mir dabei aufgefallen iſt. Ob dieſer Gukkaſtengeſchmack in der Iſolirtheit der Stadt ſeinen Grund hat, ſich mitten im Winter, wenn die übrige Welt für uns Hyperboräer verloren gegangen ſcheint, ein Bild der Ferne als Pfand ihrer Exiſtenz nahe zu bringen? Ich möchte es beinah glauben, denn ſo zur Sitte gewordene Eigenheiten pflegen einen tieferen Urſprung zu haben. Daß die Conditoren Ausſtellungen von eigener Arbeit, Nachbildung von Bauwerken, Büſten von Zucker, Chargen à la Dantan u. ſ. f. machen, iſt wohl zu Weihnacht überall Gebrauch und fehlt auch hier nicht. Wir haben ſogar die Juliusſäule von Marcipan durch Herrn Zappa in bedeutender Größe und durch Herrn Pomatty die Dresdner Eiſenbahn modellirt gehabt. Allein ſolche Stadtpro-

ſpecte, wie man ſie hier durch Vergrößerungsgläſer ſehen läßt und die von den Königsbergern gewiſſenhaft abgewallfahrtet werden, um nebenher Marcipan, Pfannkuchen und gebrannte Mandeln zu verzehren, ſind mir aus andern Städten, in denen ich gelebt habe, nicht erinnerlich.

Der eigentliche Jahrmarkt beginnt Mitte Juni mit dem Verkauf der Leinwand, welche von den Landleuten fabricirt und in anſehnlichen Maſſen eingebracht wird. Dieſer Markt zieht ſich vom Platz des Friedländer Thors, wo der Hauptverkehr wogt, bis zur Fiſchbrücke hin. Jede vorſorgliche Hausfrau kauft hier ihren Jahresbedarf an weißem und buntem Leinzeug ein. Jedes Mädchen, das an Verheirathung denkt, hat ſich ein Sümmchen für dieſe Tage erſpart, um für die Ausſteuer wieder ein Stück einzukaufen. Hausfrauen- und Dienſtmagdphyſiognomien kann man daher in allen möglichen Exemplaren hier ſtudiren. — An den Leinwandmarkt ſchließt ſich einige Tage hindurch der Verkauf von Producten der Handwerker an. Dieſer Moment iſt der ſchönſte. Mir fallen immer Göthe's Worte aus der Novelle genannten Novelle ein: „Es iſt, als wären die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher, nach Außen gekehrt, in dieſen Mittelpunct verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden.“ Auf der

Fischbrücke begegnen wir Spielwaaken, Nußverkäuferinnen, Mädchen, welche Safrankuchen feil haben u. ſ. f. Dieſe Mädchen ſind im Allgemeinen ſehr übermüthig und äußern ihre Laune, ihr Behagen nicht nur im Anruf, ſondern geben ſich auch wohl durch Kränze von Kornblumen und Laubwerk ein ganz phantaſtiſches Anſehen. An der Ecke des Trödels, dem Schlachthauſe gegenüber, hat der Jude, der hier mit Schnittwaaren handelt und deſſen kluge Bearbeitung des Landvolks ich häufig im Stillen mit Beifall beobachte, da mein Weg von dem Albertinum mich hier oft genug durchführt, Alles gethan, nicht vergeſſen zu werden. Die bunteſten Tücher ſind ausgehängt. Fahnen von grellrother Farbe flaggen in der Luft. Die neueſten Schnupftuchmuſter paradiren; im Augenblick, da ich dies ſchreibe, iſt Fauſt und Gretchen an der Reihe. Sie umarmen ſich, Fauſt ein hübſcher ſchnauzbärtiger junkerirender Kerl, Gretchen eine hochbuſige Dirne. Darunter die Worte:

O theurer Mann!
Ja, herzlich lieb' ich Dich!

So vermittelt ſich der Göthe'ſche Fauſt mit den Naſen des Volkes, gewiß das Ultimatum der Popularität. — Hierauf folgt eine Reihe von Thorner Pfefferkuchenbuden, welche ſämmtlich das Wappen der Stadt Thorn, eine Jungfrau

über einem Mauerwerk hervorragend, und außerdem ihren wertheſten Namen auf Wachstuchſchilden ausgehängt haben. Die beliebteſten Pfefferkuchen ſind klein und heißen Kataſchinchen. — Sodann kommen die Buden der Drechsler von Heiligenbeil mit eben ſo zierlichen als wohlfeilen Waaren. — Links breiten ſich in großem Raum die Böttcher aus; rechts am Waſſer die Tiſchler. In der Weidendammſtraße folgen links die Stellmacher, rechts die Korb- und Stuhlflechter. Ganze Heerden von Stühlen ſind hier ausgeſtellt. Links folgen dann noch die Kupferſchmiede und Klempner, rechts aber, wo die Häuſer abbrechen und der eigentliche Weidendamm anhebt, ſtehen Buden mit Quincalleriewaaren und Putz. Dazwiſchen werden Eßwaaren ausgeboten und Glücksſpiele verſucht. Doch ſcheinen die letzteren nur unbedeutend zu ſein. Ich habe dies Jahr nur ſechs gezählt und von dieſen waren die meiſten unbeſchäftigt. Der kleine gedeckte Tiſch mit dem aufgeſchlagenen Kaſten, worin verlegene Waare, Nadelbüchſen, Löffel, Raſirmeſſer, Handſpiegel, Bleiringe u. ſ. f., zur Schau gebracht werden, ſchien nicht zu reizen. Das Würfelgeklapper der verſchmitzt ausſehenden Weiber wurde ſammt der Einladung überhört. Nach dem Platz des Friedländer Thors hin folgen links noch Bandjuden, die ihre bunt

schillernde Waare auf der Erde ausgebreitet haben und eine unerschöpfliche Beredsamkeit mit lebhafter Gesticulation entwickeln. Rechts ziehen sich vor den Gasthöfen Tische mit Wurst, sauern Gurken, abgekochten Fischen u. dgl. hin.

Wenn dieser Markt endigt, beginnt der auf dem großen Platz in der Vorstadt am Millionendamm. Töpfer aus Tolkmitten und andern Städten, Schuster aus Tilsit, die Thorner Pfefferkuchler, Kinderspielwaaren und der ansehnliche Lumpenmarkt der Juden sind die Hauptbestandtheile desselben. Es fehlt diesem mehre Wochen dauernden Markt alles Phantastische, wodurch die Prosa des bloßen Verkehrs, der den Nutzen oder den materiellen Genuß anstrebt, ein Gegenwicht erhielte. Die Buden sind theils klein, theils von nur mittlerer Größe. Solche Riesengebäude, als sie auf anderen Messen erblickt werden, mangeln gänzlich. Bei der weiten Fläche des Platzes, dem nirgends ein imponirendes Architekturwerk zur Begrenzung dient, erzeugt sich dadurch die Empfindung des Kahlen, Leeren. Es fehlen alle Sehenswürdigkeiten. Höchstens wird in einer Bütte unter einem Tuch von Fischerknaben eine Seekatze d. h. ein Seehund gezeigt. Da ist kein Riese, kein Zwerg, kein armloser mit den Füßen schreibender Mensch, keine dicke junge Dame von achtzehn Jahren, keine weiße Dame,

kein erſter Herkules Europa's. Da ſind keine wilden Thiere, deren Gebrüll und Gekrächz uns in andere Zonen verſetzte; da ſind keine Wachsfiguren, keine Taſchenſpieler, keine Seiltänzer. Ja, es ſind nicht einmal große Eß- Trink- und Tanzanſtalten da, wie ſie ſonſt üblich ſind, ſondern nur in einigen Buden wird Bier und Schnaps in ziemlich roher, kümmerlicher Weiſe ausgeſchenkt. Daher fehlt dieſem Markt auch aller geheimnißvoller Reiz. Man iſt froh, dem Staube, der ihn allein belebt, wieder zu entgehen. Wie ganz anders iſt das auf dem Danziger Dominik, auf den Meſſen von Frankfurt an der Oder und am Main, auf der Münchener Dult, auf der Magdeburger Michaelismeſſe u. ſ. f. Es ſoll früher hier auch anders geweſen ſein, als der Markt vor dem großen Brande noch in der breiten Straße der Vorſtadt abgehalten wurde und der Antiquar Ferd. Rabe, dies offizielle Zeitungsdaguerrotyp aller unſerer Sehenswürdigkeiten, Hörwürdigkeiten, Feſtlichkeiten, Leſenswürdigkeiten, lieferte uns vor einigen Jahren einmal eine recht intereſſante Beſchreibung jener Zeit, als noch der Charlatanismus des großen Lotto's der ſogenannten Töpferbude den Mittelpunkt des Marktgetümmels ausmachte, als noch Polniſche Staroſten, Kuriſche Ritter herkamen, als die permanenten Waarenausſtellungen unſerer von Tag zu

Tag ſich vervielfachenden Ladengewölbe noch nicht exiſtirten, die es eigentlich ſind, welche den Markt überflüſſig machen.

Viel mehr Leben entwickelt der nur einen Tag dauernde Wargen'ſche Markt vor dem Steindammthor, der in die Herbſtzeit fällt. Wargen iſt ein kleiner Ort in der Entfernung von anderthalb Meilen. Der Markt an ſich unterſcheidet ſich in gar nichts von dem anderer kleiner Orte. Aber dadurch, daß man hin und zurück fährt und hunderte von Wagen ſich beſtändig drängen, wird ſchon ein ganz anderer Ton erzeugt. Und da in einem Tag ſich die ganze Marktfreude zuſammendrängt, da man alſo nicht warten darf, ſo wird der Jubel ſogleich mit ganzer Kraft angefangen. Eine eigenthümliche Sitte erhöht ihn. Man macht ſich nämlich Kränze mit Goldflittern, ſteckt ſich lange ſtorchſchnabelartige Naſen vor, maskirt, verkleidet ſich. Wenn ein großer Korbwagen nach dem andern mit voller Ladung uns nichts als dieſe ſpitzlangen Naſen und blinkernden Kränze zeigt, wenn das Volk damit umherläuft und Scherz treibt, wenn ſich ein Schalk als Weib verkleidet und ein anderer, als alter Kerl angethan, ihm nun mit grobkomiſchen Manieren den Hof macht und Gelächter und Zuruf ihren witzboldiſchen Umzug begleitet, ſo ſteckt darin noch ein Reſt alterthümlicher ächter Volksluſt.

Wir besitzen eine sehr fleißige Monographie von Fr. A. Reimann: Deutsche Volksfeste im neunzehnten Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier. Weimar 1839. Hierin kommt zwar S. 456 Preußen vor, aber nicht das Königreich, sondern das Wort hat hier nur den Collectiv-Begriff zu vertreten und es werden lediglich aus der Provinz Westphalen und Sachsen einige Feste aufgeführt. Ich suchte nämlich in diesem Buch Aufschluß über so manche Eigenheiten des hiesigen Volkslebens. Das S. 51 aufgeführte Nasenfest von Basel hat mit den Nasen unseres Wargen'schen Marktes nicht den geringsten Zusammenhang. Es bezieht sich auf eine Localbegebenheit. Die Nasen sind dort gebackene, zu denen Schweizerblut, ein zu diesem Fest gesparter Landwein, getrunken wird. —

Zu den Volksthümlichkeiten gehört endlich Alles, was in einem Gemeinwesen prägnant und mit einer gewissen Folge erscheint. Es ist daher schwer, die Grenzen ausfindig zu machen, die einem Moment des Ganzen eine solche Bedeutung verleihen. Im Grunde schildere ich in diesen Skizzen das Königsberger Volksleben überhaupt nach den verschiedensten Seiten. Wie schwankend also auch für den einzelnen Fall die Bestimmung sein möge, so werden doch die oben angegebenen Merkmale nicht fehlen dürfen, daß eine Betheі-

ligung der Maſſe und ein gewiſſer habituel-
ler Rhythmus der Bewegung nothwendig ſind,
um etwas für volksthümlich erklären zu dürfen.
Aber die Betheiligung Aller iſt relativ und
der Rhythmus der Bewegung variabel. Trach-
ten, Gebräuche, Feſte entſtehen und vergehen,
wandeln ſich um und haben bald einen kleineren,
bald einen größeren Kreis von unmittelbar bei
ihnen Intereſſirten. Die gebildeteren Stände aber
geben immer den Ton an und es iſt für
ſtädtiſches Sittenweſen durchaus die Maxime feſtzu-
halten, in ihnen den Typus zu ſehen, dem die un-
teren Stände ſich anzunähern ſuchen, wie ſie nun
gerade können. Oft dauert es lange, bis eine Form
der Sitte, der Tracht verlaſſen, zerſchlagen, um-
geſtaltet wird. Die Eigenthümlichkeit wehrt ſich.
Aber man darf mit Gewißheit dem Augenblick
entgegenſehen, wo ſie zu exiſtiren aufgehört haben
wird. Jeder Menſch liebt zwar, ſich auf die
Gleichheit aller Menſchen zu berufen, in-
ſofern er Andere über ſich erblickt, denen er ſich
unterordnen ſoll, aber jeder ſucht ſich auch aus
einer gleichgültigen Menge auszuſcheiden, die gegen
ihn ungleich ſein ſoll, gegen welche er ſich als
Ariſtokrat fühlen will. Dieſe Tendenz zum
Vornehmen iſt in großen Städten die Trieb-
feder der ſchnellen Sittenveränderung, der raſchen
Ausgleichung, welche in den Meubeln, Kleidungen,

Manieren, Genüssen hervorgebracht wird. Die Auflösung des Zunftwesens und die Kunst, für Alles Surrogate zu wohlfeileren Preisen zu erzeugen, worin wir es so erstaunlich weit gebracht haben, beschleunigen bei uns solche nivellirende Processe.

Diese Bemerkungen mußte ich hier einschalten, indem ich jetzt von den Begehungen sprechen will, durch welche das Volk in dem Sinne, daß darunter die niederen Stände begriffen werden, sich für sich selbst befriedigt, ohne auf die Theilnahme eines andern Standes zu reflectiren.

Dahin gehört zunächst der Tanz am Sonntag und Montag Abend. Für Königsberg ist dabei das Eigenthümliche, daß die Locale meist kleine niedrige Stuben sind, in denen ein Ausschank von Bier nnd Schnaps gehalten wird und die Musik in einer Geige und Clarinette oder Flöte besteht. Auf dem Sackheim, Steindamm, der hinteren Vorstadt, im Münchenhof nach der Fischbrücke zu, in der Nähe der Thore, sind diese Tanzhöllen besonders häufig. Tanzhöllen, sage ich, denn das Vergnügen scheint entsetzlich. Die Menschen, von Bier und Branntwein erhitzt, von Tabacksqualm umdunkelt, in einen zierdelosen Raum zusammengepreßt, den Tönen einer elenden Musik folgend, geben von Außen

her wahrlich eher das Bild von Verdammten, welche zur Strafe ſich unter der Gefahr des Erſtickens und Zerſtoßens im Wirbel drehen müſſen, als den Anblick heiterer Menſchen, welche wie die Südländer, die im Freien tanzen können, aus Luſt ſich bewegen. Und doch iſt es ſo. Man zweifle nicht daran, daß dieſe Menſchen glückſelig ſind. Hört Ihr nicht, wie der Fuß übermüthig die Erde ſtampft, wie ſie jauchzen, wie ſie mit den Händen klatſchen? Seht Ihr nicht, wie da draußen am Fenſter die Dirnen ſtehen, die noch keinen Tänzer, keinen Soldaten, Barbier, Factor, Bedienten, Geſellen gefunden haben und ſehnſüchtig in das Paradies ſchauen, das ich eine Hölle zu nennen wagte? Betrachtet einmal das vor Wonne funkelnde Geſicht jenes Unterofficiers, der mit ſauberer Uniform im Selbſtbewußtſein ſeiner Unwiderſtehlichkeit für das ſchöne und ſchwache Geſchlecht auf die Kneipe zugeht! Hört das Schwatzen, Kichern, Lachen, was von drinnen aus dem freudigen Tumult herausſchallt und behauptet dann noch, daß hier nicht ein Gipfelpunct des Genuſſes für das Volk vorhanden wäre. Das Halbdunkel der eingerauchten Stube, der Geſtank der Talglichter, der Bier- und Branntweinduft, der Schweißgeruch der Tanzenden, die teufliſch rothen Gardinenlappen der Fenſter, das Gequik der Geige, das Gequäk der Clarinette, der krachende Stoß, mit welchem

ſich das Hufeiſen des aufſtampfenden Tänzers in die Diele bohrt, — das Alles und manches Unſagbare iſt einmal für das Volk ein conſtitutives Element ſeines Vergnügens. Dazu aber müſſt Ihr rechnen, daß dem Volk die Bewegung des Tanzes noch wirkliches Entzücken bereitet. Der ſogenannte gemeine Mann muß den ganzen Tag in beſtimmten Bewegungen handthieren, die ſeinen Körper vereinſeitigen. Der Schneider, Schuſter, Fleiſcher, die ſcheuernde, kehrende, kochende Magd, die Nätherin, der Maurer, Zimmerer u. ſ. w. haben beſtändig mit einem Gegenſtande außer ſich zu thun, den ſie in einer beſonderen Manipulation behandeln müſſen. Wie wohl wird ihnen nun, wenn ſie in der Kneipe Abends ſtatt des todten Objects ſich ein Auge gegenüber ſehen, das Wohlgefallen an ihnen ausſpricht, einen Händedruck fühlen, der Verbindlichkeit andeutet und ſie mit ganzem Leibe in ſo angenehmer ihre eigene Empfindung zurückſtrahlender Geſellſchaft ſich ohne einen äußeren Zweck bewegen können! Wie dehnt ſich jedes Glied in dieſer Losgelaſſenheit, wie ſtellt ſich die vom Tagesgeſchäft geſtörte Einheit des Lebens wieder her! Ich verſichere Euch, Ihr Schönen, die Ihr, Abends auf den Ball zu gehen, bis um Mittag ſchlaft, damit Ihr um Mitternacht noch leidlich friſch ausſeh'n mögt, die Ihr den ganzen Tag Toilette

macht, daß ihr jeden Abend der Woche auf einen Ball eingeladen sein könnt, Ihr empfindet nicht ein Drittel, nicht ein Zehntel der Lust Euerer Hausmagd, die alle vier Wochen einmal ein Paar Stunden zum Walzer kommt und etwa noch für den Geliebten, der gerade nicht bei Kasse ist, die Auslage an Tanzgebühren und an Bier und Schnaps macht, welche sie eigends zu diesem Zweck sich von ihrem Lohn aufgespart, oder mit bösem Gewissen der Herrschaft vom Marktgroschen abgestohlen hat. Und dann fragt Euch einmal ob es denn nicht, besonders bei Privatbällen, auch oft unerträglich unbequem, überfüllt, dunstig sei, und besonders, ob Ihr wohl so gern tanzende Tänzer gefunden habt und nicht vielmehr oft nur maschinenartige Beweger Euerer niedlichen Person, die aus socialer Pflicht, aus egoistischer Absicht, aus Eitelkeit, aber nicht aus Lust am Tanz mit Euch tanzten?

Ich habe das Volk mit seinen uns entsetzlich scheinenden Tanzlocalen vertheidigt, weil man sich oft zu wenig in seine Zustände hineinversetzt. Nichtsdestoweniger wünschte ich ihm grössere, geschmackvollere, mit besserer Musik ausgestattete Locale, weil ich glaube, daß im Allgemeinen mit dem weiteren, schöneren Raum, mit der größeren Reinlichkeit auch mehr Sittlichkeit verbunden ist. Mit diesen kleinen Tanz-

kneipen sollen nicht selten liederliche Unordnungen sich verbinden. Ich wünsche keineswegs jene brillanten Säle, von einer Reihe zuziehbarer, der Prostitution gewidmeter Logen umgeben, wie Berlin, wie Hamburg sie hat, in denen der Tanz nur das Anknüpfungsmittel eckelhafter Orgien wird, aber ich wünsche ihm solche Locale, wie sie in der Pfalz und am Rhein unter dem Namen Vauxhall bekannt sind, geräumig, mit guten Speisen und Getränken, mit einem ordentlichen Orchester versehen. Zwei solcher Locale existiren hier schon, das eine im Mühlengrunde, die zweite Etage eines Eckhauses, das andere am Ausgang der Collegiengasse nach der Löbenichtschen Kirche zu. Hier, im sogenannten Löbenichtschen Remter, wird auch der Lohnbedientenball gefeiert, eine Copie des Styls der Bälle, bei welchen sie außerdem aufwarten. Der Altstädtsche Gemeindegarten und Junkerhof gehören mehr dem Mittelstande, dem eigentlichen Bürgerthum an.

Bisher habe ich von dem Wochentanz in der Stadt gesprochen. Mit dem Sommer siedelt der Tanz sich auch einige Monate lang außerhalb in den nächst gelegenen Dörfern, Ponarth, Aweiden, und in einigen Wirthschaftshöfen in Devau und Maraunen, an. Der Saxe'sche Garten vor dem Friedländer Thor gehört schon mehr dem höheren Mittelstande an. Die Grenze ist

zwar nicht scharf markirt, macht sich aber durch die hier herrschende Gewohnheit feinerer Kleidung und kostspieligerer Genüsse von selbst. Devau vor dem Königsthor ist besonders im Frühjahr stark besucht. Es liegt nicht weit und läßt sich auf dem Chaussêewege bequem ergehen. Es sind eigentlich zwei Tanzorte hier, der eine rechts vom Wege, zum Gute Kalthof gehörend, vor, der andere links nach dem Schlagbaum. Das rechte Devau mit einem großen Garten ist das letzte Gehöft. Als Motto aller hiesigen Vergnügungen kann das Wort aus dem Faust gelten:

Ein starkes Bier, ein beizender Taback,
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack.

Im April, Mai und Juni wimmelt es hier von weißen Kleidern und buntbebänderten Hauben der Dienstmädchen, die ihren Herrinnen die Art und Weise, das Haar zu flechten, das Umschlagtuch zu tragen, mit dem Knicker die Sonne zu bekämpfen, glücklich abgelauscht haben und nun die gelernten Künste den Soldaten und Gesellen zur Schau stellen können.

Im Juni wird der Weg nach Maraunen, das vor dem Tragheimer Thor eine starke Viertelmeile mitten in einem Tannenwäldchen liegt, practicabel. Der Weg bis zu Böttcher's Höfchen ist es zwar schon viel eher, allein die Strecke durch

den Wald bleibt noch lange ſchwierig zu paſſiren. In Maraunen ſelbſt aber iſt auch noch Alles feucht. Die Sonne muß erſt die vielen Lachen im Walde, die von dem ſchmelzenden Schnee ſich bilden, auftrocknen; die Störche müſſen erſt die Fröſche, die hier im Frühjahr die Subſtanz des Bodens auszumachen ſcheinen, vermindert und das Gras ſich zu einem ſtärkeren Wuchs emporgeſtreckt haben, bevor es ſich hierherzufahren lohnt. Nach Dewau geht man, nach Maraunen, obwohl es gar nicht ſo weit iſt, fährt man. Und man fährt nicht nur hin, man fährt auch zurück. Und man fährt nicht nur, ſondern man ſingt auch. Ich habe zweimal den Sommer hindurch in der Nähe von Maraunen, in Ziegelhof gewohnt und daher Gelegenheit genug gehabt, das hier herrſchende Syſtem beobachten zu können. Oft ſtand ich Abends, wenn die Sterne am Himmel heraufzogen, auf einem Hügel, von dem aus ich die ganze Straße vom Wald bis zum Thor überſchauen konnte. Ein weißer Staubſtreifen wurde abſatzweiſe durch die rollenden Wagen verdunkelt und aus allen tönte der herzkräftige Geſang. Maraunen iſt ausgezeichnet durch einen ſchönen großen von Wald mit eingehauenen Pfaden umgebenen Raſenplatz, auf welchem eine Schaukel, ein Carouſſel, ein Pfahl mit einem Ring zum Werfen und an den Rand umher Tiſch und Bänke ſich

befinden. Die Kegelbahn liegt zur Seite. Im Hause ist links durch die Schenkstube hindurch der Eingang zum Tanzsaal, der ziemlich groß ist. Für das Orchester ist eine Erhöhung gemacht. Ein Flügel mit Sordinen, mit einem Trompeten- und Paukenzuge, kann als Surrogat desselben an Tagen dienen, wo ein Tanz improvisirt werden soll. Wie weit die Fertigkeit des Clavierspielens schon eine allgemeine unter uns geworden ist, habe ich hier mehrfach erfahren. Junge Männer und Mädchen, denen man es nach andern Anzeichen nicht hätte abmerken sollen, wirbelten plötzlich Straußsche Walzer her. Das größte Vergnügen entsteht in Maraunen durch plötzlich über den Wald, der sie im Entstehen verdeckt, herübertretende Gewitter, wenn Alles vor dem Sturm und Platzregen in die Zimmer und den Saal flüchtet. Diese Gequetschtheit, diese Nothwendigkeit, sich berühren, sich sprechen zu müssen, dieser erlaubte Aufruhr, womit man sich benimmt, die theils wahre, theils erheuchelte Angst der Frauenzimmer vor dem Blitz, der Trost der Männer, die gotteslästerlichen Tanzversuche einiger in dem engen Raum, die immer mehr Beifall und Anschluß gewinnen, endlich wenn das Gewitter vorüber geht, die Abkühlung draußen im Grünen, dies Ensemble ist einmal für das Volk ein unvergleichlicher Genuß.

Der Wirth weiß aber auch durch beſondere Reize den Aufenthalt angenehm zu machen. Er ſorgt für Feuerwerke, Luftballons, Sacklaufen, Hammelſchieben, Wurſtſpringen, u. ſ. w. Vorigen Sommer ging ich, in allerlei Gedanken vertieft, von Ziegelhof aus am hintern Waldſaum ſpazieren. Plötzlich höre ich einen Trompetenton und eine tactſchlagende Handpauke aus dem Walde. Ich drehe mich um. In Spaniſcher Tracht mit blauem geſchlitztem Wamms, weißen Tricots, mit wehendem Federbuſch und rother Schärpe lief im Hundetrab ein Kerl den Weg nach Ernſthof. Ich dachte wahrhaftig, das Vorſpiel zum Kaiſer Octavianus, der Aufzug der Romanze, würde mir erſcheinen. Aber faſt gleichzeitig gallopirte ein Burſche aus dem Wald heraus und noch etwas ſpäter ſtürzte im ſchwarzen Leibrock mit fliegendem Haar ohne Mütze ein Geſell her. Nun war mir Alles klar. Es producirte ſich ein Schnellläufer. Die Muſik hatte das Zeichen des Ablaufs gegeben. Der Burſche zu Pferde controlirte den Läufer. Der Geſell, wie ich ſpäter von ihm erfuhr, ein Fleiſcher, hatte einen Wettlauf unternommen. Ich ging ſogleich auf Ernſthof zurück. Als der Läufer hier ankam, vom gallopirenden Pferde nachgefolgt, geriethen alle Kinder und Hunde außer ſich. In der Schmiede hörte man auf, zu arbeiten. Die alten Leute kamen an die Hausthüren. Aber noch grö-

hier war die Verwunderung, als der Läufer ganz stumm bei dem Pfahl, der die Ortstafel trägt, wieder umkehrte, der Reiter eben so und der weit zurückgebliebene Gesell, der sich oft Hurrah zugerufen und damit nur Kraft verloren hatte, sprang, da er dies sah, von dem Weg ab, warf sich in den Seitengraben und keuchte verzweifelnd, als sein Rival schon wieder bei ihm vorüberkam. Ich trat nun zu ihm, etwas nach ihm zu sehen, da er, wie man hier sagt, beinahe den Pust schien aufgeben zu wollen. Er erholte sich schwer und schob das Mißlingen auf den verfluchten Schuster, der ihm die Stiefel gemacht. Ja, meinte er, hätte er nur Schuhe angehabt. Hätte er! So machen wir es in der Regel. Geht eins unserer Unternehmen schief, so sind nicht wir die Schuld, sondern unser College, unsere Frau, oder das Instrument, womit wir arbeiten, genug der fatale Stiefel. Hätten wir Schuhe angehabt, wie der Fleischergesell meinte, wären wir zeitig genug am Ziel angelangt. Hätten wir!

Einige Wochen hindurch kamen fast täglich fünf Matrosen eines Dänischen Schiffs, in feinen braunen Jacken, blaugestreiften Beinkleidern, saubern Strümpfen und Schuhen und rauchten die duftendsten Cigarren. Sie waren ganz versessen auf das Carousel und konnten sich stundenlang auf den Holzpferden drehen lassen. Aber das

genügte ihnen zuletzt nicht. An die gefährlichsten Situationen gewöhnt, sprangen sie vom Pferde auf den Bretterboden, oder über das Pferd weg auf den Rasenplatz. Man warnte sie. Endlich sprang der eine fehl und fiel zwischen die Drehscheibe und die umgebende Schranke. Im Nu war ihm von der Wucht des im Schwung begriffenen Drehbalkens die Brust zerquetscht. Ohne ein Wort sagen zu können, war er todt. Eben gab der Klang der Schelle das Zeichen, daß die Hälfte der Rundläufe, für die man bezahlt, vollendet sei. Das war nun gar wehmüthig. Der Himmel war so blau, der Wald ringsum so lieblich. Mädchen und Kinder flatterten schmetterlingleicht im lichten Grün umher. In dem Saal ward getanzt. Mit Einem Mal herrschte die feierlichste Stille. Alles umstand erschüttert die Leiche des schönen jungen Mannes. Nach Amerika war er so oft gefahren, in der Capstadt war er gewesen, in den wüthendsten Stürmen glücklich davon gekommen und mußte nun hier auf ebener Erde im anmuthigsten Sonnenschein fern von der Heimath mitten im Vergnügen dahinsterben. Die alten Deutschen hatten Recht, wenn sie den Tod dichteten und malten, wie er plötzlich mit Jemand ins Grab tanzt, der ihn am wenigsten vermuthet.

Aber der Strom der Volkslust fluthet bald

auch über ein friſches Grab hinweg. Man nimmt Theil an dem fremden Geſchick, allein man läßt ſich nicht weſentlich ſtören. Man empfindet die Süßigkeit des eigenen Daſeins um ſo tiefer. Man weiß, daß man ja auch ſterben muß und hat nicht Zeit zu verlieren.

Da in Maraunen der Platz wirklich ſehr ſchön iſt, ſo werden auch vom Volk viele Geſellſchaftsſpiele, blinde Kuh, den Dritten Abſchlagen, Kämmerchen Vermiethen, Reifwerfen u. dgl. geſpielt. Die breiten Waldwege geſtatten eine gewiſſe Abſonderung, ohne doch mit dem Mittelpunct außer Zuſammenhang zu kommen. Bei ſolchen Spielen ſind die Refrainlieder, die geſungen werden, auch ein Moment der Volksthümlichkeit. Um ſie aber ſchildern zu können, müßte man die Melodieen dazu geben, in denen oft eben ſo viel, oft noch mehr Eigenheit liegt, als in den Verſen. Manche dieſer Lieder gehen in eine ältere Zeit zurück. In dem einen verſichert ein Mädchen:

Nein, nein, kann es nicht ſein,
Zieh ich gleich ins Kloſter hinein.

Denn für unſere Zeit, wenigſtens, dem Himmel ſei Dank, für Preußen, iſt die Kraft dieſer Drohung erloſchen. In einem anderen Liede macht ein junger Herr im Modeton einem Mädchen den Hof. Sie wirft ihm Untreue vor. Er ſchwört, in dem Jahr, daß er ſie nicht geſehen, ſie nicht

aus dem Sinn verloren zu haben. Sie singt dagegen:

Mein Herr, Ihre Worte sind mir gar zu witzig,
Ihre Redensarten sind mir gar zu spitzig,
Hätt' Sie lieb gehabt u. s. w.

In einem andern steigt die Liebesnoth bis aufs Höchste und äußert sich ganz naiv:

Komm gelinde,
Fein geschwinde,
Sonst muß ich vor Lieb vergeh'n.

Ein sehr beliebter Kanon ist folgender:

Hier ist's grün, da ist's grün,
Unter meinen Füßen,
Hab' verloren meinen Schatz,
Werd' ich suchen müssen.

Hier ist's grün, da ist's grün?
Wer ist's wohl von Allen?
Der da mit dem Lockenkopf,
Thut mir wohl gefallen.

Hier ist's grün, da ist's grün,
Weiß ich nicht, wie mir geschicht.
Ja, ja, du bist es wohl,
Der ein Küßchen haben soll.

Ferner:

Schöne Blumen will ich pflücken,
Die in unserm Garten steh'n,
Ihr das schöne Haupt zu schmücken,
Sonst muß ich vor Lieb vergeh'n u. s. w.

ferner mit dem Plumpſack in der Hand zum Reigentanz zu ſingen:

Ich komme gegangen mit Schlägel und Reifen,
So hat mir mein Meiſter als Burſchen geheißen,
Ich binde das Faß,
Ich mach' es brav naß,
Meine liebe Frau Meiſtrin, wie gefällt Ihnen das?

Die ſchnurrende, klopfende Melodie dieſes Kanons iſt ganz vortrefflich. Eine Schalkheit liegt gewiß darin. Schon im Mittelalter hatte man dieſe am Böttcherhandwerk aufgefunden. Der Minneſinger Gottfrit von Nifen, Maneſſiſche Codex, No. 153, ſingt:

Es fur ein Büttenere
Vil ferre in frámdin Land,
Der was ſo minnebere,
Swa er die Froven fand,
Daß er da gerne band.

Da ſprach der Wirth mere
Zu ihm, was er kunde?
„Ich bin ein Büttenere,
Swer mir deß gunde,
Sin Faß ich ihm bunde."

Da trug er ſeine Reife
Und ſeinen Tribelſlagen,
Mit ſeinem Unbeſchweife
Kunde er ſich wohl bejagen
Ein gut Geſchirre tragen.

Seinen Tribel wegge
Den nahm ſie in die Hand,

Mit seiner stechten Egge;
Sie sprach: „Heiland,
Gott hat Euch dargesandt.“

Da sie da gebunden
Dem Wirthe sein Faß
Oben und auch unten,
Sie sprach: „Ihr seid nicht laß
Mir ward nie gebunden baß.“

Ich führe absichtlich dies Minnelied an, das an Lascivität keiner Französischen Chanson etwas nachgibt, aber zur Zweideutigkeit durch die Einmischung der göttlichen Vorsehung noch die Frivolität hinzufügt, weil man jetzt oft vom Mittelalter und namentlich vom Minnegesang in der Weise reden hört, als wenn darin nur kindliche Unschuld geherrscht habe und weil man die geringsten Aeußerungen des Muthwillens, der Zweideutigkeit in noch jetzt gesungenen Volksliedern als Zeichen der Verderbtheit unserer Zeit anklagt. Ich kann versichern, daß, so weit meine Beobachtung reicht, das Königsberger Volk sich bei seinen Spielen in der That noch mit unschuldigem Sinne benimmt. Das Volk, noch nicht, wie die Halb- und Uebergebildeten, durch Reflexion verdorben, hat noch wahre Kindlichkeit. Das Spiel macht ihm wirklich noch Vergnügen. Allerdings grassiren auch zuweilen Lieder, die abscheulich sind und in die Kategorie fallen, welche ich in dem Aufsatz über die Bilder-

Literatur des Deutschen Volks, auf den ich überhaupt bei diesem Abschnitt verweisen muß (zur Geschichte der Deutschen Literatur 1836), S. 268 berührt habe. So herrschte vom Frühjahr 1839 bis Ende 1840 bei uns ein Lied, der Schottische Walzer, das selbst auf Schnupftüchern abgebildet und abgedruckt war und von dem schon erwähnten Juden am Trödel fleißig verkauft ward. Nun ist es verstummt und nur der Refrain:

Wird schon geh'n
Wird schon geh'n,
Wenn wir uns nur recht versteh'n!

als Redensart zurückgeblieben.

Doch um auf Maraunen zurückzukommen, so erwähne ich noch, daß es auch ein Lieblingsort ist, nach welchem die Schüler und Schülerinnen von Pensionaten und kleineren Unterrichtsanstalten an den nicht vom Volkstumult besetzten Tagen hingeführt werden. —

Zu den Momenten des Volkslebens, in denen ein Stand für die andern ein Schauspiel bereitet, woran diese theoretisch mehr oder weniger Theil nehmen, rechne ich alle Festlichkeiten, welche mit der corporativen Gebundenheit der bürgerlichen Gesellschaft zusammenhängen. Die Zünfte haben hier noch manche derartige Spur hinterlassen. Bei Quartalfeiern des Gewerks kommt es noch vor, daß die Altgesellen vor dem Hause,

in welchem gespeist wird, das Fahnenwerfen ausführen, indem sie mit großer Geschicklichkeit die dem Gewerk gehörigen Fahnen in die Höhe und sich einander zuwerfen. — Einen bedeutenden Raum nehmen in diesem Element die hiesigen Studenten ein, welche Comitate, Begräbnisse, Vivats noch mit allem Pomp des früheren Universitätslebens ausführen. Die wallenden Federbüsche der Barette, die Uniformen mit blitzendem Epaulett, die weißledernen Inexpressibles, die Schärpen, die kanonenartigen Stiefeln, die Schläger und Marschallstäbe sind hier noch in lebhaftem Gebrauch und man kann hier noch viele Sitten des alten Comments finden, welche auf den jüngeren Universitäten Breslau, Berlin und Bonn vielleicht nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt sind. An solchen Aufzügen nimmt dann die ganze Stadt Theil. Die Studirenden suchen mit ihrem Feierzuge so viel Umwege als möglich zu machen, damit sie die Hauptstraßen passiren und dürfen sowohl auf vollbesetzte Fenster, als auf eine mit ihnen sich fortschiebende Volksmenge rechnen. Eines der schönsten Feste, was ich hier erlebte, war das Vivat, welches im Sommer 1839 unserem allgemein verehrten und geliebten Geheimrath Lobeck gebracht wurde. Die Studenten hatten sich dazu in das Ungarische Costüm mit Halbstiefeln und weißen Ueberklapptragen über die schwarzen Sammt-

rühte geworfen. Die Trompeter des Dragoner-regiments blieſen Fanfaren. Die Königsſtraße und der Platz vor der Bibliothek, an welchem Lobeck wohnt, waren gedrängt voll Menſchen aus allen Ständen. Als der herrliche Mann vor die Thür trat und die Studirenden ermahnte, die Vergangenheit nicht nur als Vergangenheit vor Augen zu haben, ſondern aus ihr auch auf die Zukunft hinüberzudenken, um tüchtige Bürger des Staats zu werden, als er ihnen mit ſeiner klaren, feſten und doch bewegten Stimme einſchärfte, dem Genius unſerer Albertina, dem Genius des Rechts, der Wahrheit und Freiheit, nie untreu zu werden, war Alles mäuschenſtill. Man hörte nur das Schnauben der Pferde. Es war dies das Feſt einer Corporation, aber zahlloſe Menſchen aus anderen Ständen betheiligten ſich an ihm und die Weihe des Moments kam auch über ſie. — Mitunter iſt die Darſtellung, die ein Stand dem andern gibt, gar nicht einmal eine ausdrückliche Auslegung ſeines Lebens, aber es macht ſich ſo, daß die anderen davon mitergriffen werden. Hierhin rechne ich z. B. die Concerte, welche die Kaufmannſchaft im Börſengarten gibt. Dieſer liegt am Schloßteich. Von der Schloßteichbrücke, die weder von Pferden noch von Wagen berührt werden darf, hat man ſeine Teraſſen vor Augen. Die mit den Preußiſchen National-

farben angestrichenen Masten am Ufer mit ihren Flaggen verkünden das Fest. Die Musik wird deutlich gehört. Viele Boote sind in Bewegung, Gesellschaften zu bringen und zu holen. Und so kommt es, daß in einem gewissen Grade die ganze Stadt mitinteressirt ist. — So ist auch das Pferderennen in der That, obwohl auch der Bauernstand activ daran Theil nimmt, eine Schaustellung, welche den grundbesitzenden Aristokraten angehört. Dennoch hat sich das Fest allmälig zu einem provinciellen Volksfest umgebildet.

Manches Volksthümliche wäre noch zu erwähnen, wollte man mit Genauigkeit alle Reste älterer Sitte und das Entstehen neuer Sitte in dieser Beziehung verfolgen. Lewald in seinem Panorama von München (I., S. 146 1835,) sagt z. B. bei der Schilderung des Faschings:

„Vor Allem aber sind mir die Fischer aus der lieben Heimath gegenwärtig, wie ich sie als Knabe freudig begrüßte, wenn sie mit den geschmückten Kötschern erschienen, voll Rauschgold, Bändern und Glöckchen, und den originellen Chorus anstimmten:

„Lot uns nich lange luhre, (lauern d. i. warten)
Lo von de Linge!
Dat Behr ward uns verfuhre,
Lo von de Linge!
De Kötschkerke's de klinge,

De Fischkr's de springe,
De Fischgeselle singe u. s. w."

Die Fischergilde ist nämlich mit diesem Aufzug von Jahr zu Jahr mehr zurückgetreten. Ich habe, obwohl auf solche Dinge zu achten mir ein gewisser Instinct inwohnt, der sie mir nicht entgehen läßt, der mich ihnen zuführt, doch noch niemals die Fischer selbst mit ihren Keschern in solcher Weise gesehen und bin doch nun acht Jahr hier. Wohl aber habe ich zahllose Male vagabondirendes Gesindel, kleine zerlumpte Kinder aus den untersten Volksklassen, mit einem Tannenstrauch in der Hand, den Bänder, buntes Papier, Flitter und Rauschgold zieren, in die Häuser laufen gesehen und mir auf dem Hausflur vorsingen lassen. Die Kinder fangen jetzt aber an, indem sie sagen:

Lo von de Linge,
Dannemädche singe!
Die Kötschkerke's de klinge u. s. w.

wobei sie denn mit dem Bäumchen rascheln. Daß nun jener Brauch, der ursprünglich einer besonderen Corporation angehörte, jetzt zu einem allgemeinen Bettelliede benutzt wird, beweis't schon, daß er in derselben abgestorben ist. Er hat daher auch im Munde dieser Kinder gar keinen Sinn mehr. Von den Kötschkerke's sieht, von dem Klingen hört man nichts mehr. Das Sprin-

gen der Fiſche paßt gar nicht zu Mädchen, die aus einem Tannenwald zu kommen ſcheinen. Im weiteren Inhalt des Liedes wird dem Herrn, der Frau und dem Knecht etwas Gutes gewünſcht, wobei immer auf das Fiſchgewerbe Bezug genommen iſt; z. B.

Wir wünſchen dem Herrn einen geſegneten Tiſch,
Und an allen vier Ecken gebratenen Fiſch u. ſ. w.

was nun ohne rechte Deutung bleibt, im Munde von Fiſchern aber ſich ganz charakteriſtiſch ausnimmt. Der Refrain: Lo von de Linge! heißt: Laub von den Linden! und paßt abermals nicht zu den Tannenmädchen. Die Melodie iſt höchſt eigenthümlich und unſere melodiearmen Operncomponiſten ſollten ihr Ohr für ſolche volksthümlichen Elemente ſich offener erhalten. Sie könnten die ſchönſten Motive daraus entnehmen.

Noch dies und jenes ſchwebt mir als mittheilungswürdig vor, allein das Problematiſche drängt ſich mir auch immer mehr auf, ob etwas für Königsberg Bezeichnendes darin liegt, beſonders bei Begehungen, die aus der Kirche ihren Urſprung entnommen haben, wie z. B. wenn die Jungen am heiligen drei Königstage mit einem Brummtopf umherziehen; oder bei Elementen, die vielleicht nur ganz zufällig, nur ſporadiſch auftauchen. Freilich beweist ihr Daſein für ſie. Ohne eine Sympathie mit dem hieſigen Weſen würden ſie ſich gar

nicht erhalten können. So zog vor ſechs Jahren in der Provinz ein Invalide umher, der eine Conceſſion zu Marionettenſpielen beſaß. Er hatte eine Geige, mit welcher er vor Beginn ſeines Spiels die Leute unterhielt. Sodann producirte er den Tanz zweier Koſaken mit großer Geſchicklichkeit. Bei ſeinen theatraliſchen Stücken mußte er ſich doch nach den Intereſſen und dem Horizont ſeines Publicums, der Juſtleute und Bauern, richten. Inſofern würde ſich alſo darin eine Spur der Anſchauungsweiſe des Volkes zeigen. Ich ſah, bei Gelegenheit der Feier einer ſilbernen Hochzeit, von ihm ein Stück aufführen: der Fürſt von Frühlingsfelde oder die verliebte Heirathſchaft, gewiß von eigener Compoſition und deshalb merkwürdig. Ein verſchuldeter Fürſt kehrt aus dem Kriege zu ſeiner höchſt zänkiſchen Ehehälfte zurück. Ein alter General, ſein Gläubiger, wirbt um ſeine Tochter Liſette. Die Eltern ſind geneigt, ſie ihm zu geben, um ihre Schulden quitt zu werden. Aber Liſette liebt ſchon, liebt den Lieutenant Klapowsky. Der Bediente, Hans Kasper, iſt der allgemeine Intriguant, der für Geld dem Vater, der Mutter, der Tochter, dem alten General wie dem jungen Lieutenant dient. Es zeigt ſich, als die Sache den Gipfel der Verwirrung ereicht hat, daß Klapowsky, — man denke —, ein verkleideter Prinz von

Oranien iſt, der eines Duells wegen hat flüchten müſſen, aber, wie er verſicherte, ſchon wieder pardonnirt war. Er heirathet natürlich die von ſeinem Rang und Vermögen entzückte Liſette und die Excellenz des Generals weicht ehrerbietig der Durchlaucht des Prinzen. Schimpfhumor und Prügelſuppen waren bei der Ausführung die Hauptſache, ſonſt aber frage ich, hat der Invalide nicht eben ſo gut ſein Luſtſpiel gemacht, als unſere Concurrenten um Preiſe, die Herr von Cotta ausſetzt?

Die Volksküche.

Der familienlose Proletarier, der früh Morgens an das Tagewerk muß, der nur eine Schlafstelle bezahlt, in die er spät wieder heimkehrt, findet beim Aufstehen nicht Eure Bequemlichkeiten vor. Ihr schlaft noch, während die Bedienung Euch schon den Kaffe besorgt. Beim Aufstehen findet Ihr bereits alles fertig zum Genuß. Ihr dürft ihn nur hinnehmen und werdet sehr ungehalten werden, sollte ein Mal sich ereignen, daß Ihr auf den ermunternden Mokkatrank warten müßtet. Aber der Proletarier, der in der Wohnung, worin er sich eine Schlafstelle miethet, nur einen knappen, vorübergehenden Aufenthalt macht, der sich dahin nur, wie ein Thier in sein Lager, zurückzieht, hat keine Seele unmittelbar um sich, die daran dächte, ihm eine Labung zu bereiten. Allein glaubt nicht, daß er so ganz verlassen sei.

Außer dem Hause, dort an der Straßenecke, wartet schon sein Frühstück. Noch sind viele Fensterladen geschlossen. Die eckelhaften Karrenführer, welche den kostbarsten Dünger aus den Häusern holen, denen es durchweg an ordentlichen Abtritten gebricht, fahren noch mit ihren langsamen Pferden von Haus zu Haus und lassen zuweilen ihren Ruf: Schütt' opp, Schütt' opp! erschallen. Die Luft ist noch sehr feuchtkalt. Die Dienstmägde gehen hin und wieder mit Handkörbchen, mit Tellern zum Bäcker. Lüderliche, welche die Nacht beim Trunk, beim Spiel oder sonst verbracht haben, schlrichen mit gläsernen Augen vorüber. Da wehet durch die Luft ein so kräftiger, appetitlicher Geruch, daß sie stehen bleiben und sich wohl unter den Haufen Arbeiter mischen, welcher sich jetzt um eine stämmige Frau gesammelt hat, die mehre Tragkörbe auf dem Pflaster neben sich gestellt und zu ihrem Sitz einen Prellstein erkoren hat. Das ist die Fleckkocherin. Fleck werden hier die Eingeweide, insbesondere Gedärme, Kutteln der Thiere genannt, das Wohlfeilste, was der Fleischer liefern kann. Während der Nacht wird davon mit Kartoffeln und einigen würzigen Kräutern in großen Kesseln zugekocht. Diese Speise ist schmackhaft und nahrhaft. In kleinen Schaalen wird sie ausgetheilt. Die ziemlich reichliche Portion, die der Arbeiter stehend verzehrt,

kostet gewöhnlich einen Kupfergroschen d. h. vier Pfennige. Zu Mittag und Abend erscheinen diese Weibermütter wieder, rechts und links ihr Mahl auszuspenden. Sie führen allerdings auch noch Brod, Wurst und Anderes mit sich, aber die Hauptsache sind die in Stücke gehackten feinig eingekochten Gedärme. Wer von den Arbeitern nicht gleich bezahlen kann, hat bald Credit. Die Fleckkocherin führt ein Buch und bringt mit dem Studium desselben am Tag über manche Stunde hin. — Von den eigentlichen Fleckkocherinnen sind die Essenhalterinnen schlechtweg, die auch auf den Straßen sitzen, zu unterscheiden. Es soll hier auch, was ich jedoch nie gesehen habe, die Sitte vorkommen, von einer langen Wurst bis zum Daumen, der eine Grenze hält, für ein paar Pfennige abbeißen zu dürfen.

Auf dem Markt zwischen der Fisch- und Krämerbrücke am Wasser ist auch die eigenthümliche Einrichtung, daß große Fässer mit saurer Milch dastehen, in denen ein tüchtiger hölzerner Löffel, Schleife (Schlerf) genannt, liegt. Gegen eine geringe Bezahlung darf nun mit demselben geschöpft werden.

An der Fischbrücke sind die größten Anstalten für die Stillung des Hungers. Hier ist ein Conclave von Häringsbuden, die aber auch Bratfische, Speck, Wurst, Käse in ungeheueren

Quantitäten nebst Brod feil haben. Einen großen Theil des Publicums machen hier außer den Arbeitern die gemeinen Soldaten aus. Man muß den Nordischen Magen bewundern, wenn man sieht, welche Massen von Fett hier im Nu verschwinden. Wie würde namentlich der Baier erstaunen, der zuerst Bier verlangt und dazu sein Brod mit Salz kauet, aber an Butter wenig gewöhnt ist, wenn er hier die Riesenstücke von Elbinger Käse, die Schichten gebratener Dorsche, Flundern, Strömlinge ohne Bier verzehren sähe, womit nicht gesagt sein soll, daß hier nicht auch sehr viel Bier getrunken würde. Doch ist dies ein vom Essen gesonderter Act, der in den nahgelegenen Kneipen vollzogen wird, an deren Fenstern die zinnernen Deckelkrüge einladend winken.

Eine sehr wichtige Einrichtung für das Volk sind die kleinen Buden, welche sich, meist roth angestrichen, oft in Häuser, in Gartenmauern, in Durchgängen eingebaut, durch die ganze Stadt zerstreut, am häufigsten jedoch auf dem Sackheim, finden. Diese Boutiquen haben ein seltsames Allerlei zum Verkauf, vom groben Brod bis zu Leckereien für Kinder. Semmeln, Pretzeln, Kringel, etwas Obst, Rosinen, von Mehl und Zucker Gebacknes, Wurst, Speck, Bier, Schnaps u. s. w. Ein altes Weib, deren früheres Geschäft der Straßenverkauf war, ist die Inhaberin.

Das physische Bedürfniß ist jedoch bei diesen Visitationen, wie ich glaube, untergeordnet. Es wird allerdings auch gestillt, aber es ist nicht so dringender Ernst damit, wie bei der Fleckkocherin oder bei der Fischbrücke. Dagegen tritt die Erholung durch Plauderei lebhaft hervor. Das alte Weib weiß genau Alles, was in der Nachbarschaft von der Dachstube bis zum Kellergeschoß Bemerkenswerthes passirt. Alle Dienstmägde der Umgegend sind ihre Vertraute. Sie ist es, die ihnen über ihre Herrschaft die interessantesten Aufklärungen gibt, denn sie hat die ganze Genealogie von Mägden im Kopf und kann erzählen, weshalb jede fortkam, wenn der Herr, wenn die Frau daran Schuld war. Alle Lehrburschе und Gesellen sind ihre Vasallen und empfangen ähnliche Winke. Vor allen Dingen aber weiß sie die Liebesintriguen des dienenden Personals zu vermitteln. Sie kann der Magd sagen, um welche Zeit Abends und von welchem Brunnen sie Wasser holen solle, denn der Tischler oder Schneider ist Mittags da gewesen es zu bestellen. Das Bedürfniß etwas zu holen oder zu genießen, ist nur das Motiv, von der Alten Neuigkeiten zu erfahren. Für den Müden hat sie auch noch eine Bank, einen Stuhl in ihrer Bude, wo es sich behaglich ruhen und noch besser schwatzen läßt. Was in Paris die Loge des Portiers

für ein Haus, das ist hier die Suche für mehre Straßen.

Es ist ein merkwürdiger Zug in den Französischen Socialsystemen unseres Jahrhunderts, daß sie der Küche eine große Aufmerksamkeit schenken und im eigentlichen Sinn eine Volksküche organisiren wollen. Ich möchte wohl wissen, wie unser Preußisches Volk solche Vorstellungen ansehen würde? Seinem Eß- und Trinktriebe nach dürften sie mit ungemessenem Enthusiasmus aufgenommen werden. Im Allgemeinen, glaube ich, ist das Volk in Deutschland den Bestrebungen der Socialisten, Communisten, St. Simonisten, Fourieristen u. s. f. noch fremd geblieben. Die Liebe zum Familienleben, die Neigung nicht zur atomistischen, wohl aber corporativen Abgeschlossenheit sind bei dem Deutschen zu groß, als daß er so schnell Systemen sich hingeben könnte, welche das ganze Leben unter einen Mechanismus gefangen halten, der allerdings dem Einzelnen viel gewährt, aber die Poesie der Individualisirung, so sehr er das Individuum schützt, vernichtet. Ich achte die Bestrebungen der Socialisten sehr hoch, weil sie schneidende Mängel unseres gesellschaftlichen Systems nicht nur mit vieler Einsicht aufgedeckt, nicht nur mit edler Beredsamkeit die Theilnahme dafür entflammt, sondern auch positive Versuche des Besserwerdens gemacht haben. Aber

aus solcher Anerkennung folgt nicht, daß man sich auch für ihre Excentricitäten verantwortlich mache. Gegen die Aufhebung des Privateigenthums, des Familienlebens und der Nationalität in dem Sinn eines weltlichen Klosterthums haben sich unter den Romanischen Völkern selbst schon bedeutende Stimmen erhoben. Die Nationalität ist allerdings eine Schranke, die in der Universalität des menschlichen Geschlechts sich aufheben muß. Allein es ist ein Unterschied, die Besonderheit, indem sie aufgehoben wird, erhalten oder sie als eine gar nicht sein sollende Hemmung bei Seite werfen wollen. Eben so ist die Familie eine Schranke, die aber innerhalb des besonderen Volkes ihre Auflösung findet, so wie an der Ausschließlichkeit, welche der Privatbesitz zeigt, das Leben unaufhörlich von tausend Seiten Angriffe macht, bis der Tod auch der verzweifeltsten Anstrengung, es festzuhalten, eine Grenze setzt. Bei den Romanischen Völkern ist der Gegensatz der Vorstellung von einem Leben diesseits und einem andern jenseits durch den Katholicismus noch viel mehr befestigt, als in Deutschland. Das himmlische Jenseits, wie der Monachismus es für die Phantasie ausbildete, ließ Privatbesitz, Familie, Vaterland mit Gleichgültigkeit behandeln. In Deutschland hatte die Reformation diese Verachtung längst gebrochen, in Italien, Spanien, Frank-

reich erhielt sie sich bis zur Revolution und besteht auch jetzt noch innerhalb der hierarchischen Richtung, allein durchschnittlich nur noch als Heuchelei. Was aber die Kirche im Klosterwesen realisirte, Gemeinsamkeit des Lebens nach einer bestimmten Regel, ohne dem Einzelnen als solchen Privatbesitz zuzugestehen, das ist es, was auch mit dem Unterschied der Richtung auch auf weltliche Zwecke, in Fouriers Phalangen und Phalansteren die Basis ausmacht. Allerdings haben sich bereits Theorieen entwickelt, welche von dem Einzelnen nur ein gewisses Quantum seines Arbeitsverdienstes an die Casse der Gesellschaft abgeliefert, den Ueberschuß dagegen ihm als Privateigenthum zugestanden wissen wollen, allein dies ist schon eine Inconsequenz, mit welcher alle Ungleichheit unserer heutigen Zustände wiederkehren würde. Es dürfte Nichts sein, was ich im ausschließenden Sinne mein nennen könnte. Die Schwierigkeit, dies zu bewirken, ist aber eben so groß, als die, das Familienleben mit einer Art Gasthauswirthschaft zu vereinigen. Wenn gar kein Privatbesitz existirt, so ist es ganz richtig, daß auch gar nicht gestohlen werden kann und daß eben so alle Laster der Habsucht, des Neides u. s. f. wegfallen. Alles, was die Gesellschaft besitzt, gehört ja mir, und um es zu benutzen, brauche ich den vorsorgenden

Behörden nur den Beweis zu führen, daß ich für meine Zwecke dies oder jenes haben muß. Eben so ist es ganz richtig, daß alle Verkümmerung des Familienlebens aufhören müßte, sobald die Wohnung, Nahrung und Kleidung auch der zahlreichsten Familie im Voraus auf das Beste garantirt wäre. Aber eben so richtig ist es, daß eine solche Organisation der Gesellschaft alle Kraft der Individualität, allen Reiz des Wechsels, alles freie Pathos des Gemüths zu Grunde richten und, wie Lavergne-Peguilhen sich bei der Besprechung des Fourierschen Systems ausdrückt, nur eine Casernirung der Menschheit eintreten würde.

So wohlgemeint der Enthusiasmus der Humanitaires ist, so warm dem edlen St. Simon und Fourier das Herz für seine leidenden Brüder geschlagen hat, so begreiflich in Frankreich seit der Revolution, seit Babeuf, eine solche Republicanisirung der Gesellschaft wird, so wenig ist sie praktisch. Die Ideen, den Genuß durch die Arbeit zu bedingen, den Besitz zu haben, als hätte man ihn nicht, sind allerdings nothwendige und längst bekannte, längst geübte. Es handelt sich nur darum, wie sie am Besten ausgeführt werden sollen.

Die tiefsinnigste Opposition gegen den Mechanismus der Socialisten, gegen die äußerliche

Gleichmacherei, hat in Frankreich der herrliche Pierre Leroux unternommen, derselbe, dem George Sand den Spiridion gewidmet hat. Dieser Mann, aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, vom Schriftsetzer zum Autor fortgeschritten, ist eine seltsame Mischung von prophetischem Geist, weitläufiger Gelehrsamkeit, reformatorischem Drang und scharfem Denken. Sein letztes Werk: de l'humanité, de son principe et de son avenir, ou se trouve exposée la vraie definition de la religion, erkennt in der Nationalität, Familie und Proprietät die drei nothwendigen Formen des Verkehrs des Menschen mit seines Gleichen und mit der Natur. Es ist höchst bemerkenswerth, daß Leroux ausdrücklich die Rechtfertigung der Begriffe Familie und Volk wieder aufnimmt, denn der Begriff der Gesellschaft will diese Begriffe möglichst abschwächen. Da sie aber eine Naturbasis haben, so bleibt der Begriff des Socialen gegen sie immer eine Abstraction. Wenn die Ehelosigkeit in einer Gesellschaft Gesetz ist, wie bei dem Mönchthum, so wird es eher möglich, die Macht der natürlichen Abstammung zu unterdrücken, außerdem aber macht sie sich durch das Familienleben immer wieder geltend und Colonieländer von mannigfaltiger Mischung, wie Amerika, das Capland, Kurland, die Ukraine, zeigen uns die unermüdliche

liche Kraft des volksthümlichen Typus. Nach Leroux entsteht alles Uebel in der Menschheit dadurch, daß das Eigenthum, die Familie und Nationalität gegen ihren Begriff nicht als Mittel zur unendlichen Vereinigung des Menschen mit seines Gleichen und mit dem Universum aufgefaßt, sondern als absolute Schranken fixirt werden. Das Kastenwesen entspringt alsdann. Aus ihm aber geht dann wieder eine Sündfluth von Uebeln hervor, die wir im Allgemeinen Privilegien nennen. Das Gegenmittel gegen die socialen Uebel ist die Liebe (charité) d. h. die gegenseitige Verbindlichkeit (solidarité mutuelle) der Menschen, daß ein jeder sich in allen andern, alle andern in sich erblickt. Hier widersetzt sich nun Leroux dem Christenthum, insofern es nach ihm eine unvollkommene Auffassung der Liebe begründet, eine abstracte Liebe zu Gott als letztes Ziel aufstellt und die nothwendige und heilige Liebe seiner selbst wie der Creaturen vernichtet. Es bedarf wohl für uns Deutsche kaum der Erinnerung, daß nicht das Christenthum die Schuld solcher Einseitigkeit trägt, vielmehr das beschränkte katholisirende Verständniß desselben.

Indem Leroux die wahre Formel der Liebe in der wechselseitigen Verbindlichkeit entwickelt, spricht er eben aus, was wir in Deutschland seit der Reformation längst als das eigentliche

Wesen des Christenthums erkannt haben. Die Solidarität der Menschen ist eine ewige und die Entgegensetzung von Himmel und Erde, die Exilirung des Himmels von der Erde, ein falscher Dualismus, der den Egoismus und die Corruption zur Folge haben mußte. Sehr schön sagt Leroux: „La terre n'est pas hors du ciel. Nous n'abaissons pas nos regards, pour les tourner vers la terre.“ Er findet es seltsam, wie sich viele Menschen mit dem künftigen Leben und mit dem, was sie das Jenseits (l'autre monde) nennen, beschäftigen, da dasselbe doch von dem gegenwärtigen nicht wesentlich verschieden sein könne. In Frankreich hat man von Seiten der Hierarchie solche Vorstellungen als Pantheismus bezeichnet und verfolgt. Man hat die banale Formel dafür erfunden: On nie Dieu, pour le repandre dans les choses. Sehr wichtig ist es, daß auch Lammenais, den Communisten gegenüber, wie Leroux, das Privateigenthum und die Familie als nothwendige Formen der socialen Organisation anerkannt hat.

In Deutschland ist, wie ich oben sagte, das Volk solchen Bewegungen bisher fremd geblieben. Die Gelehrten sind es gewesen, die sich mit dem St. Simonismus u. s. f. beschäftigt haben. Es ist möglich, daß die Chartistenunruhen, daß der Name der Volkscharte in England durch die

häufigen Zeitungsberichte mehr Theilnahme erregt und die Aufmerksamkeit auch auf Frankreich zurückgeführt hat. Ich weiß es nicht, denn in Deutschland ist es immer sehr schwer, zu erfahren, was eigentlich im Volk vorgeht und gewöhnlich sind wir überrascht, wenn epochenweise mit einer gewissen Plötzlichkeit Erscheinungen aus ihm hervortreten, die gewiß längst im Werden begriffen und die man doch kaum für möglich hielt. So viel aber weiß ich, daß sowohl die Russische als die Preußische Regierung die Bestrebungen Owen's die ihnen durch dessen Denkschrift auf dem Aachener Congreß bekannt wurden, mit Interesse verfolgten. Der verstorbene König von Preußen ehrte Owen durch persönliche Auszeichnungen und Alexander von Rußland unterrichtete sich sorgfältig von der Einrichtung der Probecolonie am Lanark in Schottland. Die Fourieristen haben noch nicht das Capital zusammen bringen können, in Europa ein so großes Areal anzukaufen, als zu einem Experiment nothwendig wäre und sind deshalb nach Brasilien ausgewandert. Die St. Simonisten brachten es auch nur zu Vorlesungen über ihre Tendenz. Als sie in Paris gemeinschaftlich zu wohnen anfingen, zerfielen sie schnell genug unter sich. Die Engländer sind praktischer. Owen's Colonie hat die vortheilhaftesten Zeugnisse für sich. Wenn die Nordamerikanische Colonie Owen's, New

Harmonie am Wabashfluſſe, nicht ein gleiches Gedeihen gezeigt hat, ſo liegt der Grund dafür wahrſcheinlich darin, daß dort, wo die Concurrenz noch eine ſo weite Ausdehnung vor ſich hat, ſolche Anſtalten, die Glückſeligkeit hervorzuzwingen, noch gar nicht Bedürfniß ſind.

Um nun aber allmälig auf die Volksküche wieder einzulenken, ſo iſt gegenwärtig in Deutſchland ein Buch erſchienen, das, ſo viel ich weiß, das erſte iſt, worin der Verſuch gemacht wird, die ſocialiſtiſche Idee auch dem Deutſchen Volk einzuimpfen. Der Verfaſſer nennt ſich Louis Heßberg und behandelt ſeine Schrift als eine inſpirirte. Er ſagt auf dem Titel, daß ſie von ihm zu Caſſel am 6. Auguſt 1838 empfangen und am Chriſttag 1840 herausgegeben ſei. Der Titel lautet:

> Aufruf zur Begründung einer chriſtlichen Gemeinde nach dem Lebensbild des Erlöſers und in des Geſetzes Erfüllung: Die Verſöhnung der Welt mit Gott.

Als Deutſcher geht der Verfaſſer von der Liebe und von dem Chriſtenthum aus. Er belegt alle ſeine Rathſchläge mit Bibelcitaten. Er fügt ſeiner Schrift eine Art Volksbibel an, worin er alle diejenigen Stellen, die ſeine Tendenz ausdrücken, in einem gewiſſen Zuſammenhang ausgezogen hat. Selbſtproduction aller Bedürfniſſe, Un-

terſtützung jedes Talents, Gemeinſamkeit des Beſitzes, des Mahles, ſchöne Gärten, nach Tiſch darin zu ſpazieren, tägliche Arbeit von ſechs Stunden, Concerte, Theater, Bälle, Bibliotheken, Muſeen, Reiſen zum Vergnügen nach der Nummer, wenn die Reihe an einen kommt, Reiſen für die Wiſſenſchaft, Abſchaffung der Todesſtrafe, Einführung des Duzens, Abſchaffung aller Orden und Titel als Quell elender Eiferſüchteleien u. ſ. w. Es iſt hiernach unmöglich, daß der Verfaſſer nicht mit Fourier'ſchen Vorſtellungen bekannt ſein ſollte, obwohl er ihn nirgends nennt, ſo wenig als Owen, oder Thomas Morus, oder Campanella u. A. Da er ein populäres Buch ſchreiben wollte, ſo that er ganz Recht daran. Auch muß ihm, wenn ſich auch die Oweniten auf Chriſtus als Freund der Armen berufen, die Chriſtianiſirung und Bibliſicirung des Socialismus als eigenthümliche That zuerkannt werden. Auch ſchwärmt er ächt Deutſch für die Moralität und iſt wieder zu beſonnen, in ſeinen Organiſationen zu ſolch' ſpieleriſcher Technik fortzugehen, als in welche ſich Fourier verlor, deſſen Serien und Gruppen von Arbeitern mit Fahnen und Muſik und Proceſſion zu ſehr an das Theater erinnern, deſſen culinariſche Phantaſieen zu einem förmlichen Senſualismus forttaumeln und deſſen Papillons, Cabaliſten und Compoſiten als Producenten der Mannigfaltigkeit,

des Wetteifers und der Einigung praktisch-Unmöglichkeiten sind. Fourier ist zu sehr von dem merkantilischen Gesichtspunct ausgegangen, Heßberg vom moralisch-religiösen. So hinreißend dieser Mann sprechen kann, wo es sich um die religiösen und sittlichen Motive handelt, so wenig befriedigt er bei der Auseinandersetzung des eigentlichen Organismus, den er der Menschheit geben will. Er sagt selbst einmal S. 109 sehr naiv mitten in der Beschreibung: „So sehen wir ziemlich Alles im Staate bleiben, wie es ist.“ Von Ständen will er nichts wissen, weil Christus nichts von ihnen sagt. Der Staat soll allerdings eine Regierung haben, selbst einen Regenten, der eine „Hofküche hat, deren Bedarf am sorgsamsten geliefert wird,“ und der etwa sein würde, was Napoleon von dem Protector der Republik des Abbé Sieyes urtheilte: un cochon à l'engrais. Auch soll der Staat in Districte getheilt werden, soll Sittengerichte und Landfriedensgerichte, denen ein Zwinger zur Einsperrung der Bösartigen zu Gebote steht, endlich ein Weltfriedensgericht haben. Aber im Ganzen hat dieser Heßbergische Staat die Physiognomie eines angenehmen Landhauslebens. Die Trivialität der Anordnungen geht oft in's Unsägliche: z. B. „Für Kranke und Schwache werden, auf Anordnung des Arztes, besondere passende Speisen zubereitet und

in die Wohnungen geſandt. Bedarf man irgend einer Verpflegung, ſo meldet man es nur dem Bezirksvorſtand; ſo wie die Beſuche, die wir mit uns zu Tiſch zu nehmen wünſchen, nur zeitig anzumelden ſind."

Vom Hunger ſagt Heßberg ſehr eindringlich: „Fragen wir uns, was ſoll der Vater, die Mutter thun, wenn die Kinder kein Brod haben? Leben wollen ſie doch. Müſſen ſie nicht nehmen, rauben und ſtehlen, wären es auch Engel vom Himmel unter uns. Mit Hunger zähmt man die wildeſten Thiere. An ihm ſcheitert alles Menſchliche im Menſchen. Der hungrige Menſch verkauft ſich ſelbſt und opfert ſelbſt das Heiligſte ſeiner göttlichen Natur, um ihn zu ſtillen."

Daher iſt denn auch in dem Verfaſſungsentwurf S. 112 ff. die Conſtitution der Küche am ausführlichſten. Ich hebe nur Einiges davon aus.

„Keine Privatküche findet mehr ſtatt und wird nur Holz und Licht für jeden Haushalt nach Bedarf täglich in Empfang genommen."

„Eine ſchickliche Anzahl von etwa 15—20 bilden eine Speiſeanſtalt aus einer Küche, welche ihre Nummer hat, und je nach Belieben vertheilt ſich die Geſellſchaft an drei Tiſchen. Jeder Tiſch hat ſein Präſidium für alle dahin gehörigen Beſorgungen u. ſ. f."

„Außerdem ist in der Küche einer jeden Speiseanstalt für alle unvorausgesehenen Fälle Bedienung und alles möglicher Weise schnell Erforderliche, Tag und Nacht zu finden; so daß von jeder Wohnung in einem Hause ein Schellenzug dahin führen könnte, um nöthigenfalls auch des Nachts schnell bedient zu sein.“

„In den Gasthäusern sind eben sowohl derartige Speiseanstalten für die Reisenden, wenn sie uns nicht in der unsrigen beehren können oder wollen. Sie nehmen vorlieb mit unserm Nationalreichthum und sind uns willkommen.“

Nun, Leser wie gefällt dir Herrn Heßbergs Volksküche? — Aber wenn sie auch Deinen völligen Beifall hätte, ein Umstand würde es mir doch bedenklich machen, mich ihr anzuvertrauen. Nach Herrn Heßberg soll ein Staat alle seine Bedürfnisse selbst produciren. Handel soll gar nicht getrieben werden. Er verführt so leicht zu Immoralitäten. Daher die abscheuliche Consequenz S. 114:

„Wein kann da nicht gereicht werden, wo keiner wächst.“

Nein, und wären die Speisen noch so „hinreichend und kräftig“ in dieser utopischen Nationalküche, ich danke dafür. Hier in Preußen zur Zeit des Deutschen Ordens soll Wein gekeltert sein. Er mag auch darnach geschmeckt haben. Jetzt

wird hier kein Wein mehr gewonnen und ich müßte mir also den Durst darnach vergehen lassen. Voll Dankbarkeit gegen den Zollverein, der hier an Russischer Grenze, selbst einem armen Teufel von Professor, zu Rheinwein verhilft, sing' ich mit einem Tübinger Professor, dem die Trauben freilich in den Mund hängen:

Mancher geht auf bösen Wegen,
Der sich auf den Trunk thut legen,
Denn der Teufel ist verschmitzt,
Wenn man einen Rausch besitzt.

Doch dem Guten ist zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen guten schenkt.

Die Conditoreien.

In Königsberg ſind ſehr viel und ſehr gute Conditoreien. Man behauptet ſogar, der Hofconditor Pomatty am Altſtädtſchen Markt ſei der erſte Kuchenkünſtler im Preußiſchen Staat und Spagnapony in Berlin nur ſein Schüler. Mehre dieſer Conditoreien haben auch eine ausgezeichnete Lage. Von den Fenſtern der Pomatty'ſchen überſchaut man das bunte Treiben eines Marktes, von denen der Meyerſchen den Exercir- und Paradeplatz auf Königsgarten. Die von Bertſch gibt die Ausſicht auf die Schmiedebrücke und den Pregelarm; die von Dölitſcher auf den in der That ſchönen Schloßteich und die über ihn führende Brücke. Nicht nur große Räume ſind hier; nicht nur iſt der Saal geſchmackvoll mit dem ſchönſten Blumenflor geſchmückt, ſondern aus ihm tritt man in eine mit einem Zeltdach

überſpannte luſtige Halle und blickt über einen Garten auf den breiten Waſſerſpiegel des Teichs und die jenſeitigen Ufer. Und von der Halle führt eine Treppe in den Garten und man kann dicht am Waſſer ſitzen und alle Bewegungen der Spazierboote, der Spaziergänger, das Gewühl in den jenſeits der Brücke liegenden Luſtgärten beobachten und die heranſchwimmenden Töne der Concertmuſik in ſich ſchlürfen. Die Zappaſche Conditorei verſetzt in die lebhafteſte Paſſage der Stadt, in welcher von dem ſteten Wagengeraſſel das dumpfe Erzittern der Häuſer kaum um Mitternacht endet. Diejenige Conditorei aber welche den eigentlichen Mittelpunct aller Conditoreien in Königsberg ausmacht, iſt die Siegelſche in der Mitte der Franzöſiſchen Straße. Es iſt nicht ſowohl der materielle Comfort, nicht ſowohl die allerdings höchſt günſtige Lage, als ein geiſtiges Moment, wodurch ſie zu einer ſolchen Anerkennung nöthigt. Ich ſpreche hier gar nicht von der Vortrefflichkeit der Leckereien, von der Eleganz der Einrichtung. In dieſer Beziehung ſtehen andere Conditoreien entweder nicht nach, ſondern ſtehen ſogar höher, wie die von Döbitſcher, Meyer, Janatzi. Die Schaar der von mir nicht genannten würde auch bald dies bald jenes Vortheilhafte darbieten, allein dieſe Auseinanderſetzung muß ich den Zeitungsartikeln überlaſſen, welche zur Weihnachtzeit eine

kritische Runde durch die Conditoreien zu halten pflegen.

Die Siegelsche Conditorei ist diejenige, welche in Königsberg am meisten den Habitus eines Kaffehauses besitzt. Sie ist für uns, was Stehely und Spagnapony für Berlin. Will man nicht nur eine sinnliche Erfrischung, nicht nur einen Mundvoll Zeitungsnäscherei, sondern die Möglichkeit, auch Neuigkeiten zu hören und über das, was man gelesen hat, zu sprechen, so wird Siegel's Conditorei oben an stehen. Das Local ist freilich nicht das größte, allein gerade die Knappheit des Raums mag auch die Mittheilungslust fördern. Ich erinnere mich, daß die Größe des Raums bei Stehely, besonders in dem hintern Zimmer, zu welchem man mehre Stufen hinansteigt, oft einen recht wüsten Eindruck auf mich machte, wenn dann nur hier und da an einem Marmortischchen ein Lesender sein stilles Geschäft verrichtete und das Rascheln der umgeschlagenen Zeitungsblätter seufzerartig durch die Leere hinklang. Die Siegel'sche Conditorei bietet nach vorn den Blick auf die Straße, durch welche sich, was in der Oeffentlichkeit irgend Bemerkenswerthes vorkommt, hindurchbewegen muß. Nach hinten zu wird man durch den Blick auf einen tiefliegenden großen Garten überrascht, der rings von den Rückseiten ansehnlicher Häuser außerordentlich malerisch

umgeben ist. Wenn man nun hier im Lesezimmer sitzt und sich durch die Lectüre der Weltgeburtswehen in Affect bringen läßt, so thut eine solche Scenerie unendlich wohl. Im Frühling, wenn die Bäume und Blumen blühen, und der Rauch der nachbarlichen Schornsteine in lichtblauen Säulen darüber aus dem umkränzten Häuserlabyrinth emporwallt, thut man daher am besten, gar nichts zu lesen, sondern nur zu schaueu, zu athmen und den munteren Gesängen zu lauschen, die von den Arbeitern der Schubert'schen Hutfabrik angestimmt werden.

Eine solche sociale Atmosphäre, wie sie bei Siegel herrscht, wird aber nur dadurch möglich, daß bestimmte Besucher, die Habitués, zu bestimmten Stunden in der Regel dort zu finden sind. Man weiß ungefähr, in was für eine Gesellschaft man eintritt. Nach den Jahreszeiten und Tageszeiten ist dies sehr verschieden. Die Concentration des Besuchs fällt im Sommer von 11 Uhr früh bis Nachmittags um 4 Uhr, im Winter bis 6 Uhr als dem gewöhnlichen Anfangspunct der Concerte und des Theaters. Innerhalb dieser bewegtesten Stunden folgen verschiedene Schichten von Besuchern auf einander, die aber doch einen gewissen unausgesprochenen Rapport unter sich, eine gewisse Vorstellung von und Theilnahme an einander haben. Referendarien, Doctoren der Medicin, Lehrer von den verschiedensten Anstalten,

einige reifere Studirende, Kaufleute, Justizcommissarien, Rentiers, pensionirte Militairs, Makler, einige Orchestermitglieder, mehre Officiere, deren Interesse über das an Hunden, Pferden und Damen hinausgeht, Gutsbesitzer, die häufiger zur Stadt kommen, Beamte, u. s. w. bilden ein gewisses Ganze und bringen eine espèce von öffentlichem Urtheil hervor. Es ist in der That ein eigenthümliches System der Geselligkeit, das sich hier etablirt. Sehr viele derer, die hier die Dialektik der Debatte an die Lectüre anknüpfen, haben außerhalb der Conditorei nicht die geringste Beziehung auf einander, bleiben sich persönlich schlechthin fremd und führen doch von Tag zu Tag einen oft sehr lebhaften Verkehr mit einander.

Es ist natürlich, daß jede Conditorei ihre Habitués hat. Ich kenne die hiesigen nicht genau genug, um die Individualisirung des Publicums einer jeden, mit Ausnahme der Siegel'schen, angeben zu können. Ich bemerke nur, daß Damen in die hiesigen Conditoreien nur selten, nur, um im Vorübergehen etwas zu bestellen oder zu kaufen, eintreten. Lediglich bei Meyer und Döhlitscher, namentlich bei letzterem, dürften Damen, zumal ohne männliche Begleitung, anzutreffen sein. Und wirklich können sie auch hier in dem reizenden Salon sich aller Bequemlichkeit, aller harmlosen Unterhaltung erfreuen, wie nur irgend bei Kranzler in Berlin.

Die Bedienung in den Conditoreien ist hier durchschnittlich männlich. Jene schlau dressirten, für Primaner, unerfahrene Studenten, angehende Zöglinge Mercurs, so gefährliche Heben, von denen K. von Hailbronner in seinen Reisecartons bei der Schilderung Berlins mit gerechtem Unwillen spricht, kommen hier nicht vor.

Ich habe zuweilen hin und her gedacht, worin es eigentlich liege, daß hier so viel Conditoreien bestehen, daß wirklich so ungeheuer viel Kuchen gegessen, so viel Kaffe, Thee, Groc, Punsch, Limonade, Eis, Liqueur, Chokolade u. s. w. verzehrt wird. In Süddeutschland kennt man so etwas gar nicht. Als ich in Heidelberg studirte, wunderte ich mich anfangs recht sehr darüber, daß in einer Musenstadt gar keine Conditorei sei, bis ich, nach Magdeburg zurückgekehrt, hier wieder die Weinwirthschaften der Pfälzer Bäcker und das herrliche Kaffehaus an der Neckarbrücke, den sogenannten Duprez, schmerzlich vermißte. In München war ich auf Tomboſi unter den Arkaden des Hofgartens gespannt, aber, das eigenthümliche Local abgerechnet, kann es in der Bewirthung auch die geringste Conditorei Königsbergs damit aufnehmen. In Wien, so viel ich mich erinnere, fand ich alle solche Genüsse in besondern Anstalten vereinzelt; Kaffe, Chokolade, Kuchen u. s. w. Nur das Eis und das schönste Wasser begleiteten überall

den Kaffe. Der Reiz zu ſolchen Genüſſen muß hier wohl ein klimatiſcher ſein. Die ſcharfe Winterkälte, der häufige Nebel macht zum Genuß von Thee, Groc und Punſch geneigt; umgekehrt der oft ſengend heiße Sommer zum Genuß von Limonade und Eis. Und da die Sahne oder der Schmand eine Hauptſubſtanz aller hieſigen Delicateſſen iſt, indem zahlloſe Saucen davon gefertigt werden, ſo ſind es beſonders ſogenannte Baiſers, die hier gewiß zu tauſenden verzehrt werden. Da nun ferner das Klima im wahrſten Sinne des Worts bei uns wetterwendiſch iſt, ſo iſt der Wechſel von Anſpannung und Abſpannung ein viel häufigerer und heftigerer. Der Organismus iſt, ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen, nach kleinen Reizen begieriger. Eine bloße Tiſane, womit der Pariſer ſich erquickt, auch während der Zwiſchenacte des Theaters, genügt nicht, es muß etwas Solides und Inciſives genoſſen werden, wär' es eben auch nur ein Stück Kuchen und ein Liqueur. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, wie ich ſtaunte, als ich zum erſtenmal die Anſchauung des hieſigen Publicums im Theater und deſſen Conditorei hatte. Es war am dritten Oktober 1833, als ich den erſten Tag in Königsberg verlebte und Abends das Theater beſuchte. Man gab die Stumme von Portici. Zunächſt fiel mir die faſt allgemein ſehr ernſtliche und in der That ſehr nothwendige Kopfbedeckung

des Publicums auf. Nur die Herrn Officiere, die faſt den ganzen Tag Mütze oder Tſzacko tragen müſſen, erleichterten ſich hier den Kopf oder die ältern und jüngeren Herrn prankten baarhaupt; die eine Perücke trugen, alſo gegen Erkältung hinlänglich geſchützt waren. Sodann aber umrauſchte es mich von Papierdüten, welche da, wo mehre Damen familienweis zuſammenſaßen, mit Bonbons, Kuchen u. ſ. w. hin und hermanderten. Aepfel und Birnen kauete man vom Parquet bis zur Galerie. Die Oſtpreußiſchen, Litthau'ſchen Phyſiognomieen der Soldaten, welche Neapolitaner darſtellen ſollten und als fürſtliche Leibwache den an den ſiebenjährigen Krieg erinnernden Commißſäbel nebſt Patrontaſche führten, machten einen ſo ſeltſamen Eindruck auf mich, daß ich, von dieſem Nordiſchen und Preußiſchen Süden in eine neue Welt verſetzt, nach dem zweiten Act das Theater verließ und die Conditorei aufſuchte, wo ich denn im Publicum die gleichen Phyſiognomieen, blondhaarig, blauäugig und rothbäckig, Groc, Punſch und Glühwein in coloſſalen Quantitäten verzehren und zwar mit dem Bewußtſein verzehren ſah, daß dieſer Genuß eigentlich ein nothwendiger, integrirender Theil des Theaterbeſuchs ſei.

Allein nicht nur das Rauhe und Unbeſtändige des hieſigen Klima's fordert ſolche Genüſſe

heraus, ſondern auch wohl der Mangel an ſchönem Obſt, wie der Süden es bietet. Zwar fehlt es hier nicht an Obſt, allein es iſt holziger, wäßriger, grobfaſeriger, fleiſchloſer, unſüßer, als im Süden und bei weitem nicht ſo mannigfaltig. Friſche Nüſſe, zahme Kaſtanien, Weintrauben, ſo manche Aepfel- und Birnenſorten, muß man hier entbehren und dafür ſtellt ſich denn als induſtrielles Surrogat die Zuckerbäckerei ein.

Ob wohl die Eſtaminets auch bei uns Conditorei nnd Kaffehaus abſorbiren werden? Ich höre, daß in dem Meyer'ſchen Local ein Verſuch damit gemacht werden ſoll.

Der Speicherbrand am 2. August 1839.

Es war in den Hundstagsferien. Ich las ſchon den ganzen Tag in dem herrlichen Buch: Virey und die Ariſtokraten und war mitten in der Revolution Mexikos. Da warf ſich plötzlich ein dunkler Schatten auf mein Buch. Ich hielt ihn für eine Wolke, die bald vorüberziehen würde. Der Schatten blieb aber und ich ſah nun, daß eine allgemeine Trübung des bis dahin ſo freundlichen Lichts erfolgte. Ich trat an's Fenſter. Es ſchlug eben ſechs Uhr. Da ſchaute ich — ich wohnte damals auf dem Burgkirchhofe — über die mir gegenüberſtehenden Häuſer eine ſtarke ſchwarze Rauchſäule immer höher ſich heben, immer breiter und maſſiver werden. Auf der Straße fing auch bereits eine allgemeine Unruhe an. Man gruppirte ſich, trat an die Fenſter, in die Thüren, lief, theilte ſich ſeine Vermuthungen mit. Ich nahm

Hut und Stock und eilte nach dem Münchenhof zu, denn nach dieser Gegend zu meinte ich dem Feuer begegnen zu müssen. Als ich aber an den Pregelarm kam, sah ich, daß ich mich bei weitem mehr rechts wenden müsse. Die Rauchmasse, jeden Augenblick nach allen Seiten schwellend, zeigte mir, der ich in meiner Spannung wie gefesselt an ihr hing, schon eine finstere Gluth in der Mitte, aus welcher zuweilen breite Funken wie Sternschnuppen herunterregneten.

Als ich nun den Trödel vorüberging, fand ich die Verkäufer ruhig in ihren Stühlen sitzen. Die eine der alten Frauen las in ihrem Räuberroman mit gewohnter Andacht; ein Mann bürstete einen alten Sammtstuhl aus; das junge Mädchen an dem letzten Laden, der schwarze, gelbe und rothe Särge zur Auswahl stellt, strickte ganz ruhig und sah apathisch vor sich hin. Ich wurde völlig irr, als ich mitten auf dem Platz einen von einem Pferd gezogenen Karren gewahrte, der zwischen zwei kleinen Stangen ein Schwungseil hatte, auf welchem rothbejackte Affen ihre Gliederfertigkeit producirten. Ein Haufe von Dschimken und Kindern stand mit solcher Aufmerksamkeit gaffend umher, daß die Welt bis zu ihnen hin in das Nichts hätte versinken können, ohne sie zu stören.

Mit rascherem Schritt stürzte ich über die

Honigbrücke der Ecke des blauen Thurms zu. Als ich mich um dieſe wandte, hielt ich einen Augenblick inne. Das ganze Ufer war mit Menſchen dicht gedrängt beſetzt, auf dem Pregel eilten Boote hin und her. Hinter der Börſe ſchlugen die Flammen wie breite Schlangenſchwerter in den Himmel. Ein ſchwarzer Qualm preßte ſich — noch war es windſtill — nach allen Richtungen unheimlich umher. Der Hanfſpeicher an der Laſtadie brenne, aber das Feuer greife blitzſchnell immer weiter und habe bereits die Dächer der Nachbarſpeicher gefaßt; — ſo hörte ich und ſuchte nun nach der Klapperwieſe zu kommen, um zu ſehen, wie ein mir befreundetes Handlungshaus, das des Herrn Touſſaint, ſich verhalte und ob ich etwa irgend einen Dienſt leiſten könne, denn der Speicher dieſes Hauſes befand ſich unter den bedroheten.

Indem ich nun über die nächſte Brücke durch das Gewühl mich durcharbeitete, verwandelte ſich plötzlich der ſchwarze Rauch in einen graulich gelblichen Qualm, der ſeine Fledermausflügel über den ganzen Pregel breitete, ſo daß man zehn Minuten hindurch faſt gar nichts ſehen konnte. Dieſer Moment war der Empfindung nach der furchtbarſte. Er hatte etwas von Weltuntergang in ſich. Das plötzliche Verſchwinden aller Gegenſtände in dem wüſten Dampf frappirte gewaltig.

Das Tannenholz der Sparren war nämlich verzehrt und der Hanf im ersten Aufbrennen begriffen. Allmälig ward die Luft bewegt und man sah nun durch große Risse in dem Flammennebel bald die von Menschen vollgestopften Brücken und Ufer, bald die lustig spielende Feuereſſe.

Langsam kam ich am Bohlenwerk entlang bis zum Eingang an die Klapperwiese, wo die Ladebrücke sich befindet. Die Hitze war furchtbar. Die Menschen standen wie betäubt und schoben sich, starr auf das Schauspiel gerichtet, in gepreßten Massen durcheinander. Auf dem Pregel waren alle Schiffe, die an der Lastadie vor Anker lagen, zunächst in den Pregelarm nach dem Kai geflüchtet, einige nach dem Holländerbaum, einige Winnen unter der grünen Brücke fort nach dem Weidendamm zu. Als aber das Feuer mit ungemeiner Geschwindigkeit auch die Speicher faßte, welche über den rothen Krahn hinauslagen, als das Dach des Touſſaint'schen loderte, als die Funken weit über den Strom nach der Vorstadt zu flogen, mußten alle Schiffe räumen. Die meisten, welche in dem inneren Pregelarm sich geborgen hatten, eilten wieder hervor und suchten mit aufgespannten Segeln nach dem Holländerbaum zu entkommen. Dies Flüchten der Schiffe erschien in dem gräßlichen Rauch, der sie Secunde um Secunde wie in ein Leichentuch hüllte, als

wenn riesige Gespenster auf dem Strom wandelten. Die Fahrzeuge am diesseitigen Bohlenwerk, wo ich ging, mußten ebenfalls weichen. Jede Minute Verzug konnte sie in Brand setzen. Es waren meist Witinnen. Die Mannschaft zog sie an Stricken und sie krochen gleichsam am Ufer hin. Diese allgemeine Bewegung der Schiffe, die Hast, das Geschrei, das Zusammenstoßen — an der Ladebrücke riß ein Anker von einem Holländischen Zweimaster und stürzte in's Wasser, mit seinem Zahn ein Stück Planke des Bohlenwerks wegschnappend — der Rauch, man hätte eine Seeschlacht oder auch ein Erdbeben vermuthen sollen.

So kam ich denn auf die Klapperwiese, fand aber im Toussaint'schen Hause Niemand. Der Hausherr war mit seiner Familie in Rodmannshöfen, einem Landgut, anderthalb Meilen von der Stadt. Der eine Sohn war hinausgeritten, die Meldung von dem Brand zu bringen, der andere mit sämmtlichen Comptoiristen bei dem Feuer thätig.

Ich ging wieder der Ladebrücke zu. Die Anschauung des jenseitigen Ufers war ganz die welche ich in meinen Knabenjahren bei dem Lesen der Offenbarung Johannis mir von solchen weltzertrümmernden Momenten gemacht hatte. Diese colossalen Gluthen, diese Rauchsäulen, dies Ameis-

ſengewimmel der Menſchen, dieſe Angſt, was noch kommen könne, dieſer peinlich lauernde Blick, ob nicht ſchon nach der Stadt zu, wo die Straßen ſo eng und bergigt ſind oder nach der Vorſtadt zu, wo die Häuſer und Magazine erſt aus dem letzten Speicherbrande im Neubau wieder erſtanden waren, ob nicht das Feuer dahin ſeine vernichtende Epidemie erſtrecken könne, die Vorſicht, die man im Gewühl anzuwenden hatte, nicht von Wagen, Pferden, Laſtträgern, Spritzen, Soldaten zerquetſcht zu werden, die immer mehr ſich ſteigernde Hitze, welche den Pregel dampfen machte, als das Bohlenwerk aufzuglühen begann, — es war wohl genug, um dem Einzelnen die Empfindung ſeiner Unbedeutendheit und Machtloſigkeit recht tief mitzutheilen. Die Hitze wurde immer ſengender. Man ſprützte unaufhörlich Waſſer auf die dieſſeitigen Hanfſpeicher. Die Feuerflocken durchſchoſſen immer häufiger und ſtärker die Luft, welche jetzt wahre Pfeile nach der grünen Brücke und den zunächſt ſtehenden Speichern ſandte. Die Dächer derſelben waren daher mit Menſchen beſetzt, welche mit Aexten, Feuerhaken, Waſſereimern und naſſen Säcken verſehen waren und jeder Gefahr zu begegnen ſuchten.

Schon brannte nun die ganze Speichergruppe bis zur Häringsbracke hin, dieſe noch ausgenommen. Der Touſſaint'ſche Speicher, der

mittlere, war erſt einige Zeit zuvor, als das Haus das Feſt des hundertjährigen Beſtandes ſeiner Firma beging, friſch mit hellgrüner Farbe aufgeputzt. Die Balken des Fachwerks und die Lukenthüren waren mit ſchwarzer Oelfarbe beſtrichen, die Thüren mit Blech beſchlagen. Lange widerſtand er. Im Innern glühte und tobte es ſchon. Das Dach war bereits geborſten und die Flamme ſchlug hoch empor. Aber die Vorderſeite verhielt ſich wie ein Ritter mit geſchloſſenem Viſier. Alle Thüren waren noch feſt zu und nur ein gewaltiges Knacken zuckte zuweilen durch das Gebälk. Während ringsumher Alles die Form der Ruine gewann, während die Rettungsverſuche ſich nach immer entlegeneren Puncten entfernen mußten, ſchien dieſer Speicher der Zerſtörung trotzen zu wollen. Wenn der Rauch etwas verwehete und die Flammenfackeln ihn hell anleuchteten, ſah der Ernſt der ſchwarzen Luken ſo finſter, ſo verachtend aus, das Grün dagegen ſo beſänftigend, ſo zufrieden, als wenn der Schutt, der ſich rechts und links auflagerte, für ihn unmöglich wäre, bis mit einem Male, wie auf ein Commando, alle Luken zugleich aufbrachen und das Feuer drachenartig daraus hervorſchoß und von Oben nach Unten im Nu das anſehnliche Gebäude überringelte, ein glorioſer Moment.

Von hier wälzte ſich der Flammenſtrom zur

Häringsbracke, einem langgestreckten, einstöckigen, schlichten Gebäude an der Ecke, welche hier der in den Fluß einmündende Pregelarm macht. Erst dampfte das Gebäude. Aus dem Dache brach einige Minuten hindurch ein wahrer Angstschweiß aus. Ein sonderbarer Geruch verbreitete sich, scharf, bitter. Da loderte der Dachstuhl an den Ecken auf und rasch spielte nun das Feuer in dem Sparrenwerk, wie die Lampen bei einer Illumination vom Wind bewegt flackern. Ein Hüpfen, ein Tanzen der Flammen, als wenn sie muthwillige Geister wären, welche hier ein Fest feierten und sich jauchzend mit dämonischer Schnelligkeit hin und her bewegten. Es war der schönste Contrast zu dem düstern Widerstande, den der Toussaintsche Speicher geleistet hatte. Nur zur Selbstbefriedigung einer geheimen Lust schien hier das helle Feuer zu rasen.

Weiter drang es nicht. Den tapfern Anstrengungen der Rettungsanstalten, den Bemühungen der jungen Kaufmannschaft, der Soldaten, die unermüdlich bei den Prahmspritzen thätig waren, gelang es, die Ausbreitung des Feuers nach der Stadt hin zu verhindern. Auch die Richtung des Luftzuges war günstig geworden. Wagen auf Wagen konnte noch mit Flachs, mit Hanf aus Nachbarspeichern fortgeschafft werden.

Von diesem Augenblick an wurde das Schau-

ſpiel für das Publikum ein wahres Schauſpiel, das man beruhigt mit äſthetiſcher Anatomie genoß. Es ſchlug gerade neun Uhr. Die Trompeten der Cavallerie, die Trommeln der Infanterie ließen die Retraite hören. Dies Hervortauchen der gewöhnlichen Lebensordnung, das gemeſſene Schlagen der Uhren von den Thürmen, die langgezogenen Töne der Trompete, das heiſere Gemurmel der Trommel, woran wir uns wie an eine organiſche Function gewöhnt haben, dies Feſthalten eines beſtimmten Rhythmus wirkte zauberiſch. Das Außerordentliche des Schauſpiels einer wilden, reißenden Zerſtörung, die allgemeine Aufgeregtheit, das Unterbrechen der Geſchäfte, das Vergeſſen deſſen, was man eigentlich am Abend hatte vornehmen wollen, contraſtirte mit dieſer Aeußerung eines feſten, ſich gleich bleibenden Daſeins auf das Mächtigſte. Man erinnerte ſich, daß der große Mechanismus der Welt im Untergang einiger Speicher nicht untergehe, daß das Ereigniß, ſo bedeutend, ſo gefährlich an ſich, doch nur ein Moment in dem Ganzen, nur eine Scene aus dem ganzen Drama der Geſellſchaft ſei.

Dieſe war eben in der höchſten Gereiztheit. Man geräth bei ſolchen Gelegenheiten in ein Außerſichſein, worin man Dinge thun, Vorſtellungen haben, Worte ſprechen kann, die man eine Stunde vorher und nachher bei ſich für unmöglich

halten würde. Der Tact des Blutes wird ein Prestissimo. Gegen die Anordnungen der Behörden entsteht eine Oppositionswuth. Die Leichtgläubigkeit nimmt kritiklos Alles auf. Der Leichtsinn verwandelt Meinungen in Thatsachen. Die Eitelkeit des Besserwissens verdächtigt jeden Schritt. Ohne Einsicht in den wahren Zusammenhang wird getadelt. Der Tadel findet Beifall, denn da drüben brennt's ja noch und hier erstickt man noch beinah vor Hitze und Qualm. Sollte bei solchen Thatsachen der Tadel nicht Recht haben? Der Tadel ist ein Beweis der Theilnahme und auch von dieser Seite wird er unendlich. Glücklicherweise hat nicht jeder dieselbe Ansicht. Was der eine tadelt, findet ein Anderer vernünftig. Aber in einem andern Punct, den jener übersehen, tadelt er seinerseits die Behörden. So entstehen Parteien, denn ohne sich zu kennen, schließt man sich einander an, hört man auf einander hin. Die Neugierde, etwas Pikantes zu erfahren, die Besorgniß, daß einem von dem seltenen Schauspiel eine Merkwürdigkeit, eine interessante Wendung entgehen könne, spannt die Aufmerksamkeit gewaltig und verbietet alles Zaudern mit der Theilnahme. Als die entscheidende That am Kai vollbracht war, als die Brücke von den Menschenmassen geräumt und mit Soldaten besetzt ward, als das Feuer sein Terrain angewiesen erhalten hatte, sich in sich selbst zu

verzehren, ſchlug die Stimmung bei dem Publikum aus der bis dahin herrſchenden Ungewißheit, aus der Sorglichkeit, aus der Krittelei, aus dem Raiſonniren in die Vergnügungsluſt um, die zwar auch jetzt ſchon Tauſende herbeigelockt hatte, bis dahin jedoch durch das Mitleiden und die Angſt vor den ſchrecklichen Möglichkeiten gedämpft war. Hunderte von Hetären hatten ſich einzufinden nicht verfehlt und wie dieſe Peripatetikerinnen der Liebe mitten in dem Erdbeben Meſſina's als wahre Mänaden zur üppigſten Ausgelaſſenheit fortgingen, ſo konnte man auch hier ein ungeheures Aufgähren der roheſten Sinnlichkeit beobachten. Die Augen ſuchten ſich lüſtern, die Hände berührten ſich convulſiviſch und man ſah Mädchen und Männer mit rohem Scherz und Lachen ſich haufenweiſe in die Straßen der Vorſtadt, in die Speichergaſſen und nächſten Alleen und Gebüſche verlieren. Es war der alte Zuſammenhang zwiſchen Grauſamkeit und Wolluſt, den man hier ſich geltend machen ſah. Je peinlicher die Spannung bis dahin geweſen war, je zügelloſer war nun die Abſpannung.

Der Anblick, welchen der Pregel jetzt darbot, war köſtlich. Das Waſſer, von Gluth durchgoſſen, ſah doch ſtreifenweiſe ganz ſchwarz aus und ſeine Wellen glänzten wie vergoldeter polirter Stahl. Große Fäſſer brennenden Oels und Spiritus ſchwammen auf ihm umher. Wachtſchiffe fuhren

an den Bohlenwerken und an der grünen Brücke hin und her, denn an der Lastadie brannte das Bohlenwerk und das Sprühen der Funkensterne des Getreides dauerte noch immer fort.

Aber der Mittelpunkt des Schauspiels war der rothe Krahn, der sich wie ein Scepter durch die Flammen streckte und zuweilen zu sinken schien, wenn dieselben heftig wogten. Allein er stand. Das Brennen hatte in den Speichern bald den klappernd-knisternden Ton eines Pelotonfeuers, bald den eines dumpfen Krachens, Kollerns, wie wenn Erde auf einen Sargdeckel geschaufelt wird. Aber am Krahn mischte sich ein knarrendes Seufzen ein. Die mächtigen Eisenmassen ruckten und zuckten, aber er stand. Endlich war das Holzwerk aus ihm herausgebrannt, das Tretrad verzehrt und ungeduldig erwartete die Menge den Sturz. Noch war er nur ein Gerippe von Eisen, das sich im Flammengewoge mit bloßen Linien abzeichnete, aber er stand, bis das veränderte Fundament, das Fortfressen des Feuers am Bohlenwerk, ihn mit einem Mal zusammensinken ließ.

Von hier ab, es war etwa zehn Uhr, blieb die Physiognomie des gräßlich-schönen Schauspiels die Nacht hindurch ziemlich dieselbe und die Masse der Zuschauer zerstreute sich gemach.

Ich blieb bis um ein Uhr auf. Die Nacht ging, obwohl noch einmal zur Ablösung der

Soldatenwachen Trommeln und Hörner erſchollen, ruhig vorüber. So hatte ich den dritten Auguſt, den Geburtstag Friedrich Wilhelm III., noch nicht erlebt. Ich ſollte am Morgen um 9 Uhr im Saal der Deutſchen Geſellſchaft die Feſtrede halten, glaubte zwar nicht, daß ich einen Menſchen finden würde, mußte mich aber doch auf den Weg machen. Zum Glück war das Thema, worüber ich reden wollte, die Hegemonie Preußens für Deutſchland, wenigſtens ein ſolches, das ganz und gar patriotiſch war und nicht von der Gegenwart ſich zu weit entfernte. Es hatten ſich denn etwa ein funfzig bis ſechszig Zuhörer eingefunden und ich hielt meine Rede, nach deren Beendigung ich ſogleich wieder zum Pregel eilte. Die Luft war warm, etwas feucht, nebelnd, zu momentanen Regengüſſen geneigt, zwiſchen denen der heiterſte Sonnenſchein glänzte. Als ich nun auf die grüne Brücke hinaustrat, war der Anblick überaus maleriſch. Zahlreiche, prächtig geſchmückte Damentoiletten wallten auf der Brücke und dem Bohlenwerk. Dieſe weißen Kleider, dieſe bunten Tücher, dieſe koketten Sonnenſchirme, dieſe lebhaft umſchweifenden Augen, die ſich bald hier bald dort einbohrten, dies Gehen und Stehenbleiben, dieſer Abandon der gemächlichſten Genußſucht contraſtirten überraſchend mit den Ruinen am rechten Ufer. Hier fehlte dem Auge die gewohnte Perſpective.

Alle dieſe uns ſo tief eingeprägten, mit uns verwachſenen Anſchauungen der Bracke, des Krahns, der Korn- und Flachsſpeicher, waren verſchwunden. Schwarz und roth ſtarrten die Grundmauern der Gebräuche hervor. Große Schuttmaſſen, ungeheuere verkohlte Kornhaufen, mit dicken Brandkruſten überzogene Flachsballen, Faßtrümmer, Balkenreſte lagen wüſt durcheinander. Zwiſchendurch hatte ſich das Regen- und Spritzenwaſſer in Vertiefungen ekelhaft ſchmuzig angeſammelt. Noch brannte, dampfte es überall fort und der Qualm ſchwenkte ſich maleriſch durch die Luft und ſchien mit ſeiner compacten Dichtigkeit an die ſchwarzblauen Wolken zu ſtoßen, die regenſchwanger ſehr niedrig von Zeit zu Zeit am Himmel ſich hinſchoben. Hinten aber am Holländer Baum, wenn man über den blitzenden Spiegel des Stroms fortſah, weheten die Segel der dort wie eine Flotte zuſammengedrängten Schiffe. Dies war ein prachtvolles Schauſpiel. Der Rauch trieb nach dieſer Richtung und barg Augenblicke lang die Maſten und Segel in Undurchdringlichkeit, bis ſie wieder ſtolz mit den flippenden Wimpeln hindurchbrachen.

Ich ging nun dem Trümmerhaufen ſelbſt zu. Die Häuſerreihe, welche hinter den Speichern ſich fortzieht, war von den Bewohnern verlaſſen. Die Mauern und Dächer waren eingenäßt, die Fenſter

zum Theil zersprungen, zum Theil zerschlagen, die Stuben ohne Meubel. Rings umher war Alles noch in voller Thätigkeit. Die Spritzen schlauchten noch immer reichliche Wassergüsse; die Wachen hielten bestimmte Durchgänge offen, um unordentlichen Zusammendrang der Menschen auf dem heißen Boden, auf den von Zeit zu Zeit noch ein Mauerstück, ein Balken hinschlug, zu verhüten.

Eine ganz eigenthümliche Lust regte das Volk auf. Der größte Theil der in dem Brackengebäude befindlichen Häringe hatte preisgegeben werden müssen. Mit unglaublicher Gier rafften nun Knaben, Mädchen, Kerle, Weiber aus dem Schutt und stinkenden Qualm Häringe, so viel sie konnten, heraus. In der Wuth, sich zu bereichern, achteten sie nicht, sich den Anzug, so schlecht er oft war, gänzlich zu verderben; in die Stiefel, in den Busen, in alle Taschen, in die Hüte stopften sie sich die Häringe. Unter Schimpfen, Lachen und Toben rissen sie sich oft die Beute einander aus den Händen. Es ist wahr, ein solcher Anblick ist interessant, aber auch entsetzlich. In dieser Wildheit, in diesen fast besinnungslos zupackenden Fäusten, in diesem glotzenden Auge, in diesem rohen Gebrüll, in dieser Rücksichtslosigkeit des Benehmens, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, ahnt man, bis zu welchen Orgien, bis zu welchen

Frevels die Menschen schnell genug gelangen können. In den angrenzenden Straßen wurden die Häringe auf den Sandsteinschwellen der Häuser bereits sortirt und verhandelt.

Am Abend ging ich natürlich noch einmal zum Schauplatz. Um den Schloßteich herum knallte es von Pistolen- und Flintenschüssen zur Feier des dritten Augusts; die Pauke dröhnte, die Raketen knackten. In den Straßen war hier und dort illuminirt, am stärksten in der Französischen Straße. Alles war so vergnügt, so heiter, und lächelte den Blumenvasen, die zwischen die Lichter gestellt waren, so sorglos zu, wie wenn nichts geschehen wäre. Die Verdauungskraft einer Stadt von siebenzigtausend Menschen ist stark. Ich fand daher zwischen acht und neun Uhr die Brandstätte ziemlich leer. Nur die, welche hier sein mußten, waren zu finden, das Publicum war anderweitig seinem Vergnügen nachgegangen. Das Schönste war jetzt der vielfarbige Rauch, der noch immer in dicken Säulen von den Trümmern, besonders der Häringsbracke, aufstieg und sowohl die graziösesten Formen annahm, als auch in dem Abendroth bald in lieblich rosigen, bald in geisterbleichen, selbst blaßgrünen Tinten majestätisch emporwallte.

Wochenlang noch dampfte die Stätte.

Kirchliches Leben.

Die elementarische Universalität und Verständigkeit, die ich schon mehrfach als charakteristisch für Königsberg hervorgehoben habe, kann uns auch als Leitfaden dienen, uns in dem weitschichtigen Labyrinth der kirchlichen Zustände der Stadt leidlich zurechtzufinden. Es sind hier:

1) Juden;
2) Katholiken;
3) Protestanten, bei denen sich als Schattirung unterscheiden:
   a) altgläubige
   b) aufgeklärtgläubige
   c) modern gläubige
   d) Straußianer.
4) Von Secten sind:
   a) die vom Staat anerkannten Mennoniten,
   b) die nicht anerkannten Ebelianer

vorhanden. Man ſieht alſo, daß wir vom alten Teſtament an bis auf die neueſten Extreme hin keinen Mangel leiden.

Die Jüdiſche Gemeine führt ihr Leben beſonders in der Brandenburger Vorſtadt. Nach dem Jahrmarktplatz hinaus, hat ſie ihre Synagoge oder, wie das Volk aus der Lutherſchen Bibelüberſetzung hier zu ſagen pflegt, ihren Tempel, ein recht geräumiges und ganz geſchmackvolles Gebäude. Es. iſt ein eigen Ding um die Macht der Geſchichte. Sie packt uns mit Unwiderſtehlichkeit. Da geht man in dem neueſten Schnitt der Mode auf dem jüngſten Pflaſter vor ganz friſch erbauten Häuſern auf dem breiten Bürgerſteig Freitags Abend ſpazieren. Handwerker, die ihr Tagewerk vollendet haben, beſonders Mauerer und Zimmerer, gehen in langen Reihen und ſingen Schillers Räuberlied oder Freuet euch des Lebens. Die Mägde und Lehrburſchen und Factore haben ſich um die Brunnen zum großen Klatſch verſammelt. Der Gensdarm ſteht dort unten an der Ecke und unterhält ſich mit dem Polizeicommiſſair. Da biegt man aus dieſer höchſt modernen Welt in eine ſchmale Gaſſe, geht über einen kleinen Hof und tritt in einen Raum ein, der uns in eine ganz andere Sphäre wirft. Kronenleuchter, Armleuchter brennen. Eine vergitterte Galerie läuft oben umher. Die Männer, Hüte und Mützen auf dem Haupt, ſitzen und ſtehen

umher, Gesangbücher in der Hand. D. h. aus dem Abendlande, das Dich noch so eben auf der Straße der Vorstadt umgab, bist Du plötzlich in das Morgenland eingetreten. Das Sonnenlicht geht draußen eben unter, aber hier flammt der Orient auf. Die andächtigen Frauen haben hier in der Galerie, so zu sagen, einen kirchlichen Harem, der sie verbirgt. Die Männer, obwohl Knechte Gottes, bleiben doch gegen die occidentalische Sitte mit bedecktem Kopf, der das Gebet mit stetem Nicken und Wackeln begleitet. Und das Alles ist nicht ein Schauspiel, was man aufführt, es ist vollkommener Ernst. Zwar siehst Du viel bekannte Gesichter; da ist z. B. gleich der Wechsler, bei dem Du erst vor einer Stunde Tresorscheine in Courant umsetztest, aber hier ist er ein höheres Wesen, so gut als jener schmutzige Packjude dort in der Ecke, der gestern noch, als Du Deine Pfeife zum Fenster hinausschmauchtest, mit schlauem Gesicht im Vorbeigehen Dir sein: „Haben Sie nichts zu handeln, alte Kleider, Pretiosen?“ zumurmelte. Allerdings ist eine Nachlässigkeit der Kleidung, der persönlichen Haltung, sogar eine Zerstreutheit sichtbar, wie wir es in christlichen Kirchen nicht gewohnt sind. Der Protestant namentlich hält etwas auf einen Sonntagsrock und beobachtet in der Kirche eine Zurückgezogenheit in sich. Eine solche Zerfahrenheit, wie auch der Jude zeigt, ist gewöhnlich bei einem

mechaniſchen Gottesdienſt. Das Gebetmurmeln, das Kopfbeugen von Alt und Jung, macht leicht gedankenlos. Aber der Gedanke, daß hier die Pſalmen gebetet werden, die nun Jahrtauſende hindurch Millionen erquickten, wenn ſie in Angſt und Noth zu ihrem Gott ſchrieen, wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, dieſer Gedanke bemächtigt ſich doch unſerer Seele. Der Vorſänger Herr Weintraube weiß das Tremuliren der Töne wunderbar ſchön zu halten und hat ſeine Singknaben gut eingeübt. Ja, das iſt der Jude! Jetzt winſelt der Ton leiſe, demüthig ſuchend, bis zur Verzweiflung niedergedrückt. Er wird beinah ein Wimmern. Der Knecht wirft ſich nieder vor dem Herrn der himmliſchen Heerſchaaren, er hält ſich nicht werth, zu ſeiner Herrlichkeit aufzuſchauen. Er zagt, ob ein ſo hoch über ihn erhabenes Weſen ſich ſeiner wohl erbarmen könne. Ach und er fühlt ſich ſo in allen Knochen zerſchlagen. Er iſt ſchwach, krank. Seine Feinde ſiegen. Sie ſpotten ſeiner und ſeines Glaubens an Jehovah. Herr, wo biſt Du? Da wendet ſich der Ton plötzlich und ſchwingt ſich mit einigen Sätzen hoch empor. Er jubelt, er ergießt ſich in kraftvolle Ströme, deren Wogengetümmel ein Schmettern des Sieges iſt. Zuweilen wird die Stimme plötzlich wieder weich. In langſamen Cadenzen, beinah traurig, fällt ſie herab. Sie erhebt ſich, aber proſaiſch. Es lautet wie ein Streit. Das Tremuliren wird zum Erbeben.

Hin und her wiegt ſich das geheimnißvolle, ſtoßweis mit Heftigkeit accentuirte Gemurmel, bis der dialogiſche Monolog endigt. Die Gewißheit bricht durch, bricht durch mit wahrer Trunkenheit. Der Herr iſt dein Gott und keiner mehr! Er wird dich erretten. Der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, der ſein Volk aus Aegyptenland geführt, er, der Gott deiner Väter, iſt auch dein Gott, dein Hort, dein Heil und wird alle deine Feinde zu ſeinen Füßen legen! Da prangen die Töne nicht nur in triumphirender Freudigkeit, ſondern ſie laſſen ſogar einen an Fanatismus ſtreifenden Trotz vernehmen. Mag es ſein, daß Herr Weintraube aus der neueren Italieniſchen Opernmuſik, vielleicht aus Donizetti, manche Motive entlehnt, ſo glaube ich doch, daß er das Weſen der Pſalmodie, den Sprung von der Ohnmacht zum höchſten Selbſtgefühl wohl getroffen hat.

Die Geſangbücher der meiſten Juden hatten übrigens, ſo viel ich bemerkt habe, Ueberſetzungen oder waren wenigſtens mit punctirten Lettern gedruckt. Das von den Juriſten ſo vielfach beſprochene Gebet Alenu fehlt nicht.

Am Sabbath früh wird der didaktiſche Theil des Cultus ausgeführt. Der Prediger Dr. Saalſchütz iſt ein vielſeitig gebildeter, äußerſt humaner, kindlich liebenswürdiger Menſch. Als

gründlicher Gelehrter hat er sich durch seine Forschungen über die Musik der Hebräer und die Unsterblichkeitslehre derselben (letztere in Ilgen's Journal für historische Theologie) bekannt gemacht; als Religionslehrer durch ein Lehrbuch der Religion und einige mit Wärme des Herzens wiewohl ohne rhetorischen Glanz geschriebene Erbauungsschriften. Seine Predigt vereinigt eine elegante archäologische Aufklärung über die speciellen Eigenheiten des Jüdischen Kirchenjahrs und Ceremoniels mit einer milden ethischen Ausdeutung derselben und legt auf die moralische Bildung, auf die Reinheit der Gesinnung, den Hauptnachdruck.

Wie es nun immer mit der Religion geht, so auch hier. Es existirt eine palão- und neologische Partei. Die Juden, die tief aus Rußland und Polen hieherkommen, die Verehrer strengster Gesetzmäßigkeit, sind gegen unsere Bildung indifferent. Drei Juden aus Grodno, mit denen ich von Königsberg bis Dirschau fuhr, zweifelten ob viele ihrer Königsberger Glaubensgenossen noch Religion hätten. Wenn ich nicht irre, so versammeln sich die Anhänger der stricten Observanz in einem Saal eines Gasthofs der Vorstadt.

Der Jude, der sich nicht von den Genüssen der modernen Welt ausschließen will, bedarf einer Beruhigung über die Ungenauigkeiten, Versäum-

nisse, Verstöße, die er sich täglich gegen das Gesetz zu Schulden kommen läßt. Er findet sie, indem er sich sagt, daß das Gesetz nach seinem empirischen Detail Staatsgesetz gewesen sei. Da nun aber der Jüdische Staat zu existiren aufgehört habe, so falle nunmehr auch die Verbindlichkeit für das Ceremonialgesetz hinweg. Es bleibt ihm demnach der Dekalog, der allerdings auch die eigentliche, ewige Vernunft der alttestamentarischen Gesetzlichkeit ausmacht. Die Partei dieser sogenannten aufgeklärten Juden, die den Spinoza höher halten, als den Talmund, ist bei uns sehr groß und es sind nicht wenige darunter, welche sich zu denen rechnen, die den Christen an religiöser Einsicht und Bildung nicht nur gleich stünden, sondern sogar über das Christenthum hinausgegangen seien. Die Dreieinigkeit widerspricht dem Verstande; durch einen Andern von einer moralischen Schuld befreit zu werden, widerspricht dem Verstande; Wein für Blut, Brod für Fleisch, zumal eines Verstorbenen, zumal eines gen Himmel Gefahrenen, zu halten, widerspricht dem Verstande. Die Christen, urtheilt der Karaitische Jude, zerarbeiten sich an diesen Widersprüchen. Ihre Theologen ersinnen die ungeheuersten Sophismen, um eine Nothwendigkeit in sie hineinzudichten. Tausend Wahrzeichen beweisen dem Juden, daß dieser wi-

derſpruchvolle Glaube ſich überlebt hat. Strauß, ein Theologe, ein Deutſcher, hat es ja ſelbſt geſagt, daß das Chriſtenthum bankerutt gemacht habe. Wie glücklich iſt der Jude, daß er, als ſtrenger Monotheiſt, mit ſolchen Widerſprüchen gar nicht ſich herumzuſchlagen hat. Er braucht nichts von der Moral des Chriſtenthums zu opfern. Die Nächſtenliebe, die Feindesliebe kommen ſchon im alten Teſtament vor. Auch iſt die Moral nichts dem Chriſtenthum Eigenthümliches. Feuerbach, ein Philoſoph, ein Deutſcher, iſt nicht abgeneigt, die Heiden in der Moral ſogar über die Chriſten zu ſtellen. Der Jude braucht auch Chriſtus nicht ſeine Achtung zu verſagen. Wie der Muhamedaner, wie der St. Simoniſt, kann er in ihm einen für Menſchenwohl begeiſterten, ſehr, ſehr tugendhaften Mann ſehen, der manches glückliche Plagiat aus dem alten Teſtament machte, aber die Meſſiasidee, unglücklich genug für ihn, mißverſtand. Das Chriſtenthum iſt deshalb nur eine Epiſode in der Geſchichte des Judenthums. Es iſt nur eine etwas breit ausgelaufene Häreſie. Die große Ausdehnung des Chriſtenthums hat nach dieſer Auffaſſung keinen andern Zweck, als dem Judenthum vorzuarbeiten. Wenn hiernach die Chriſten die Unmöglichkeit ihres Glaubens begriffen und die Chriſtologie als einen Wahn verworfen ha-

den, bleibt ihnen nichts anders übrig, als Juden zu werden. Zwar nicht Juden, die nicht Schweinefleisch essen, nicht am Sabbath einen Brief schreiben dürften u. s. w., aber doch Juden, die vor dem Einen Herrn knieen, der Himmel und Erde gemacht und sich seinem Volk gelobt hat. Wo daher der Christ, da ist auch der Jude, auf dem ganzen Erdball, denn alle Völker sollen sich zu seinem Panier sammeln.

Dieser hoffnungsstolze Glaube hat auch hier in Königsberg seine sehr unterrichteten, fein gebildeten, enthusiastischen Anhänger. Man hat sich mehrfach gewundert, wie Juden, Jüdische Aerzte zu einer solchen Theilnahme an der Politik, zu solcher Kenntniß und durchdringenden Einsicht kommen. In der That, diese Verwunderung beweist, daß man sich wenig um die Zeit gekümmert haben muß. Ein Volk, das nach politischer Gleichstellung mit den andern Staatsbürgern ringt, ohne die Religion seiner Väter desavouiren zu wollen, ein Volk, das seinen Messias noch erwartet, ein Volk, das durch den Handel mit den materiellen Thatsachen auf das Genaueste bekannt ist, ein Volk endlich, dem es niemals an verstandeskräftigen und resignirten Menschen gefehlt hat, wahrhaftig, dies Volk oder keines muß zu einem politischen Interesse getrieben werden. Da es durch die bisherige Geschichte oft zurückge-

drängt, oft gewaltsam in den Schmutz und die Verachtung hinabgestoßen war, so hat sich seit der Französischen Revolution, seit der Erklärung der Rechte der Menschheit, das Selbstgefühl der Juden ungleich energischer gehoben. Wo eine Schranke fällt, fällt sie auch für den Juden. Die Emancipation jeder Art arbeitet auch an der seinigen. Die Freilassung der Neger in Amerika, die Verselbstständigung der Griechen, die Drohung des Irischen Volksgeistes gegen England, die Reformbill u. s. w. sind eben so viel für ihn geschehende Thaten. Er ist daher in der Politik nothwendig liberal. Die Aufhebung von Monopolen, Privilegien, Kastenzwang läßt auch ihn mit kühneren Forderungen auftreten, läßt auch ihn an die Reihe zu kommen erwarten. Daß er an ein religiöses Monopol für sich glaubt, daß er als das Volk Gottes eine Ausschließlichkeit für sich in Anspruch nimmt, daß er ein religiöser Aristokrat ist und in's Geheim sich über alle Völker der Erde erhebt, kann ihn im Liberalismus nicht stören. Nur mit dem Katholicismus kommt er in eine eigenthümliche Collision. Insofern derselbe in Staaten, deren Regierung dem Princip nach für eine protestantische gelten muß, irgend eine Fährdung seiner Selbstständigkeit erleiden könnte, wird der Jude für ihn Partei nehmen. Dem Princip des Protestantismus nach ist es nun freilich un-

möglich, daß dem Katholicismus in seinen positiven Rechten irgend ein Abbruch geschehen könne, da die Glaubensfreiheit von den Protestanten nicht nur für sie, sondern eben so sehr für die Katholiken und Juden erkämpft ist. Das Princip des Katholicismus aber muß der Protestantismus bestreiten, wie sich von selbst versteht, auf wissenschaftlichem Wege. Es muß ihm darum zu thun sein, daß der Pabst seine Infallibilität verliere, daß der Cölibat aufhöre, daß Inquisition unmöglich werde. Der Jude wird nun für den Katholiken Partei nehmen, sobald er glaubt, daß der Protestantismus das Princip der Glaubensfreiheit, welches er selbst der Welt erobert hat, in der Behandlung der Katholiken verletze. Daher kam es, daß in der Cölner Angelegenheit der Jüdische Liberalismus für den Katholicismus sich zu erklären geneigt war. Und war nicht der Referendarius Rinteln ursprünglich Jude, dann Protestant, dann Katholik? Haben wir nicht an diesem Manne hier vor unsern Augen alle die Phasen sich verlaufen sehen, welche nothwendig sind, um von einem strikten Anhänger des Berliner politischen Wochenblatts durch die heftigste Polemik gegen die Maaßregeln der Regierung zum entschiedenen Vertheidiger des Romanismus sich zu verwandeln und freilich mit diesem Schritt sich dem Berliner Wochenblatt in so weit

wieder zuzuwenden, als demſelben das Weſen des Proteſtantismus immer mehr verloren geht?

Königsberg iſt wirklich eine Stadt von mächtiger geiſtiger Triebkraft. Die Rintel'ſche Schrift machte als eine treffliche Advokatenvertheidigung Epoche und ward hier geſchrieben. Aber auch der berüchtigte Joel Jakobi iſt ein Königsberger, ein Kind der Brandenburger Vorſtadt. Erſt liberal bis zur Conſpiration, dann Pſalmodiſt und mit ſeltſamer Verworrenheit neben einander das alte Judenthum und das Chriſtenthum feiernd, ward er ein officieller Wüthrich gegen das junge Deutſchland, ſchließlich aber Katholik und iſt nun zunächſt verſtummt.

Wenn nun aber der Jude aus Beſorgniß, um ſeines Glaubens willen, wie ſo oft vor der Reformation und Revolution, verfolgt zu werden, mit dem Katholiken ſympathiſirt, den er etwa in gleicher Lage glaubt, ſo erſchreckt ihn doch auch wieder der Gedanke, daß mit dem Katholicismus, je ernſtlicher es derſelbe meint, auch der Sondergeiſt des Mittelalters verknüpft iſt. Es überfällt ihn der Schauder der Erinnerung an den gelben ſpitzen Hut, den er als Abzeichen tragen mußte, die Erinnerung an den Leibzoll, den er zahlen, an die Wache, die er in manchen Städten hinter ſich dulden mußte; die Erinnerung an die Anklage, Chriſtenkinder geſtohlen und geſchlachtet, Hoſtien gemartert, Brunnen

vergiftet zu haben; die Erinnerung an die entsetzlichen Verfolgungen, die er zu erleiden hatte und worin Tausende seines Stammes qualvoll untergingen; die Erinnerung endlich an die Gefängnisse der Inquisition, an die Auswanderung aus diesem und jenem Lande. Wer will es dem Juden verdenken, wenn er noch in unserm Jahrhundert, noch in Deutschland heimlich zusammenbebte, als das Hepp Hepp vom Main her erscholl und von dem Pöbel schnell durch die größeren Städte als ein Signal öffentlicher Verspottung fortgeschleppt wurde; zusammenbebte, als jüngsthin von Damaskus aus ein Christenmord ihm wieder aufgeschuldigt ward? Wer will es ihm verdenken, wenn er in allen Kammern constitutioneller Staaten, auf den Landtagen Preußens, seine bürgerliche Emancipation durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel betreibt, um einen Rückfall der Zeit in's Mittelalter zu verhüten? In dieser Beziehung ist er daher ein Freund der Aufklärung, der Humanität, des Fortschritts, der Toleranz und wie sonst noch die Stichwörter des religiösen Liberalismus lauten. Er wittert, daß die zärtliche Sorge der sehr christlich feudalen Partei für die Conservirung des ächten, alten Judenthums zuletzt für ihn doch gefährlicher sein dürfte, als der Zusammenhalt mit dem Liberalismus, der die Freiheit der Individualität gegen die Bedingtheit gegebener Ver-

hältniſſe durchzuſetzen ſtrebt. Beſonders aber fürchtet er, daß die Chriſtlichkeit ſich wieder gegen ihn fanatiſiren könne, inſofern er ihr als Mörder Gottes des Sohnes ewig verhaßt ſei. Er fürchtet daher den ſtrengen Katholicismus, der durch die Bildlichkeit und grelle Geſchichtlichkeit, mit welcher er das Leiden und den Tod Chriſti darzuſtellen liebt, ſo leicht den Grimm gegen ihn ſchüren kann. Wenn ich hier im Bilde den Juden ſehe, wie er dem Landpfleger ruft: Kreuzige, kreuzige ihn! Sein Blut über uns und unſere Kinder! und trete aus der Kirche oder von dem Steinbilde der Station zurück, um auf der Straße dieſelbe Phyſiognomie zu treffen, ſo gehört eben ſchon eine feſtere Chriſtlichkeit dazu, mich zu erinnern, daß Chriſtus den Juden vergeben hat, vergeben mußte, weil ſie nicht wußten, was ſie thaten. Der Pöbel vermeint wohl, ſich darin chriſtlich zu zeigen, wenn er es noch jetzt dem Juden nicht vergißt, was er einſt gethan. Dieſer Pöbel aber tritt auch in der Literatur von Zeit zu Zeit auf. Ich will hier die Broſchüren der letzten fünf Jahre nicht aufzählen, die mit der Propaganda des Judenhaſſes ſich beſchäftigten; ich will nur an die eine ſchnöde Thatſache erinnern, daß Viele diejenigen Schriftſteller, welche man das junge Deutſchland zu nennen beliebt hat, ſchon mit dem Einen Wort, es ſeien Juden, in den

Koth getreten zu haben vermeinten. Abgesehen davon, daß zufällig kein einziger derselben Jüdischer Abkunft ist, so war es eine grenzenlose Rohheit, zu glauben mit einem solchen Factum über die Leistungen und Personen ohne Weiteres den Stab brechen zu dürfen. Unter solchen Umständen darf es nicht befremden, wenn Salvador in Paris ausführlich zu beweisen sucht, daß die Juden bei der Verurtheilung Christi als Juden vollkommen Recht gehabt hätten und Dr. Philippson in Magdeburg seit fünf Jahren eine „Allgemeine Zeitung des Judenthums als Organ für alles Jüdische Interesse" redigirt, um nach allen Richtungen hin das Judenthum apologetisch und polemisch zu vertreten, um schnell allen seinen Deutschen Genossen eine Uebersicht der für die Jüdische Kirche und für die politische Emancipationsfrage wichtigsten Thatsachen mitzutheilen und die immer größer und mannigfaltiger werdende Literatur des Judenthums entwickeln zu helfen. Von diesem Standpunct aus ist es dem Juden räthlich, sich den langen Bart zu stutzen, den Hirtenpilgerstab mit einer Badine, den Kaftan mit dem Frack, das um den Hals geschleifte buntseidene Tuch mit der Cravatte und den breitkrämpigten Hut mit der neuesten Façon zu vertauschen, um zwischen seinem Bilde und dem der Juden, die zum Pilatus schrieen, die möglichste Un-

ähnlichkeit hervorzubringen. A bas le moyen âge!

Interessant ist es, zu sehen, in welche Bedrängniß die christlichen Feudalherrn unter uns ihrerseits mit dem Judenthum kommen. Da sie an die Bibel alten Testaments nicht weniger eifrig, als an die neuen Testaments glauben, so müssen sie das Jüdische Volk sehr hoch halten. Sie citiren auch, wenn sie irgend einmal eine Glaubenswahrheit beweisen wollen, ohne alle Kritik die Psalmen und Pauliniſchen Briefe, Genesis und Apostelgeschichte durcheinander. Es ist ihnen Alles Wort Gottes, Alles Offenbarung, Alles inspirirt; auf den Zusammenhang kommt es nicht an. Sie reden daher auch stets von dem Volk Gottes, aus dessen königlichen Stamme Jesus hervorgegangen, welche fürstliche Verwandtschaft sich beiläufig doch diejenigen merken sollten, die in Christus immer eine absolut demokratische Natur zu erblicken unhistorisch genug sind. Sie gestehen sich, daß, wenn sie so einen schönen Judenkopf mit hoher Stirn, sinnenden Augen, edler Nase, feinen und doch kraftvollen Lippen und dunklem Bart vor sich haben, Jesus wohl ganz ähnlich ausgesehen haben könne. Aber dennoch wollen sie nichts vom Juden wissen. Als Hausirer ist er ihnen zu schmuzig, zu gewinnsüchtig, in seinen Manieren zu lächerlich. Als wohlhabender Handelsmann, der die Messen

bereitet, der sein Lager hat, ist er ihnen zwar leidlich, aber doch nur nothgedrungen, beim Kauf und Verkauf, oder im Postwagen. Er riecht noch zu stark nach Knoblauch und hängt gar zu sehr an seinem alten Testament. Als Banquier, der in modernster Toilette dort mit den herrlichsten Vollblutpferden zur Börse eilt, dessen Haus ein Muster von Eleganz ist, der täglich „bei sich empfängt" und so trefflichen Champagner hält, dessen Bücherschränke Schiller und Göthe, Byron und Scott, Victor Hugo und Balzac in Englischen Einbänden dir entgegenstrahlen, dessen Tochter zur Begleitung des Wiener Flügels, die neuesten Opernarien aus Meyer Beers Hugenotten singt, als Banquier, der den Erlöserorden von einem christlichen Monarchen geschenkt bekommen hat, der eine Art von Diplomat, eine politische Macht ist, als Banquier ärgert der Jude den Aristokraten durch seinen Reichthum, durch seinen Luxus, seine Bildung und seinen Einfluß. Und so ist auch dieser ihm nicht recht. Als aufgeklärter wissenschaftlicher Arzt kann er den Juden vielleicht nicht entbehren, allein er haßt an ihm die Aufklärung, er beschuldigt ihn, zu sehr sich entnationalisirt zu haben. Als Schriftsteller aber, wie Rieſſer, ist er ihm vollends ein Greuel. Für den Juden, der Journalartikel schreibt oder gar ein Journal redigirt, hat er nur noch Schimpfwörter. „Judenjunge" ist hier sein technischer Ausdruck.

Leo, der Hiſtoriker, hat das Schickſal gehabt, daß er von Vielen für einen getauften Juden gehalten worden iſt. Der Weltprieſter Günther in Wien ließ 1829 im zweiten Band ſeiner Vorſchule zur ſpeculativen Theologie S. 330 eine Stelle aus Leo's Vorleſungen über die Geſchichte des Jüdiſchen Staats drucken, die mit den Worten ſchließt, daß „die Hierarchie weſentlich fanatiſch — gefühllos — conſequent" ſei. Hierzu äußerte Günther: „So Leo, der allem Anſcheine nach dem Stamme Juda einſt angehört hat, — aber wahrlich kein Löwe in demſelben geweſen iſt, wohl aber eine Maus, als welche er ſich auch jetzt noch in jeder Menagerie für's Geld ſehen laſſen könnte, — nämlich: als eine ſentimentale und poſſierliche Incarnation des abſtracten Gedankens der Gottheit." Hierauf bezieht ſich die Erwähnung, welche Leo in der zweiten Auflage ſeiner „Hegelingen" 1839 S. 85 von Günther macht und worin er jenes Gemiſch von Sympathie und Antipathie im Germaniſchen Chriſten mit ſo treffenden Worten beſchreibt, daß ich dieſelben hierherſetzen muß: „Ich ſehe darin, daß Jemand ein Jude iſt ſeiner Abſtammung nach, nicht das mindeſte Unwürdige; im Gegentheil, wenn ich von Abrahams Samen wäre, würde ich in große Gefahr des Stolzes gerathen, von ſo hochfürſtlichem Geſchlechte zu ſein, wie das der Erzväter war, von ſo welthiſtoriſch adeligem Geblüt,

wie das Blut Israels. Wäre ich ein getaufter Jude, ich würde selbst als Christ auf die Verbindung mit Jüdischem Geschlechte halten. Leider kann ich von so altbekanntem Geschlechte abzustammen, mich nicht rühmen, und da ich nun einmal in Wahrheit nichts mit Jüdischer Abstammung zu thun habe, werden es mir die Juden nicht übelnehmen, weder wenn ich der Wahrheit die Ehre gebe, und darauf halte, daß meine Occidentalische Abstammung nicht bezweifelt werde, noch wenn ich jene Zwittergeschöpfe verachte, die obwohl Jüdischer Herkunft und in Folge derselben mit einer von der Germanischen abweichenden leiblichen und seelischen Physiognomie begabt, sich doch zu Vertretern oder Correctoren unserer Deutschen, nationalen Interessen und Zustände aufwerfen. Ein politisch raisonnirender Jude oder Halbjude gehört zu dem Abformigsten, was das Leben liefert." —

Der Katholicismus ist in Königsberg fast unbemerkbar. Er hat, wie bei der Architektur schon erwähnt worden, eine stattliche im Jesuitischen Styl erbauete Kirche, von einem stillen Hof im Viereck umgeben, auf welchem hinter einer niedrigen Einfriedigung ein einziges Crucifix steht, das neuerdings frisch angestrichen worden. Kein Calvarienberg, keine Stationen erinnern an das Dasein des Katholicismus. Processionen sind schon seit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Königs-

berg nicht öffentlich gehalten. Es ist natürlich, daß eine katholische Gemeinde, die unter so vielen protestantischen allein steht, auch in ihrer Denkweise protestantisirt wird. Rom herrscht zwar noch im tiefsten Innern gewiß auch hier, allein das phantastische Element, von dem ich oben bei dem Ermelande sprach, kann in solchen Zusammenhängen zu keiner consequenten Entwicklung gelangen. Predigten, wie ich sie in Wien gehört habe, sind in unserer katholischen Kirche geradezu unmöglich. Veith, im Stephan, einer der originellsten und geistvollsten Kanzelredner, verlor sich z. B. in einer Predigt in eine heftige Polemik gegen die Kantische Moralphilosophie; er sprach von Kant's Deismus, vom kategorischen Imperativ und wußte freilich mit seltener Geschicklichkeit immer wieder einen populären Ausgang solcher Digressionen zu gewinnen. Eine solche Polemik gegen Kant würde bei uns von der Kanzel aus gewiß nicht geführt werden. Ich meine nicht, daß nicht die Sache bekämpft werden könnte, allein es würde ohne den bemitleidenden, verächtlichen Ton geschehen, mit welchem Veith gegen Kant's öde Pflichtreligion sprach. In einer andern Kirche hörte ich einige Predigten, in denen die krausesten Legenden mit der größten Naivetät erzählt wurden. Die wundersamsten Dinge, z. B. daß ein Heiliger zum Bau einer Kirche die schwersten Eichbäume

im Namen Jesu Christi spielend auf einen Berg getragen habe, wurden als etwas ganz Authentisches dargestellt. Auch dieses Element, das in den von der Kirche selbst perhorescirten apokryphischen Evangelien seinen Anfang nahm, dürfte bei uns nur sehr verschämt auftreten. Ich erinnere mich gar keines Beispiels. Unsere katholischen Geistlichen fühlen wohl mit richtigem Tact, daß sie durch solche Romantik mitten in einer aufgeklärten protestantischen Umgebung ihrer Kirche nur schaden würden und halten sich deshalb mehr an die praktisch-ethische Richtung. —

Die Protestanten zerfallen der Confession nach in Lutheraner und Reformirte, letztere wieder in Deutsche und Französische. Der Unterschied der genannten Confessionen dürfte in den Gemüthern halb unbewußt noch ein tieferer sein, als es bei dem freundlichen Verhältniß der Gemeinden untereinander zunächst den Anschein haben könnte. Ich meine dies so, daß zwar nicht viele sein möchten, welche die Differenz des Lutherschen und reformirten Lehrbegriffs sich noch gegenwärtig mit Bestimmtheit entwickeln könnten, die aber nichtsdestoweniger der Sache nach in ihrer Auffassung des Christenthums sich noch immer jenen Lehrbegriffen gemäß verhalten. Die Hauptpuncte sind darin bekanntlich die Prädestinations- und Abendmahlslehre. Es wird bei uns

Niemanden einfallen, Jemand für unselig zu halten, der in diesen Dogmen von seiner Ansicht abweicht. Ob ich das Abendmahl in dem mystischen Sinne genieße, daß ich darin mit Christus als dem Gottmenschen mich unmittelbar, ganz und gar, leiblich und geistig vereinige, oder ob ich darin nur einen mnemonischen Act feiere, mich an Christus, an seine Stiftung der wahren Religion, an seine Aufopferung u. s. f., zu erinnern, dieser Unterschied ist kein Grund mehr, mich als einen Häretiker zu verfolgen. Allein bei den Einzelnen wird immerfort die eine oder die andere dieser Aneignungsformen hervorstechen und darin sich das Wesen der Luther'schen oder reformirten Kirche zeigen. Aehnlich ist es mit der Prädestinationslehre. Ueber diese wird man freilich bei den Männern unseres Jahrhunderts, in denen die Reflexion so übermächtig ist, nur in seltenen Fällen, bei außerordentlichen Veranlassungen, Beobachtungen anstellen können. Allein bei den Frauen wird öfter Gelegenheit dazu sein. Ohne daß nun den Ausdrücken nach der Prädestinationsglaube in seiner ganzen Abgrundlosigkeit aufklaffte, wird man in milderen Formen, in weicheren Wendungen auf ihn stoßen. Es ist das Glück und Unglück, was über den Menschen verhängt ist; so fängt das Gespräch an. Aber Glück und Unglück haben auch mit unserm Thun

und Lassen einen Zusammenhang und da ist es denn, wo man auf die Qualität des Handelns, auf das Gut- und Böseſein stößt und dann wohl die Reflexion damit den Schluß machen hört, es sei beinah, als ob Gott diesen oder jenen Menschen dazu verdammt habe, zu sündigen u. s. f.

Die Deutsch reformirte Gemeinde ist die stärkere. Es ist merkwürdig, daß bei ihr der Abendmahlcultus außerordentlich tief gewurzelt ist. Außer an den kirchlichen Hauptfesten wird das Abendmahl jeden Monat einmal gefeiert und gefeiert mit einem Zuströmen, mit einer Innigkeit, mit einer durchdringenden, alle Endlichkeit im Gemüth auflösenden Rührung, daß man hier lebhaft vor Augen haben kann, wie sehr das Christenthum seine Totalität in einer jeden seiner Formen herstellt. Wenn man diesen Gesang hört, wie er mit der reinsten Andacht und Demuth erklingt, diese Mischung von stiller Würde und Zerknirschung sieht, mit welcher Männer und Frauen vor den Tisch des Herrn treten, die thränenfeuchten Augen, die verklärten Züge, mit denen Jeder wieder seinem Platze zugeht, so muß man sich sagen, daß Christus mitten unter ihnen ist, daß sie seinen Leib genossen, sein Blut getrunken haben. Es ist natürlich, daß in der Bewegung des Gemüthes die Reflexion von dem Menschensohn zum Gottessohn, vom Gottessohn

zum Menſchenſohn hin und her geht, aber im Gemüth ſelbſt hebt ſich dieſer Unterſchied auf.

Die Franzöſiſch-reformirte Gemeinde iſt die an Zahl bei weitem kleinere und wird allmälig ganz Deutſch werden, ſo daß nur noch der Name als Unterſcheidungsmerkmal und die Namen der Gemeindeglieder, Touſſaint, Droz, Jaquet, Detroit u. ſ. w. als Erinnerungszeichen bleiben werden. In Verſuchen, die Franzöſiſche Gemeinde mit der Deutſchen zu verſchmelzen, hat ſich ſchon die jetzige Unbedeutendheit des Franzöſiſchen Elementes gezeigt. Jedoch iſt es in den älteren Gemeindegliedern noch zu ſtark und es ſind daher ſolche Vereinigungstendenzen noch immer zurückgewieſen, wobei allerdings auch die Vermögensverhältniſſe beider Kirchen manche Schwierigkeiten bereiten. Das allmälige Abwelken des Franzoſenthums erſcheint ſchon äußerlich darin, daß nur immer am dritten Sonntag Franzöſiſch, die beiden andern Sonntage Deutſch gepredigt wird; darin, daß an den letzteren die Kirche ſtets ſehr beſucht, an jenem aber ziemlich wüſt und leer iſt; darin, daß ein Theil dieſer wenigen Beſucher nicht zur Gemeinde gehört, ſondern aus Neugierigen, aus Studenten, aus Candidaten beſteht, welche denn doch auch einmal eine Franzöſiſche Predigt hören wollen; darin endlich, daß

die Confirmationsrede, wodurch die Gemeinde den jungen Nachwuchs sich einverleibt, daß das Bekenntniß, was die neuen Gemeindeglieder ablegen, daß die Prüfung, der Unterricht, der Leitfaden, der dabei zu Grunde gelegt wird, Deutsch sind. Eine solche Gleichgültigkeit der Gemeinde selbst gegen das Französische läßt daher dies mehr als eine Reliquie behandeln, die allerdings bei manchen Gelegenheiten zärtlich geliebkos't wird. Und doch wurde sogar bei dem hundertjährigen Jubiläum, welches die Kirche vor einigen Jahren feierte, die Festpredigt Deutsch gehalten; Erst bei dem Mittagessen, wozu die Gemeinde bei dieser Gelegenheit sich im Bork'schen Garten versammelte, wurden Französische Lieder gesungen und Französische Toaste ausgebracht. Die Hauptsubstanz war begreiflicher Weise die Erinnerung an das Märtyrerthum der Reformirten. Im Cultus ist ein wesentlicher Unterschied von der Deutschreformirten Gemeinde, daß die Communion, wie das Abendmahl sehr charakteristisch genannt wird, nur alle Vierteljahr gefeiert wird, welche Seltenheit die Intensität des Genusses vielleicht noch steigert.

Ein Gebrauch herrscht in dieser Gemeinde, der mich immer verletzt hat. Wenn der Gottesdienst sich schon völlig abgeschlossen und der Pastor (pasteur, nicht Prediger) den Segen gesprochen

hat, der gewiß selten einen Menschen unergriffen läßt, so sagt er noch: „Gehet hin und vergesset nicht, Euren nothleidenden Brüdern wohlzuthun.“ Ja er setzt wohl noch, die Werkheiligkeit auffächelnd hinzu: „denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“ Die reformirte Kirche belästigt nicht während der gottesdienstlichen Feier mit der abscheulichen Einsammlung des Klingbeutelpfennigs oder mit dem Umherschicken silberner, wohl gar offener Sammelschaalen, bei denen der Nachbar mir auf die Finger sehen kann, ob ich einen schlichten Pfennig oder einen halben Gulden hinwerfe; am wenigsten unterbricht sie die Andacht durch eine Wiederholung dieser Besteuerung, wie in so manchen hiesigen Luther'schen Kirchen zu meinem großen Aergerniß geschieht, weil ich über dem Bereithalten der Spende, über dem Erwarten, ob die Reihe nun an mich kommt, über der Sorge, ungeschickt zu sein und mein Scherflein an die Erde zu werfen, ganz aus der eigentlich religiösen Stimmung herausschwanke. In der reformirten Kirche erwarten uns die Anciens, die Presbytern, mit Büchsen am Ausgang. Rechts und links steht einer. Diese Sitte ist sehr löblich. Auf ein blos stummes Opferbecken, das in keiner Kirche an den Thüren fehlt, scheint man in der That sich nicht verlassen zu können, will man nicht den zu Reparaturen, zur Armenpflege, so nöthigen Einnahmen ein zu gro-

des Deficit bereiten. Das lebendige Menschenauge, die mit der Büchse vorgestreckte Hand mahnen energischer. Allein dabei sollte es auch sein Bewenden haben und man müßte der kirchlichen Sitte vertrauen, daß der Herausgehende, noch erfüllt von dem Eindruck des Cultus, nicht versäumen werde, nach Kräften wohlthätig zu sein. Ihm aber nach jenem höchsten Culminationspunct, dem göttlichen Segen, noch diese practische Anweisung zuzurufen, scheint mir zu sehr das Almosen zur Pointe des Gottesdienstes zu machen.

Die übrigen Kirchen der Stadt sind Lutherʼsche: Schloß, Löbenicht, Collegium Fridericianum, Sackheim, Tragheim, Alt- und Neuroßgarten, Altstadt, Dom oder Kneiphof und der Haberberg. Außerdem haben sich allmälig noch die Festungskirche, die Waisenhaus- Hospital- und Zuchthauskirche selbstständig entwickelt. Der Garnisongottesdienst wird in der Schloßkirche abgehalten und es ist schon mehrfach versucht worden, das Local der Französischen Kirche, falls diese mit der Deutschreformirten sich vereinigte, dafür zu gewinnen, damit die Störungen der Schloßgemeinde, die aus diesem Umstand erwachsen, wegfallen. Ueber die Zuchthauskirche und die dem Hülfsprediger mitüberwiesene Inquisitoriatskirche kann ich hier eine Bemerkung nicht unterdrücken. Der Posten an derselben wird als

ein Interimisticum betrachtet, den man zwischen der Candidatur und einer eigentlichen Gemeindepfarre verwaltet. Er ist daher gewöhnlich von jungen Geistlichen bekleidet und nur spärlich, wenn ich nicht irre, nur mit hundert Thalern, dotirt. Ein junger Geistlicher aber, auch wenn er talentvoll und eifrig ist, predigt noch zu sehr aus seinem dogmatischen System heraus. Er hat noch nicht genug gelernt, die Allgemeinheiten desselben antropologisch, empirisch zu individualisiren. Er hat noch keine hinreichende Kenntniß des Bösen in seiner actuellen Existenz. Und obendrein ist nun der Gehalt in der That so ärmlich, daß er nicht wohl anders kann, als die Woche über durch anderweite Beschäftigung, durch Stundengeben, Vorlesungen Halten, sich ein Einkommen zu schaffen. Mir scheint dies Verfahren falsch. Gerade hier müßte ein Geistlicher fixirt sein, der aus der Religion der Verbrecher ein eigenes Studium machen könnte, der sich mit dem Aberglauben, mit den mannigfaltigen Formen des bösen Gewissens, mit den seltsamen Maskirungen, worin sich bei den Böswichtern die ächte Religiosität oft verhüllt, einließe und die Verbrecher, die aus Leichtsinn, aus Uebermuth und Schwäche fehlten, von den verteufelten Subjecten, die mit Ueberlegung, mit planmäßiger Bosheit, ja mit Freude am Bösen sündigten, nach allen Graden unterscheiden lernte.

Nur als der intime Seelsorger dieser Unglücklichen würde er auch wahrhaft ihr Prediger sein können. Aber alle acht Tage ihnen die segenvollen Lehren des Evangeliums im Allgemeinen, wenn auch noch so herzlich, verkündigen, hilft diesen Leuten zu wenig. In vorübergehender Aufwallung genießen sie auch wohl das heilige Nachtmahl, bleiben aber ohne rechtes Verständniß ihrer Geistesgestalt. Wenn wir die Gefängnisse nicht mehr nur als den Kloak der Gesellschaft betrachten, in den wir die faul gewordene Menschenmaterie stürzen, um uns ihrer als eines unverwärtigen Daseins zu entledigen, sondern auch hier das Böse mit Gutem zu überwinden trachten, wird es auch mit solchen Predigerstellen anders werden. Wie viel Geld geben wir nicht zu Vorbereitungen aus, uns gegen äußere Feinde zu schützen, die mit Bajonett und Kanonen gegen uns anrücken — und wie wenig verwenden wir verhältnißmäßig auf die Bekämpfung unserer inneren Feinde, auf die Umbildung negativer Elemente, die im Organismus unseres socialen Lebens die gefährlichsten Eiterbeulen auftreiben. Wie viel Kraft, könnte man sagen, widmen wir dem Haß, und wie wenig der Liebe. — Aehnliches, wie über die Zuchthauspredigtstelle ließe sich auch wohl über die des Irrenarztes sagen, der auch nur ein Annuum von etwa zweihundert Thalern ge-

nießt. Indeſſen enthalte ich mich jetzt, auf dieſe Materie einzugehen, da unſere Landſtände ſich mit ſo warmem Eifer derſelben angenommen und eine Neuorganiſation namentlich auch den Aufbau eines paßlicheren Hauſes in einer geſunderen Localität zu Heilsberg beſchloſſen haben.

Ich habe die Königsberger Kirchen, Luther'ſche genannt, denn ich glaube, daß im Durchſchnitt noch der Luther'ſche Katechismus und die Augsburger Confeſſion das Fundament ihres religiöſen Bewußtſeins ausmachen. Wir bedienen uns jetzt des Ausdrucks *evangeliſch*, um das Andenken an die Spaltung der proteſtantiſchen Kirche in eine reformirte und Luther'ſche vergeſſen zu machen. Die *Union* iſt auch in *ſocialer* Beziehung eine unabweisliche Nothwendigkeit unſerer Zeit geworden. Sie iſt der größte Schritt der Deutſchen Kirche, die Toleranz nicht blos als ein *Ignoriren* der confeſſionellen Differenz zu behandeln, ſondern die in der That vorhandenen Gegenſätze gründlich aufzulöſen. Die Union iſt als *ireniſches Problem* wichtig. Und gewiß hat der Geiſt die Auflöſung in ſich ſchon vollbracht, aber es handelt ſich darum, ſie auch zu faſſen und *für das Bewußtſein darzuſtellen*. Die Dogmatiken unſerer Tage zerarbeiten ſich an der Löſung dieſer Aufgabe, denn keine einzige von ihnen iſt Luther'ſch oder reformirt, ſondern jede will aus

der Sache selbst, im Grunde also philosophisch, zu ihrem Begriff kommen und sucht in den symbolischen Büchern der Luther'schen und reformirten Kirche nur Bestätigung, geht aber nicht mehr von ihnen aus. Dieses Streben, uns unseres dermaligen, factisch bereits vorhandenen, wiewohl noch unsicheren, erst werdenden religiösen Lebens entschieden bewußt zu werden, würde der empfindlichste Abbruch geschehen, wenn man, wie die Hengstenbergische evangelische Kirchenzeitung thut, die Union so fassen wollte, daß wir dieselbe bereits in der Luther'schen Kirche besäßen, also nicht nur bei derselben zu verharren hätten, wie sie jetzt besteht, sondern, da im Lauf der Zeit so manche Veränderung nicht hat ausbleiben können, immer mehr auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückgehen müßten. Hengstenberg hat dies so ausgedrückt: Die Luther'sche Kirche macht nicht Union, sie ist Union. Alles, was bisher für eine Eigenthümlichkeit der reformirten Kirche gegolten hat, soll auch in der Luther'schen sich finden, allein nicht dies nur, sondern auch das Plus, wodurch die einseitige, somit relativ unchristliche Verstandesbildung derselben corrigirt und mit einer höheren, der Wahrheit entsprechenderen Fassung vereint werde. Diese Wendung Hengstenbergs ist auffallend, da er früherhin die Luther'schen Separatisten, Scheibel, Guerike, Wehr-

hgn u. ſ. w. heftig bekämpft hat, während er doch in ihnen die höchſte Blüthe der Gegenwart hätte erkennen müſſen. Auf kirchlichem Gebiet würde nun eine ſo forçirte Lutheraniſirung gerade daſſelbe ſein, wie wenn man auf dem politiſchen die alte Reichsverfaſſung wieder als die alleinſeligmachende zurückführen wollte. Ich kann mich hier nicht auf Unterſuchungen einlaſſen, die ich anderwärts ſchon geführt habe, will aber noch an ein ſo eben auch in das Holländiſche überſetzte Buch erinnern, das mir vortrefflich dazu gemacht ſcheint, ſich über den wahren Controverspunct, alſo auch über den wahren Unionspunct der beiden Kirchen zu belehren, nämlich: Die religiöſe Eigenthümlichkeit der lutheriſchen und reformirten Kirche von Max Grebel, Bonn 1837. — Wollte man die Agende als poſitiven Ausdruck der Union anführen, ſo würde man ſehr fehlgreifen, da ſie ohne ein tieferes Princip nur ein ziemlich unorganiſches Aggregat von Gebeten und Antiphonieen iſt, gegen welches als religiöſes Kunſtwerk einerſeits die plaſtiſch dramatiſche Abrundung der katholiſchen Meſſe, anderſeits die lyriſche Innigkeit des Altargebets der Reformirten unendlich voranſteht. Dieſe innere Haltungsloſigkeit iſt ja auch der Grund geweſen, weshalb das Preußiſche Cultusminiſterium zuletzt die Agende nur als ein Motiv für die Weiterbildung eines liturgiſchen Elementes anſah, deſſen

Individualisirung ein Recht der Gemeinde sei. Man kann auch beobachten, wie sehr Viele die Agende als einen nicht wesentlichen Theil des Cultus betrachten, indem sie in die Kirche erst nach ihrer Beendigung eintreten.

Sollte ich nun aber die evangelischen Kirchen Königsbergs näher charakterisiren, so würde ich mich in ein fast endloses Detail einlassen müssen. Ich glaube aber, die Schichten der religiösen Bildung, wie oben angegeben, folgendermaßen fassen zu können. Es unterscheiden sich Altgläubige, Aufgeklärtgläubige, Modernglaubige und Straußianer. Die Altgläubigen sind die älteren Personen und diejenigen aus dem Volk, die noch wirklich eine unbefangene Rechtgläubigkeit ohne alle Kritik in sich hegen. Sie glauben noch ohne Bedenken an die Dreieinigkeit, an die Wunder, an die Satisfactionstheorie, vielleicht auch noch ernstlich an Engel und Teufel, obwohl dieser letztere Glaube nach meiner Erfahrung mit aufrichtiger Hingebung ohne den Selbstbetrug des gelehrten Verstandes oder der schwärmenden Phantasie, in unserer Gegend fast nur bei dämonisch Kranken in Irrenhäusern vorkommt. Hier hat er dann seine vollste Lebhaftigkeit. Die Kranken haben den Teufel nicht nur als Persönlichkeit vor sich, sondern empfinden ihn auch in sich. — Diese kindlich gläubigen Menschen der alten Zeit bewah-

ren auch noch die ältere kirchliche Sitte. Sie lesen noch zu festgesetzten Zeiten in der Bibel, singen Sonntags aus dem Gesangbuch auf ihrer Stube, halten sich eine kleine Hauspostille, ein Gebetbuch, den Arnd, Bogatzky u. s. w., lesen den Morgen- und Abendsegen. In der Kirche sind diese Leute sogleich an der Sicherheit zu erkennen, womit sie sich bewegen. Alles ist ihnen geläufig. Die Bibelstellen, welche der Prediger citirt, werden von ihnen auswendig gewußt und oft leise nachgewispert. Eben so die herkömmlichen Gebete. In den Melodieen sind sie fest und kennen genau die Intonationen des Orgelspiels. Bei dem Namen Jesu neigen sie sich. Alles, was mit der Kirche zusammenhängt, Trauen, Taufen und Begräbniß, gewährt ihnen große Unterhaltung, besonders den Frauen. Stirbt Jemand, so legen sie ihm eine Bibel auf das Haupt, ein Gesangbuch unter das Kinn. Diese Altgläubigen sind durch die ganze Stadt zu finden, am meisten aber auf dem Haberberge, alten und neuen Roßgarten und Tragheim. In der Altstadt machen sie nur einen Theil aus und sind schon mit vielen andern Ingredienzien versetzt. In allen diesen Kirchen wird auch während der Woche häufig Gottesdienst und Abendmahl gehalten. Eine eigene Sitte sind hier noch die doppelten Klappbänke in den Frauenstühlen. Während der Liturgie

sitzen die Frauen dem Altar zugewendet und verharren so lange, bis der Prediger auf der Kanzel die Einleitung gemacht und mit dem Vaterunser beendet hat. So lange dreht ihm das weibliche Personal den Rücken, bis es dann, mit einemmale sich erhebend, krachend den einen Sitz niederklappt und den andern aufschlägt. Noch eine Eigenheit ist die lange Dauer des Gottesdienstes. Es wird sehr viel gesungen und sehr viel gepredigt; unter zwei Stunden mindestens geht es nicht ab. Ueber Mangel an Besuch darf sich gewiß kein Geistlicher dieser Gemeinden beklagen.

Die Aufgeklärtgläubigen sind die Rationalisten, die Deisten, die Kantianer. Sie hängen dem Christenthum als der menschenfreundlichsten Religion an. Sie verehren in Christus das Ideal der reinsten Sittlichkeit, befleißigen sich einer sorglichen Selbsterkenntniß, folgen der Stimme ihres Gewissens und legen auf das Praktische das Hauptgewicht. Das epische Moment des Christenthums tritt daher bei ihnen gegen das didaktische und lyrische zurück. In der Vorstellung der religiösen Geschichte als solcher finden sie keine Befriedigung mehr. Sie müssen ihr etwas für sich selbst abgewinnen, sie müssen ein ethisches Resultat zur Weiterbildung ihrer Moralität daraus ziehen können und oft erstaunt man über die feinfädige Casuistik, die sie an eine Bibelstelle, an

ein Evangelium anknüpfen. Dieſe Chriſten des rechtſchaffenen, in Betreff des Buchſtabens mit Bewußtſein ſorgloſen, Lebenswandels ſind im Dom, im Sackheim, in der Collegienkirche und auf dem Gipfelpunct einer dialektiſch kunſtvollen, gemüthlich vielſeitigen Ausarbeitung im Löbenicht zu finden. Wenn man in den Kirchen der Altgläubigen noch eine breite Ausmalung der bibliſchen Geſchichte findet, eine anſchauliche geographiſche oder hiſtoriſche Auseinanderſetzung, Zeichnung der Charaktere, Ausdichten ihrer Verhältniſſe, ja ein apokryphiſches Fortſetzen deſſen, was in der heiligen Schrift darüber nur angedeutet iſt, ſo geht hier bei der Predigt Alles auf die moraliſche Befruchtung des Herzens und die Geſchichte wird nothwendig, bis auf einige Unumſtößlichkeiten, allegoriſirt. Und wenn in jenen Gemeinden der Wortvorrath ein ſtereotyper iſt, wenn der enge und breite Pfad des Lebens, wenn das Fleiſch und der Geiſt, das Licht und die Finſterniß, das unordentliche Leben der Welt und das Herumholen aus ihm u. ſ. w. eine große Monotonie erzeugen, wenn die Einflechtung von Geſangbuchverſen beliebt und in der Periodik der Satzbau des Gebets vorwaltend iſt, ſo herrſcht hier ein Streben nach geſchmackvoller, immer abwechſelnder Diction, weil die Heilsordnung nicht nur im Allgemeinen, vielmehr mit der ſubtilſten Entwickelung in das Beſondere hin vorgetragen

und eine Sünde nicht nur überhaupt genannt und bekämpft, sondern psychologisch anatomirt wird.

Den Gegensatz zu den Aufgeklärtgläubigen wie zu den Altgläubigen machen die Modern-gläubigen aus. Dies sind nämlich Aufgeklärte, die gern in alter Weise gläubig sein möchten. Sie gehen aus der Skepsis an der Wahrheit der Aufklärung hervor. Durch Lectüre, durch Umgang, durch erschütternde Erlebnisse, durch gemüthliches Bedürfen sind sie gegen die Religiosität der bloßen Moralität eingenommen. Sie haben eine Sehnsucht nach einer gewissen theogonischen Speculation, nach einer Poesie der Anschauung und empfinden daher die Religion des Herzens als eine Auszehrung des Gemüths. Immer soll der Mensch sich anstrengen, die Pflicht um ihrer selbst willen zu erfüllen, immer die Tugend lieben, Achtung vor dem Gesetz und vor sich als einem zu seiner Erfüllung bestimmten Subject haben. Alles soll von ihm ausgehen. Wie wonnevoll erklingt einem Menschen, der sich mit diesem moralischen Kampf ohne Ende abmüht, das Evangelium, daß er sich von Gott solle lieben lassen, daß sein ganzes moralisches Thun nur Pelagianismus, also eine Häresie, Pharisäismus, also eine Niederträchtigkeit sei. Wie freundlich tritt ihm, der sich immer mit seinem Gewissen so einsam fand, ein Heiland zur Seite, der zwar

auch recht ſtrenge Forderungen macht, aber auch ſo gütig, ſo nachſichtig, ſo verzeihend, ein Freund der Sünder iſt. Ach, wie wird das Herz ſo weich bei dieſer Vorſtellung, wie ſchwindet der Pflichtrigorismus als ein finſterer Alpdruck vor dem gnädigen Herrn Jeſus, der nun von ſeiner lieben Seele nicht wieder laſſen will. Und dazu kommt denn wohl noch der Umgang mit andern „lieben" Menſchen, die es auch erfahren haben, wie troſtlos der Troſt des bloßen Gewiſſens iſt, da es im beſten Fall uns anzuklagen immer etwas bereit hat und die nun auch durch die zuvorkommende Liebe des Herrn und durch eine Wiedergeburt aus ſeinem Geiſt beſeligt ſind.

So weit geht der Menſch wie in einem bräutlichen Rauſch von der Aufklärung zum Glauben über. Allein 1) kann er die Moralität nicht mehr in ſich verleugnen und, indem er ſie doch zugleich nicht mehr als das Höchſte in ſich anerkennt, entſteht bei gar Manchem eine Verſtellung. Er hält nämlich, etwas für eine Sache des Glaubens, für ein Product ſeines neuen Lebens, was in der That die alte Moralität iſt, nur daß ſie ihre ſtolze Einſamkeit aufgegeben hat und geſellig geworden iſt. Die Werkheiligkeit, ſo unendlich vom Glauben verpönt, kehrt nun erſt recht ein und der Phariſäismus, im Namen Jeſu feſtgewurzelt, treibt nun erſt breite

Aeste. Man geht nicht in das Theater, spielt nicht Karte, trinkt keinen Rum im Thee, enthält sich aller Cynismen, vermeidet alle schlechte Gesellschaft; schlecht aber ist jede, die nicht in diesem Sinne gläubig ist. Auf diese Puncte wird nun mit Rigorismus gehalten und wenn man z. B. Sonntags in der Kirche gefehlt hat, wird es sogleich bemerkt und gerügt. 2) Indem man doch einmal davon weiß, daß an der Trinität, an den Wundern, an der juridischen Genugthuungslehre gezweifelt ist, steigt der Gedanke, daß es sich doch anders verhalten könne, als man glauben möchte und glauben soll, wie ein Gespenst immer von Neuem auf. Man möchte den Gedanken ermorden, um Ruhe zu haben, allein er stellt sich immer wieder her. Selbst das Gebet zu Gott, uns von ihm zu befreien, hilft nicht und gräßlich genug schleicht sogar in das Beten der Zweifel ein. O wäre doch nie die Aufklärung in die Welt gekommen! Läßt man sich auf das Denken unbedingt ein, so weiß man nicht, wohin das führen kann, denn Redlichkeit der Forschung darf man einem Spinoza, Kant, Schleiermacher doch nicht absprechen. Ganz ohne Denken, was am Bequemsten wäre, geht es auch nicht, denn man muß doch gegen die Polemik des Unglaubens Verstand zeigen. Man ist zu gebildet, sich eine sancta simplicitas vorwerfen

zu lassen. Es kommt also auf ein bedingtes Denken an und dies ist die zweite Verstellung. Man denkt nämlich nur insofern, als nothwendig ist, das Denken wegzudenken und den reinen Glauben übrig zu lassen. Das Denken wird in Bezug auf diesen lediglich apologetisch und alle Wissenschaft ist angenehm, sobald sie ein Rechtfertigungsmittel für die als wahr vorausgesetzte Orthodapie darbietet. Das active Denken ist aber als ein schwieriges Geschäft, zu dem viel Bildung gehört, wenn es mit einigem Erfolg betrieben werden soll, nur für wenige möglich. Die fromme Gemeinschaft beauftragt daher gleichsam Einige aus ihrer Mitte mit dieser fatalen Function. Diese müssen sich um Alles kümmern, was von den Freidenkern Heilloses gegen den Glauben und insonderheit gegen die Gläubigen vorgebracht wird und Reagentien dagegen aussinnen. Erscheint dann z. B. ein neues Buch von Strauß oder Feuerbach, so heißt es: „Ach, unser N. N. versichert, es sei gar nichts daran. Es sei das Alles schon von Andern und selbst besser gesagt; ein ungründliches Machwerk, das er leicht würde widerlegen können.“ Und dann ist man ruhig und mit der nöthigen Dosis Verachtung gegen die Gefahr gesättigt. Es entsteht endlich in solchen Kreisen eine erlaubte Literatur. Die von dem alten Glauben her befohlene, nothwendige ist die Lectüre der

Bibel. Außerdem aber darf man Arndt's wahres Christenthum, Bogatzky's Schatzkästlein, die Christoterpe, Albert Knapp's Hohenstaufen, Tholucks Stunden der Andacht, Menkens Auslegungen, Biernatzki's braunen Knaben, Steffens Novellen, Couards Predigten, Nelsons, des Missionars Biographie, das Barmer Wochenblatt und Hengstenberg's Kirchenzeitung, allenfall's, wenn man vielleicht seiner Stellung in der Welt halber, um Wissenschaft sich kümmern muß, die Berliner Jahrbücher lesen.

Man glaube aber nicht, daß die Modernglaubigen schlechthin jeden von sich ausschließen, der nicht die vorgeschriebene Lebensart führt. Nein, man ist tolerant. Manche wohlmeinende, treugesinnte, hochgestellte Personen, manche reiche adlige Dame, sind einmal, wie nun der böse Weltlauf ist, gezwungen, Karte zu spielen; so mancher fromme Beamte geht in das Theater, weil der ihm Vorgesetzte es noch besucht; so manches frivole Buch, z. B. Pückler Muskau's Schriften, worin sogar bestimmte Anzüglichkeiten auf den Glauben und die Gläubigen vorkommen, muß gelesen sein, weil in den Verhältnissen, worin man sich bewegt, vorausgesetzt wird, daß man damit bekannt sei und weil doch auch viel Weltkenntniß nebenbei daraus gelernt werden kann. Ja, da man den Teufel nur dann recht mit Nachdruck bekämpfen

kann, wenn man ihn gründlich kennt, so kann man selbst, mit gehöriger Gebetsvorsicht, Casanova's Memoiren lesen. Und so wäre denn freilich zu wünschen, daß auch das Tanzen aufhörte, weil es die Götzen der Eitelkeit und Wollust zu sehr nährt. Einstweilen jedoch muß man mit der „Schwachheit" der sonst verehrungswürdigen Fräulein von N. N. und der lieben, theuren „Junker Z. Z. noch Nachsicht haben, wenn sie noch die Bälle besuchen.

Diese Moderngläubigen, wie sie jetzt durch ganz Deutschland hin sich entwickeln, kommen allerdings nicht in einer bestimmten Gemeinde bei uns zusammen. Es sind mehr gesellschaftliche, aber keineswegs geschlossene Kreise, in denen sie mit einander verkehren, nicht Conventikel, allein etwas Aehnliches. Doch scheinen sie einige Prediger vorzugsweise zu besuchen, welche theils eine katheder-artige ruhige Belehrung geben und dadurch den Verstand der Bibel und der Dogmen fördern, theils durch eine blühende Sprache, durch ein leidenschaftliches Pathos, eine dithyrambische Ueberschwänglichkeit, imperatorische Zuversichtlichkeit imponiren. Solchem Sturm und Drang gegenüber sagt sich dann wohl der Einzelne, wie weit er es noch habe, bis die Wärme des Glaubens auch bei ihm in solchen Flammen sprühen könne, als hier von der Kanzel herabblitzen. Zu diesen Gläubigen

gehören besonders nicht wenige Beamte und es scheint fast, als setzte sich die Meinung fest, daß mindestens der Besuch der kirchlichen Hauptrepräsentanten für die bessere Carrière erforderlich sei, wie auch Unteroffiziere und Feldwebel schon den Mäßigkeitsvereinen beitreten, um bei Besetzung von Gensdarmen- Grenzwächter- und andern Posten eher berücksichtigt zu werden.

Den stärksten Gegensatz zu diesen werkheiligen und von dem Trieb der Erkenntniß insgeheim incommodirten Frommen bilden, um sie in Ermangelung eines treffenderen Namens so zu taufen, die Straußianer, welche, ohne persönlichen Zusammenhang, durch die Stadt hin zerstreut sind. Sie sind also weit davon entfernt, eine compacte Geselligkeit auszumachen. Sie kennen sich nicht, wissen nicht von einander, würden vielleicht Anstand nehmen, sich öffentlich zu Strauß zu bekennen, aber die Thatsache scheint mir unzweifelhaft, daß in Königsberg nicht Wenige sind, welche zwar weder in dem Leben Jesu noch in der Glaubenslehre wohl aber in dem Aufsatz Straußens: Das Bleibende und Vergängliche im Christenthum, ihr eigenes Glaubensbekenntniß wiederfinden. Justizcommissarien, Beamte, Kaufleute, Referendarien und Assessoren, mehre Officiere, Aerzte, einige Lehrer u. s. w. würden sich aller Wahrscheinlichkeit nach darin

begegnen. Die Negation der Trinität als einer Dreipersönlichkeit, des Wunderbegriffs und der Satisfactionstheorie würde einem pantheistischen Monotheismus, einem Industrieenthusiasmus und einem moralisch-rechtlichen Lebenswandel als dem positiven Inhalt des neuen Glaubens weichen. Ein eigentlicher liturgisch und homiletisch entwickelter Cultus wäre ihm daher vor der Hand noch gar nicht nothwendig, sondern bliebe im Innern des Herzens, in der Reinheit des Gewissens stehen. Die gute Praxis würde zunächst als der eigentliche Cultus gelten. Ob jedoch der Nichtglaube an Unsterblichkeit, mit welchem Straußens Dogmatik schließt, so allgemein von denen, die Ihm sonst beipflichten, angenommen werden würde, ist die große Frage, da eine moralische Lauterkeit auch ohne solche Entjenseitigung möglich sein muß. Man kann annehmen, daß das Drama der Geschichte sich hier ganz in sich abschließt und daß dennoch der einzelne Geist zu existiren nicht aufhört. Für die resignirte Moralität ist es vollkommen gleichgültig, ob es ein Jenseits gibt, aber eine theoretische Gewißheit folgt nicht aus dieser Gleichgültigkeit.

Aber nicht nur Straußianer, auch Straußianerinnen gibt es unter uns! Ein Buch, dessen Verfasser unter uns leben soll: Briefe an eine Dame über Straußens Christenthum, hat

besonders dazu beigetragen, die Frauen mit Straußens Rationalismus zu befreunden. Von den mystischen und wunderbaren Vorstellungen loszukommen, welche bei allem Wunsch, sie für wahr zu halten, durch die Aufklärung so sehr in Schach gehalten werden, ist Vielen eine wahre Beruhigung gewesen. Als Symbol allgemein religiöser Ideen finden sie dieselben Vorstellungen göttlich. Es versteht sich, daß sie das Leben Christi dabei nicht Preis geben. Ich besitze von einer Dame Verse, welche sie niederschrieb, nachdem sie sich mit Straußens Grundansichten bekannt gemacht hatte und welche den Beifall nicht nur vieler ihrer Schwestern, sondern auch Brüder haben würden. Für die Schilderung des religiösen Geistes unter uns scheint es mir wichtig, eine Probe davon zu geben:

1. Mein Stern.

Seht Ihr dort auf des Schädelberges Höh'n
Den Stern, der tröstend uns hinüberleuchtet,
Und könnt ihr seinen milden Glanz verstehn? —
O hebt den Blick, von Thränenthau befeuchtet,
Und fasset seinen Strahl in Euer Herz,
Er zieht die müde Seele himmelwärts.

Wie sie auch streiten um sein freundlich Licht,
Es leuchtet fort in ungetrübter Klarheit,
Das Wunder sinkt! — das stört die Liebe nicht,
Es bleibt sein Leben eine ew'ge Wahrheit,
Und nicht ein Gott, — doch göttlich groß und schön,
So hab ich meinen Heiland stets geseh'n.

In Demuth sink' ich vor der Größe hin,
In ihrem Anschau'n möcht' ich mich verlieren!
Ihm folg' ich willig mit ergebnem Sinn,
Als Leitstern soll er mich durch's Leben führen;
Der Weg geht dann gewiß zum Vaterhaus,
In Vaters Armen ruht sich's selig aus.

---

2. Religion.

Der Sehnsucht tiefstes, heiligstes Gefühl,
Es trägt uns über alle Erdenschranken
Empor zum höchsten ungemess'nen Ziel,
Und knüpft sich an den ewigen Gedanken.
Zu klein ist uns der Erde kindisch Spiel,
Wir suchen, was bestehet ohne Wanken;
Zu ihrem Urquell will die Seele steigen,
In Demuth sich vor ihrem Gotte neigen.

Der Name, den sie diesem Gott gegeben,
Er ist ein Spiel, wie aller Erdentand.
Vermag sie nur in seinem Geist zu leben,
So hat sie seinen wahren Sinn erkannt,
Und nur nach ihm geht fortan all' ihr Streben,
Sie fühlt sich mit dem Heiligsten verwandt,
Sie kann schon hier den Himmel sich erringen,
Ein magisch Band um edle Seelen schlingen.

In diesem Geiste sind wir alle Brüder,
Ob Brama, Jehovah, Allah unser Gott.
In welcher Sprache schallen unsre Lieder,
Uns alle treibt ein heilig Machtgebot,

In aller Herzen tönt es mächtig wieder,
Und schweigt nicht vor der Frevler rohem Spott,
Zwingt uns, in ird'schen Schmerzen und Entzücken
Empor zu einem höhern Sein zu blicken.

Die Liebe bindet, was die Form getrennt,
Warum, Ihr Brüder, noch um Formen streiten?
Zertrümmert stürzt die Form im Strom der Zeiten,
Wenn jedes Herz nur seinen Gott erkennt!
Einst wird das Herz, einst wird der Blick sich weiten,
Daß jeder ihn beim rechten Namen nennt!
Es kennt der Ewige gewiß die Seinen,
Und wird in Liebe sie um sich vereinen!

Solche Symptome sollten unsere Geistlichen beachten. Sie sollten daraus lernen, daß eine trockene Abfertigung der Strauß'schen Ansichten die so flinke, so tief eingedrungene, in allen Möglichkeiten geschäftige Reflexion unserer Zeit nicht befriedigt. Sie sollten bedenken, daß das einfache Urtheil, die mythische Auffassung Christi sei unbiblisch, nicht nachhaltig wirken kann, da Strauß selbst sich fortwährend auf die Bibel beruft. Noch weniger sollten sie auf die symbolischen Bücher sich berufen, denn nur die naiv Altgläubigen beugen sich noch dieser Auctorität und die Modernngläubigen geben sich Mühe, daran als an Inspirationen zu

glauben. Wer, außer den Theologen, liest denn wohl noch die Concordienformel und Confessio Augustana? Sehen wir nicht, daß zahllose Geistliche nicht mehr nach den alten Katechismen, sondern zum Theil nach selbstgemachten, zum Theil nach von andern verfertigten die Jugend unterrichten? Endlich sollten gerade unsere hiesigen Geistlichen erwägen, daß der deistische Rationalismus, welcher dem pantheistischen voranging, eben hier in Königsberg seine höchste Reife erlangt hat, hier also für Strauß schon geschichtlich ein fruchtbarer Boden ist. Zwischen Preußen und Schwaben besteht ein tiefer Zusammenhang. In der Diagonale Deutschen Lebens von Südwest nach Nordost bilden sich die Pole, die miteinander in geheimer Wechselwirkung stehen wie dies die Literaturgeschichte nachweisen kann. Wie nun Kant einst die Tübinger Theologen, Storr, Flatt, gegen sich in die Schranken rief, bis in Strauß doch der Rationalismus über den Supernaturalismus siegte, so schlägt nun Strauß gerade hier wieder mächtiger ein, als irgendwo. Mit Erstaunen habe ich im Kreise meiner beschränkten Erfahrung wahrgenommen, daß Preußische Gutsbesitzer einen ganzen Winter consequent Seite vor Seite von Strauß durchgelesen, durchgesprochen haben, ja nachher für ihre abweichenden Ansichten mit einander in Briefwechsel getreten sind.

Die Geistlichen sind bei uns, wie ich nicht anders glauben kann, aus dem wohlmeinendsten Interesse heraus, oft terroristisch gegen die Straußschen Lehren aufgetreten. Hier und da, eine Zeitlang wird dies wirken, aber nicht auf die Länge, denn die Freiheit der Forschung ist vom Protestantismus unzertrennlich. Wollten sich die Straußianer, was übrigens nzunehmen gar keine Thatsachen vorliegen, als Confessionen constituiren, so würde keine Macht der Erde sie daran hindern können. An Fanatismus, also auch an Freudigkeit, zu leiden, sich zu opfern, würde es ihnen so wenig fehlen, wie jemals einer bedrängten Secte. Die Hengstenbergische Kirchenzeitung hat diesen Punct oft in der Weise hervorgehoben, als zweifelte sie bei den Straußianern an dem Muth, irdischen Besitz, irdische Ehre für die Ueberzeugung in die Schanze zu schlagen. Sie irrt. Für viel untergeordnetere Dinge sind die Menschen standhaft in den Tod gegangen, immer aber löwenkühn, wenn es sich darum gehandelt hat, durch ihr Blut einem neuen Glauben Bahn zu brechen. Die Märtyrerpalme ist die süßeste. Wie noch jüngst erst die Prediger der Altlutheraner, von den Ihrigen getrennt, ihres Amtes entsetzt, im Gefängniß leidend, nur immer höheren Muth gewannen, so würde es auch bei den Straußianern sein.

Aber es steht zu wünschen, daß manche unserer Geistlichen das System der bloßen Abschreckung vom Strauß'schen Irrglauben in der Weise verlassen, daß sie durch wahrhafte theologische Bildung sich zur immer tieferen Einsicht in das göttliche Wesen des Christenthums bringen, um auf das in seiner Erscheinung Accidentelle keinen falschen Werth zu legen. Würde eine organisirte Verketzerung der Geistlichen und Gemeindeglieder unter einander bei uns und in Deutschland eingeleitet, so könnte man sich allerdings vorsehen, ob man nicht, wie bereits geäußert worden, damit die Fundamente zu einem zweiten dreißigjährigen Kriege legte und die Hetzer, Dränger, die inquisitorischen Hierarchen, die geistlichen Delatoren würden dann wie die frivolen Spötter bei Gott eine schwere Verantwortung haben.

Wir sind in Deutschland weit entfernt von der Französischen Abstraction, welche die Religion mit dem bürgerlichen und politischen Leben außer alles Verhältniß setzt. In den moeurs contemporaines, diesem unschätzbaren Spiegel des heutigen Französischen Volks, macht Jules Janin in dem Artikel la Dévote eine Schilderung des eigenthümlichen Zustandes der Franzosen, die ich für Liebhaber solcher Vergleichungen als negative Erläuterung unserer Zustände mit den Worten des Originals — denn die Uebersetzung müßte schon

viel Charakteriſtiſches vermiſchen — III. S. 149 hierherſetzen will: „Grace à Dieu, il n'est pas de revolution en cé monde, qui, à le bien prendre, n'ait en soi quelque chose de bon. La revolution de Juillet, par exemple, nous a delivrés à tout jamais d'un abominable fléau, qui menaçait de reparaître dans nos moeurs, je veux dire l'hypocrisie religieuse, la pire espèce de toutes les hypocrisies. Quand tous les honnêtes gens, qui croient encore en Dieu, et qui n'ont pas relégué l' Evangile avec les livres des philosophes, ont pu aller à l'église tête levée sans être soupçonnés d'ambition ou de flatterie, l'église s'est remplie, à toutes les heures du jour, d'une noble foule. Les honnêtes gens ne se sont plus cachés pour y venir. La religion catholique, n'étant plus protégée par personne, rentrait dans le droit commun, ou pour mieux dire, dans le droit divin. A nous aussi, puisque maintenant il est bien reconnu, que la loi est athée, puisqu'il n'y a pas de roi devot, de cour dévote, plus de congrégations religieuses, qui nous espionnent et qui comptent sur nos signes de croix, il nous est bien permis, de célébrer le type féminin le plus charmant qui se puisse présenter à l'étude et à l'observation des moralistes contemporains. Nous voulons parler de la dévote, oui, de la dévote elle — même, celle

la qui prie tout haut, qui fait le signe de la croix en plein jour, qui assiste loyalement à toutes les grandes scènes du culte catholique. Du temps de La Bruyère, quand on disait la dèvote, La Bruyère lui-même était obligé d'expliquer tout au bas de la page, quil parlait des faux dévots. Nous sommes plus heureux que La Bruyère, nous autres, nous ne connaissons plus les faux dévots. Aujourdh'ui, on est dévot où on ne l'est pas. A quoi bon affecter une vertu, qui est inutile, pour faire son chemin dans ce monde et qui est tout au plus supportée? Tartufe lui-même, de nos jours, s'il se présenterait dans une honnête maison, Tartufe serait chassé à coups de pied dans le ventre, au bout de vingt quatre heures, comme le plus sale et le plus abominable des coquins."

Außer den genannten Unterſchieden der Luther'ſchen Gemeinden, die in der Zeitfolge auseinander hervorgegangen ſind, die Aufgeklärten aus den Altgläubigen, die Moderngläubigen aus den Aufgeklärten, die Straußianer aus den Moderngläubigen, hegt unſere Stadt auch einige Secten im eigentlichen Sinn. Die Mennoniten ſind auch hier, wie in andern Theilen Preußens, zu finden, jedoch nicht in großer Anzahl. Es ſind ſtille, aber ſehr betriebſame Leute, von deren hinterhaltiger Klugheit, insbeſondere auf Pferdemärkten, hier viel originelle

Geschichten erzählt werden. Soll aber von diesen Anekdoten der eigentliche Humor nicht verloren gehen, so müssen sie plattdeutsch vorgetragen werden. — Gichtelianer, die vorzüglich den Jakob Böhme lesen und die bestehende Kirche etwas verächtlich ansehen, leben auch etliche hier. — Endlich sollte noch von den Ebelianern die Rede sein, die von den Zeitungen unter dem Namen Mucker umhergetragen sind und jetzt sogar schon im Brockhaus'schen Conversationslexikon einen eigenen Artikel erhalten haben. Indessen gerade, weil so viel darüber geschrieben ist, Gründliches wie Grundloses, will ich, da die Acten noch nicht zum letzten Spruch gelangt sind und von Seiten der Betheiligten noch vor Kurzem gegen alle Anschuldigungen in der Leipziger Zeitung öffentlicher und heftiger Protest eingelegt ward, diese Masse nicht vermehren. Ich beschränke mich daher auf folgende Andeutung. Ich habe den allgemeinen Charakter Königsbergs einerseits in eine elementarische Vollständigkeit, anderseits in eine kritische Verständigkeit gesetzt. Hieraus habe ich abzuleiten gesucht, wie die Phantasie es einigermaaßen schwierig habe, sich zu selbstständigen, größeren Gebilden zu entfalten, wenn dieselben nicht dem Lustspiel, der Didaktik, dem satirischen Humor zufallen. Ich habe hieran die Consequenz geknüpft, daß die Phantasie, um sich der

Ueberwachung des nüchternen Verstandes zu entziehen, auch wohl den Ausweg ergreift, sogleich von vorn herein Alles auf den Kopf zu stellen. Durch solche gewaltsame Emancipation bewirkt sie sich die Erlaubniß, der Wahrscheinlichkeit in ihren Compositionen auf das grellste widersprechen zu dürfen. Man kann es als ein psychologisches Gesetz ansehen, daß da, wo der Verstand und die Phantasie mehr neben einander stehen, die letztere mit der größten Verwegenheit in einer vom Verstand losgerissenen Herrschaft sich bewegt. Newton, der große Mathematiker, war ein abstruser Apokalyptiker; Davy, der scharfsinnige Chemiker, war von den abenteuerlichsten Träumen geplagt, die er sich aufschrieb und machte Gedichte; die Franzosen, die Pariser zumal, sind fast berüchtigt wegen ihrer Verständigkeit und sind zugleich die Mäcenaten jedes Schwindels; Fourier fängt ganz besonnen an und hört abenteuerlich auf. Aehnlich geht es uns hier in Königsberg. Wir sind sehr verständig, aber wir haben doch auch Phantasie. Soll nun die letztere nicht, wie bei Werner, auswandern, kann sie nicht, wie bei diesem, durch die Bühne sich noch eine Probehaltigkeit für die Tagesbeleuchtung schaffen, bleibt sie also local und zieht sie sich in sich zurück, so wird der Verstand in ihr grüblerisch, die

Phantaſie aber phantaſtiſch d. h. ſie ſucht nicht mehr ein Ideal in gegenſtändlicher Schönheit zu erſchaffen, ſondern befriedigt ſich in Seltſamkeiten, in Ausſchmückung von Einzelheiten, die anfänglich noch eine gewiſſe Verwandtſchaft haben, je länger je mehr aber ſich einander entfremden und in's Unbeſtimmte verfließen. Nur die tiefere Bildung kann vor dem Umſchlagen der extremen Verſtändlichkeit in die extreme Phantaſtik ſchützen.

Schönherr, der Stifter des ſogenannten Muckerthums, war nur ein halbgebildeter Mann. Den Verſtand intereſſirte er durch den Dualismus, den er zum Schlüſſel eines wahrhaften Verſtändniſſes der Bibel und des Chriſtenthums machte; für die Phantaſie aber ſtellte er die Auflöſung des Dualismus in einen paradieſiſchen Zuſtand hin. Denn der Dualismus hat nothwendig den Trieb in ſich, ſich ſelbſt in einer Einheit aufzuheben, worin ſeine von einander an ſich unabhängigen und doch als Correlate mit Nothwendigkeit auf einander bezogenen Principe ſich verſöhnen. Um nun aber die dualiſtiſche Welt zu negiren, wußte er nichts Beſſeres, als ſie ganz einfach untergehen, in der an einem jüngſten Tag plötzlich verſchwindenden aber den realen Keim der neuen enthalten ſein zu laſſen; — eine Wiederholung der Rettung Noahs

in der Sündfluth, wie er denn auch, was mir Augenzeugen erzählt haben, ein großes Schiff zu diesem Zweck erbauete, das aber, von Stapel laufend, das Unglück hatte, schon im Pregel zu versinken. Er selbst war das merkwürdige Subject, in welchem der Uebergang vom Alten zum Neuen gemacht werden sollte. Er umfaßte also zwei Welten und mußte die Macht haben, den Graus der Weltvernichtung unversehrt zu überdauern. Diese Macht theilte er denen mit, die sich ihm anschlossen. Je mehr durch einen eigenthümlichen Cultus die Vereinigung des männlichen und weiblichen Princips, des Lichtes und des Wassers, je mehr die Erkenntniß des nahen Weltunterganges, je mehr die Einsicht zunahm, daß er der Paraklet, der Verkünder des letzten Evangeliums sei, je mehr die unentzweiete Einheit realisirt wurde, um so leichter mußte der fürchterliche Moment, um den alle Schrecken der Hölle spielten, überstanden werden können.

Schönherr hatte in der bürgerlichen Gesellschaft keine äußerlich fixirte Stellung. Er konnte sich seinem Prophetenthum ohne Einschränkung, ohne persönliche Rücksicht hingeben. Er that dies bis so weit, daß er, ein schöner Mann, selbst in der Tracht sich von dem Gewöhnlichen aussonderte. Er war ein ächter

Schwärmer und für seine Schüler, wie besonders aus des verstorbenen Bujacks Mittheilungen in den Provincialblättern hervorgeht, hartnäckig, strenge, durchgreifend. Nun denke man sich, daß dies System, sein Cultus, seine stille Propaganda, von einem Manne aufgenommen wurde, der als ordinirter Geistlicher eine ganz bestimmte Stelle einnahm und durch sie in seinem Auftreten bedingt ward, der Schönherr an Bildung weit übertraf, der aber in den Naturwissenschaften vielleicht noch mehr Laie war, als jener und sich nun mit einer übelverstandenen Lectüre trüber Schriften aus der Schelling'schen Schule alle wahre Naturauffassung immer unmöglicher machte. Man denke sich, daß dieser Zweite nicht die unmittelbare Zuversicht hatte, welche dem ursprünglichen Begründer des Systems inwohnte, daß er aber durch künstliche Stützen sich allmälig in eine ähnliche Infallibilität hineinträumte. Man denke sich, daß dieser Mann seine Anhänger nicht barsch, sondern freundlich behandelte, daß er Schweigen, Bedenklichthun, Schmollen, Zurückhaltung als viel wirksamere Mittel des Herrschens erprobte und schon aus diesem Grunde solche unterscheiden mußte, die ihm ganz nahe standen, von solchen, die sich aus der gang und gäben Weltvorstellung in diese gemachte, paradoxe erst gemach

hinüber bildeten. Man denke sich, daß zartfühlende Menschen, voll Inbrunst nach dem Höchsten strebend, ihre Sittlichkeit, Heiligung in diesem Zusammenhang gleichsam garantirt fanden, daß sie in dem Kreise eines geheimen Wissens, einer geheimen Terminologie, geheimen Schriftauslegung die lüsterne Befriedigung schmeckten, welche in allem Mysterienkram die Menschen von je her gekitzelt hat. Man denke sich endlich geistreiche, gemüthvolle, aber romantisch verzerrte Frauen, die sich durch ihre hohe Stellung in der Gesellschaft, durch Reichthum, durch ächt religiöses Bedürfniß, durch gesellige Kraft in einem solchen Kreise nach und nach zu den eigentlichen Herrscherinnen aufwerfen, wenn sie auch mit Demuth den männlichen Mittelpunct als ihren Herrn anerkannten — dies Alles fasse man zusammen und man wird eines der interessantesten Phänomene der Kirchengeschichte vor sich haben, das Alles integrirt, was von gnostischen Theogonieen, von allegorischer Schriftauslegung, von seltsamster Vermischung des Sinnlichen und Geistigen, von glühender Hingebung für seine Ueberzeugung und von kluger Disciplin geheimer Gesellschaften jemals da gewesen ist.

Das Streben Königsbergs, für die Entwicklung der Phantasie, dieser Pandora so vieler Güter als Uebel, immer mehr Vorsorge zu

treffen, so wie namentlich die Oeffentlichkeit, die es immer mehr für das Gedeihen seiner Zustände als nothwendig erkennt, werden am Besten geeignet sein, solchen Abirrungen künftig vorzubeugen.

Druckfehler.

Seite	47	Zeile	7	v.	U.	ſt. welche lies welcher.
=	101	=	2	=	=	= invernale lies infernale.
=	132	=	6	=	=	= am lies im.
=	144	=	5	=	O.	= Schame lies Schanne.
=	155	=	12	=	=	ſchieb zwiſchen: daſſelbe und: auch: nicht, ein.
=	218	=	15	=	O.	ſt. ich lies ihn.
=	231	=	2	=	U.	= Convulut lies Convolut.
=	236	=	8	=	O.	ſetze hinter auch, ein Komma.
=	255	=	4	=	=	ſt. prankten lies prangten.
=	300	=	10	=	=	= antropologiſch lies anthropologiſch.
=	303	=	5	=	=	= Dieſes lies Dieſem.
=	304	=	13	=	U.	= Grebel lies Goebel.
=	312	=	9	=	O.	= Orthobapie lies Orthoborie.

Königsberger Skizzen

von

Karl Rosenkranz.

Zweite Abtheilung.

Danzig.
Verlag und Druck von Fr. Sam. Gerhard.
1842.

Zweite Abtheilung.

Inhalt.

Hippel's Grab.
Journalistik.
Das Schloß.
Das Theater.
Die Kirchhöfe.
Der Mäßigkeitsverein.
Das Gesinde.
Ein Morgengang am Bohlenwerk.
Fremde Schaustellungen.
Landschaftsmetamorphose.
Land- und Strandleben.
Pregelschlittenfahrt.
Kant's Haus.
Deutsche Gesellschaft.
Das Albertinum.

Hippel's Grab.

Wenn man vor dem Steindammthor gleich rechts den erſten Weg abbiegt, ſo kommt man in eine Allee, die nach einem viel beſuchten Gaſthauſe, nach Sprechan führt. Zur Linken dieſes Baumganges, nach rückwärts von der Chauſſée eingefaßt, befindet ſich ein wüſtes Stück Feld. Bäume ſtehen unordentlich darauf umher; Gras und Unkraut wuchert darauf; einige Grabhügel heben ſich hervor — zur Zeit der Cholera war dies ein Armenkirchhof. Dicht an dem Graben, der dieſen Kirchhof von der Allee ſcheidet, iſt ein großer ziemlich platt an der Erde liegender breiter Sandſtein bemerklich, über welchen mehre Bäume ihren Schatten hinwerfen und an deſſen Kanten einige Ziegen und eine Milchkuh gern das ſproſſende Gras abrupfen.

Unter dieſem Stein ruht Hippel.

Hippel! Welcher Primaner wüßte nicht von Hippel auf dem Abiturienexamen zu ſagen, daß derſelbe Jean Pauls und Benzel Sternau's Vorläufer geweſen und ein Buch, Lebensläufe in aufſteigender Linie, geſchrieben habe! Welcher Gebildete wüßte nicht, daß Hippel zu dem Triumvirat von Hamann und Kant gehört, wodurch Königsberg im vorigen Jahrhundert ſich für immer in die Deutſche Literatur claſſiſch einbürgerte! Welcher Königsberger wüßte nicht, daß Hippel, der Stadtdirector, der Polizeipräſident, ein ſonderbarer Mann geweſen, daß der Bohlenſteg auf den Hufen ſein Werk ſei! Dieſer Bohlenſteg der ſo ſchmal iſt, daß immer nur genau zwei Perſonen neben einander darauf wandeln können, bei Begegnungen alſo zur Verlegenheit gebracht werden, wer zuerſt dem andern die Höflichkeit erweiſen will, in den Staub oder Koth der Chauſſée niederzuſteigen, Eine humoriſtiſche Schalkheit des alten Hippel; dieſer Bohlenſteg, der noch jetzt ſo humoriſtiſch iſt, mit einer Blechbüchſe für ſich um Almoſen zu ſeiner Erhaltung zu betteln, auch wohl in der Zeitung einige Witze verſucht, ſein Leben zu friſten.

Aber wie viel Königsberg wiſſen wohl, wo Hippel ſchläft! Wie viele derer, die nach Sprechan gehen, Kaffee zu trinken, Billard, Karte, Domino zu ſpielen, wie viele wiſſen wohl, daß ſie

an seinem einsamen Grabe vorübergehen? Es ist so viel Wehmuth im Ruhme. Da der Ruhm nur Folge der Thaten sein kann, so kommt er gewöhnlich erst, wenn Gras über uns hinwächst. Es giebt nichts Schaaleres, als Menschen, die berühmt werden wollen. Man muß das Nothwendige, Vernünftige thun, wie man eben kann. Ist was Besonderes daran, so wird das Bewußtsein der Menschheit über das Verdienst nicht im Dunkeln bleiben und dies Begriffenwerden ist doch allein Ruhm. Gewöhnlich werden daher diejenigen berühmt, von denen ihre nächste Umgebung es am wenigsten erwartete, ja sie selbst finden sich eines guten Morgens, wie Byron, von ihrer Berühmtheit überrascht. Hippel schrieb ohne seinen Namen. Er wollte die Wirkung, die er äußern könnte, recht gründlich genießen. Und diese Anonymität hat ihn nun bis in sein Grab begleitet. Zwar steht sein Name auf der Steinplatte, allein der Graben läßt keinen Spaziergänger unmittelbar herantreten und so ist er der Verborgenheit humoristisch überliefert.

Durch die Huld des verstorbenen Königs von Preußen ist der Nachlaß Hippels an Büchern, Kupferstichen und Gemälden der Stadt Königsberg zum Geschenk gemacht worden und könnte manches Material zu einer weiteren Charakteristik des Besitzers liefern. Die vorzüglichsten der Gemälde sind

ausgesucht, restaurirt, gefirnißt, eingerahmt und als ein kleines geschlossenes Ganze unter dem Namen der Hippel'schen Sammlung dem hiesigen städtischen Museum einverleibt. Nur wenige Bilder hatten Monogramme oder sonstige Kennzeichen. Herr Stadtrath Degen, Herr Professor Hagen, Knorr und ich haben die Bestimmung der Bilder versucht und ich habe darnach im Katalog der letzten diesjährigen Kunstausstellung ihre Beschreibung gemacht. Es sind meist Niederländer oder Bilder in verwandtem Geschmack. Das Portrait Hippel's, ein ovales Brustbild in Lebensgröße, zeigt ihn in Perücke und rother Uniform mit sehr feinen Zügen, vollen Lippen, scharfer Nase, klugen Augen und schönen Brauen. Der Rest der Bilder war werthlos und bestand theils in ordinairen Portraits von Fürsten, Feldherrn, theils in Chinesischen und andern Curiositäten. Sie sind zusammengerollt nebst den Büchern und Kupferstichen der Magistratsbibliothek übergeben. Die Bücher, etwa 700 an der Zahl, habe ich durchzugehen noch nicht Muße gewonnen, die Kupferstichsammlungen aber hatte ich mehre Monate lang auf meinem Zimmer, wo sie, in großen Mappen aufgeschichtet, einen ganz eigenthümlichen dumpfen Geruch verbreiteten, und mich recht lebhaft an Hippel denken machten. Als für ihn charakteristisch erschienen mir an diesen Sammlungen folgende Puncte:

1) daß ſie von einem unverkennbaren Streben zeigten, nichts untergehen zu laſſen. Sie enthielten eben ſowohl Blätter von Dürer, Salvator Roſa, Stiche nach Bildern von Correggio, Raphael, Tizian, oft im größten Format, Chodowiecki's ſehr gute Portraitmappen, als auch wieder gewöhnliche Almanachkupfer, Arabesken, aus Büchern ausgeſchnittene Landſchaften, Stadtproſpecte, ja Büchertitel die von emblematiſchen Figuren eingefaßt waren, und ſelbſt Vignetten von Tabacks-papieren. Dieſer conſervative Geiſt iſt gewiß bezeichnend für Hippel. Ein Mann, wie er, konnte Alles brauchen. Aus Allem konnte er einen ſinnreichen Einfall, eine epigrammatiſche Pointe, eine neue Vergleichung, eine witzige Ueberraſchung herausleſen. Für ihn als humoriſtiſch-ſatiriſchen Schriftſteller hatte daher alles Material den Werth eines Anregungsmittels. Man weiß ja, welche künſtlichen Anſtalten Jean Paul für ſeine Excerpte machte, um immer einen großen Vorrath frappanter Combinationen ſchlagfertig zu haben. Zu ſolcher Technik mögen denn dieſe Sammlungen Hippel auch gedient haben, abgeſehen davon, daß er ein ſehr lebhaftes Schönheitsgefühl beſaß, welches auch in der Anſchauung als ſolcher Genuß fand.

2) Der comparative Trieb ſeines Geiſtes offenbart ſich in dieſen Sammlungen beſonders

darin, daß sie sehr viel Symbolik und Allegorie enthalten. Holländische Darstellungen von Martin de Vos sind namentlich viel darunter. Im Allemeinen zählte ich folgende in mannigfaltigen Ausführungen, groß und klein, gut und schlecht, vorkommende Allegorieen:

a) Die vier Elemente.
b) Die vier Jahreszeiten.
c) Die vier Welttheile.
d) Die fünf Sinne.
e) Der Triumph der Tugenden.
f) Der Triumph der Laster.
g) Die vier Facultätswissenschaften.

Bei der Breite, welche solche Darstellungen in der Hippel'schen Sammlung einnehmen, kann man auch daran denken, daß er nicht nur individuell das Geheimnißvolle, das Andeutende, Halbversteckte liebte, sondern auch wirklich Freimauerer war, durch welchen Umstand alle Symbolik für ihn ein doppeltes Interesse erhalten mußte.

3) Endlich spiegelt sich in den Sammlungen auch der Dualismus eines mystischen und eines faunischen Zuges, der in Hippel waltete. Da sind Bilder, welche das Leiden Christi auf das Grellste darstellen. Der Gebetskampf auf Gethsemane, die Verspottung durch die Kriegsknechte, das Ecce homo, die Kreuzigung und Kreuzabnahme sind unendlich oft da, aber nicht weniger

oft der Jubel des Bacchanals, Ares und Aphrodite, und der ganze Cyklus mythiſcher Erothik. Mit der Mater dolorosa wechſelt dann eine üppige Venus; mit der Jungfrau, welcher Gabriel das Heil verkündet, den Meſſias zu gebären, eine Danaë, die lüſtern den Goldregen in ihren Schooß aufnimmt, eine Ledą, unter dem zärtlichen Flügelſchlage des Schwans ſüß dahinſterbend. Hier die Hoheit des Erlöſers, welcher das Grauen des Todes am Kreuz überwindet und, wenn man das Blatt umſchlägt, ein Satyr, der mit böckiſchem Grinſen vor der Buſenfülle ſchlafender Nymphen athemlos daſteht. Hier die feierliche Erhabenheit des Abendmahls und gleich darauf eine jener wollüſtigen Schäferſcenen, welche Watteau mit ſo viel ſcheinbarer Decenz zu mahlen wußte. Beſonders häufig ſind die Darſtellungen von der Geſchichte des verlornen Sohnes. War es Geſchmack, war es Zufall, die meiſten mythologiſchen Bilder ſind in dieſer Sammlung theils von Martin de Vos, theils in ähnlicher Weiſe, worin das Kraftvolle der Rubens'ſchen Manier, das Fleiſch zu malen, in eine übermäßige Vollheit bis zum Wampigen fortgewuchert iſt. Und gerade ſolche Formen, keineswegs die vollendete Schönheit, haben etwas ſtechend Sinnliches. Man darf nur an Hippels Buch über die Ehe denken, um ſich zu erinnern, welch ein tiefer Kenner der weiblichen Schönheit

er war, wie erſchöpfend er über den weiblichen Buſen ſpricht, wie er eine Frau nur mit kleinen, zarten Nägeln heirathen will u. ſ. w., aber auch an eben dieſes Buch, um gewiß zu ſein, daß Hippel, ein Hageſtolz, für ſeine Phantaſie in ſolchen Bildern Nahrung ſuchte. Wäre ſeinem Schönheitsdurſt eine Bildergalerie, ein Antikenkabinet entgegengekommen, würde er ſich ſchwerlich mit ſolchem ängſtlichen Sammlerfleiße Werthes und Unwerthes aufgeſpeichert haben. Sit Tibi terra levis!

Königsberger Journalistik.

Das Journal ist eine jener Erfindungen, die man oft verwünscht und doch nicht entbehren kann. Man verachtet sie, man schimpft darauf, aber man duldet, man pflegt sie. Königsberg ist auf dem Wege, immer mehr Journale zu bekommen und, wenn dies ein Zeichen des Fortschritts sein kann, so muß man in der That an seine Progressivität glauben. Es existiren zuvörderst mehre Journalvereine. In den hiesigen Conditoreien werden ferner alle irgend renommirten Deutschen Journale gehalten, selbst Quartalhefte, wie die Cotta'sche Vierteljahrsschrift, die theologischen Studien und Kritiken von Umbreit und Ullmann, und wenn jetzt ein Primaner zum Conditor geht, so will er dort nicht Kuchen, Chokolade, Eis, Baisers naschen, behüte! — er will Journale lesen, vielleicht sogar das Gedicht, die Theaterkritik, die er selbst für

das Wochenblatt geschrieben. Königsberg producirt nämlich selbst Journale. Die Zeitung reicht einmal für die Neugier und Mittheilungslust nicht aus; die Gesellschaft hat noch so viel außer dem Nothwendigen auf dem Herzen, daß sie ein Organ dafür haben muß. Jede mittlere Stadt Preußens hat ihr Journal; Danzig sein Dampfboot, welches den Deutschen Unterhaltungsblättern nichts nachgibt, Memel sein Echo, Braunsberg sein Kreisblatt, Elbing seinen oft ausgezeichnet gut ausgestatteten Anzeiger u. s. w. Königsberg hat in diesem Augenblick folgende Journale:

1) Die Hartung'sche Zeitung von Staats- Kriegs- Friedens- und gelehrten Sachen.
2) Das Haberland'sche Wochenblatt.
3) Der Freimüthige.
4) Das Provincialkirchenblatt, welches in Quartalheften herauskommt.
5) Das Provincialblatt in monatlichen Heften.
6) Das Königsberger Literaturblatt.

Ob ich die Annalen des landwirthschaftlichen Vereins von Kreyssig hieher rechnen soll, weiß ich nicht.

Die Hartung'sche Zeitung enthält eigentlich vier Elemente. Zuerst gibt sie einen summarischen Bericht der wichtigsten Ereignisse im In- und Auslande. Dieser Bericht füllt normalmäßig die eine Hälfte des Bogens. Sechs solcher Bo-

gen erſcheinen die Woche hindurch. Bei außerordentlichen Gelegenheiten bringt ein Tag zuweilen eine Beilage. Die gegenwärtige politiſche Redaction zeichnet ſich durch umſichtige Auswahl der Artikel und durch Selbſtſtändigkeit aus. Sie bietet nicht blos einen abgekürzten Abdruck der Staatszeitung, ſondern zieht die andern Deutſchen Zeitungen zu Rath und deutet in Abbreviaturen jedesmal ihre Quelle an, eine, Gott ſei Dank, endlich bei uns faſt allgemein gewordene Sitte. — Der zweite Abſchnitt der Zeitung enthält den unterhaltenden Theil, zunächſt ein Potpourri, Allerlei benams't, worin ungefähr daſſelbe vorkommt, was die Journale jetzt kleine Chronik nennen. Doch iſt ein weſentlicher Unterſchied unſerer Zeitung, daß ſie auch das Praktiſche nicht vergißt. Wer lernen will, wie man ſaure Gurken gut und wohlfeil einmachen, den Milzbrand heilen, die Haare ſchwarz färben, Wanzen, Ratten und Sommerſproſſen vertreiben, ein gutes Kartoffelbier ſelbſt fabriciren, Aepfel den Winter hindurch vor Fäulniß bewahren kann u. ſ. f., der leſe dies inſtructive Feuilleton. Auch vergißt der gefällige Anordner dieſer intereſſanten Notizen nicht, uns zuweilen zu ſagen, welche Mode gerade in Paris herrſcht und die Schickſale auswärtiger Schauſpieler und Schauſpielerinnen kürzlich zu erzählen, wahrſcheinlich damit wir erfahren, warum ſie

nicht bei uns sind. An dies Musikgemälde schließen sich Kritiken von Concerten, Theater und Sehenswürdigkeiten, zuweilen auch von Büchern, erstere im Durchschnitt von Ferdinand Raabe, der seinem unerschrockenen Urtheil mit derselben Leichtigkeit Künstler als wilde Thiere unterwirft, letztere, die Bücheranzeigen, meist von Gönnern der Verfasser. — Der dritte Abschnitt der Zeitung enthält die Personalien der Abschiedscomplimente, des Verlobens, Verheirathens, Gebährens und Sterbens und der vierte die Anzeigen, sowohl die obrigkeitlichen, als die privaten.

Ich habe mich über den zweiten Abschnitt unserer Zeitung scherzhaft ausgedrückt, und es würde eine Kleinigkeit sein, diesen Ton bis zur sarkastischen Satire zu steigern. Allein ich muß zugleich bekennen, daß derselbe wirklich so viel leistet, als eine Menge der gewöhnlichen Unterhaltungsjournale. Man kann sich in den nichtpolitischen Neuigkeiten immer für ziemlich orientirt halten, wenn man dies bunte Allerlei nicht übersieht. Die eigentlichen Unterhaltungsjournale sind das Haberland'sche Wochenblatt und der Freimüthige. Jenes ist ein lange her bestehendes und leistet in Novellen, Gedichten, Kritiken des Theaters, der Kunstausstellungen, in Räthseln, Charaden, Anagrammen, Plänkeleien, Neckereien gerade eben so viel, als andere Deutsche

Journale, die nur das elegantere Aeußere voraus haben. Je leerer an wahrem Gehalt die meisten dieser Blätter sind, um so mehr wetteifern sie jetzt an Kostbarkeit der Ausstattung miteinander, gerade wie die Taschenbücher sich eine Zeit lang durch Kupfer- und Stahlstiche und Goldschnitt und blumenzarte Einbände den Rang abzulaufen suchten, bis sie plötzlich in ganz zierdelose Form umschlugen und sich nur auf die Novelle verließen. Denn die Novelle ist jetzt Alles. Der Freimüthige ist ein jüngeres Blatt, das sich durch die kaustische Tonart seines Styls und durch die Keckheit, mit der es auch den Personen auf den Leib rückte, Bahn gebrochen hat. Auch hat es den Anfang gemacht, von Zeit zu Zeit satirische Bilder zu liefern.

Das Provincialkirchenblatt wird von dem Consistorialrath und Hofprediger Oesterreich und dem Professor und Superintendenten Lehnardt herausgegeben. Es enthält Arbeiten zur provinziellen Kirchengeschichte, dogmatische und exegetische Untersuchungen, Verordnungen, Miscellen, Bücherkritiken, vorzüglich aber Aufsätze von praktischer Tendenz über Seelsorge, Krankencommunion, Umgang mit Geistlichen, Confirmandenunterricht, Gebetsverhöre u. s. w.

Das Provincialblatt unter der Redaction des Herrn Criminalraths Richter zum Besten

eines wohlthätigen Zwecks herausgegeben, ist ein eben so wohlfeiles als treffliches Journal, welches auf die vielseitigste Belehrung der Provinz über ihre Interessen hinarbeitet. Biographische Denkmale, naturhistorische Beiträge, Reiseausflüge, patriotische Ergießungen, Debatten über currente Vorurtheile, pädagogische Erörterungen, Fragen der Industerie und Agricultur und anhangsweise Kritiken machen den Inhalt aus. Sehr schätzbar sind die Mittheilungen, welche dies Journal von den öffentlichen Vorträgen macht, die bei besondern Gelegenheiten bei uns vorkommen, namentlich aber fast regelmäßig von den gediegenen Abhandlungen, die in den öffentlichen Sitzungen der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft von den Herrn Professoren Meyer, Dulk, Moser, Cruse, Sachs, Jacobi, Rathke, Burdach u. A. gehalten werden und mit dem größten Schmerz vermissen wir nur die Vorträge Bessel's, durch die er uns mit meisterhafter Popularität, so weit dieselbe möglich ist, von Zeit zu Zeit über die wichtigsten Probleme der physikalischen Geographie und Astronomie aufklärt.

Aus der bisher gemachten Schilderung geht hervor, daß die Politik, die Novität, die Unterhaltung und doctrinaire Belehrung bei uns journalistisch repräsentirt sind, daß aber die Kritik in den genannten Journalen nur eine zufällige,

untergeordnete Stelle einnimmt. Oft schon hat sich daher das Bedürfniß eines eigenthümlichen Organs für dieselbe geregt. In einer Stadt, in welcher so viel akademisch geschulte Beamte leben, worin drei Gymnasien und eine Universität sich befinden, muß, bei der weiten Entfernung von Deutschland, der Wunsch nach einem solchen oft sehr dringend sein. Professoren waren es daher auch, die schon mehrfach den Versuch solcher Zeitschriften machten. Hüllmann, Vater, Herbart u. A. gaben kurze Zeit ein Archiv heraus. Jüngere Professoren, v. Lengerke, Simson, Sieffert, Nicolovius (der gegenwärtig in Bonn) versuchten ein Journal: Ostseeblätter, das anfangs recht fröhlich gedieh. Aber der Teufel holte es bald. Der Teufel im eigentlichen Sinne. Es entspannen sich nämlich in dem Blatte Streitigkeiten über Wesen und Existenz seiner höllischen Majestät, die eine für das Publicum entsetzliche Monotonie, unter den Mitarbeitern eine heftige Entzweiung und als Nettoresultat den Untergang des Journals herbeiführten. — 1834 trat Herr Stadtrath Hartung mit mir in Unterhandlung, die Redaction eines kritischen Blattes zu unternehmen. Als ich aber die Sache überlegte, wich ich vor den Schwierigkeiten, die sie damals zu haben schien, zurück. Ich arbeitete einen Prospectus aus, der den Zweck der Zeitschrift genau entwickelte,

aber ich fügte zugleich ein Memoire hinzu, worin ich die Unausführbarkeit des Unternehmens darzuthun suchte. Meine Gründe bestanden vornämlich, so viel ich mich erinnere, 1) darin, daß hier sämmtliche Deutsche Journale genugsam verbreitet; 2) die dünnen provinciellen literarischen Interessen durch die Unterkunft kritischer Artikel in der Zeitung und in den städtischen Wochenblättern von Danzig, Elbing u. s. w. hinreichend repräsentirt seien; 3) daß die einheimischen productiven Kräfte schon sämmtlich von den Deutschen Journalen in Beschlag genommen, die Professoren insbesondere Mitarbeiter der Halle'schen, Brockhaus'schen, Berliner allgemeinen Literaturzeitungen und außerdem von Fachjournalen seien, mithin, wenn nicht ebenso hohes Honorar gegeben oder das Journal auch nach Deutschland versendet werden könnte, es mit der Ausstattung desselben durch tüchtige und mannigfaltige Artikel mißlich aussehe.

Das waren meine Bedenken. Sie sind seitdem immermehr verschwunden und ich halte es jetzt für durchaus nothwendig, daß Königsberg durch ein kritisches Blatt sein wissenschaftliches Selbstbewußtsein concentrire und dadurch mit Deutschland sich in regere Wechselwirkung setze. Der kritische Trieb der Provinz ist im Wachsthum begriffen und hat, da ihm ein allgemeines Organ fehlt, in den letzteren Jahren schon häufig zur

interimiſtiſchen Form der Brochure gegriffen. Ein Mann, der mit dem reinſten Enthuſiasmus ſich der Redaction eines Königsberger Literaturblatts widmen wird, hat ſich in Dr. Alexander Jung gefunden. Er hat das Journal mit einem Aufſatz eingeleitet, welcher die Stellung der Deutſchen Journaliſtik beſpricht und das Verhältniß Königsbergs zu Preußen, Preußens zu Deutſchland, Deutſchlands zur Aufgabe der Gegenwart und dieſer Aufgabe zur Idee einerſeits, zur beſtimmten Geſtaltung, die ſie für das Journal annehmen muß, anderſeits entwickelt. Er hat ſomit die Exiſtenz dieſes Blattes vollkommen gerechtfertigt und der weitere Verlauf wird hoffentlich die Erwartungen beſtätigen, die man nicht nur hier, ſondern auch auswärts von demſelben hegte. Actien werden überdem geſammelt, um dem Journal immer mehr Würde und Selbſtſtändigkeit geben zu können. Möge es zwiſchen den journaliſtiſchen Klippen unſerer Zeit: abſtruſer Theoſophie, politiſcher Erhitztheit und belletriſtiſcher Oberflächlichkeit, mit günſtigem Winde durchſegeln!

Noch muß ich erwähnen, daß man ſich über die Abſicht des Redacteurs, einen Standpunct über den Parteien einnehmen zu wollen, tadelnd aufgehalten und ſogleich, daß dies unmöglich, geurtheilt hat. Man hat, indem man dies aus-

ſprach, wahrſcheinlich vergeſſen, daß es ſich hier um wiſſenſchaftliche Kritik handelt, nicht um den momentanen Effect, den ein entſchiedenes Parteiorgan hervorbringen will. Wenn ein Journal von Vorn herein den nur Ultramontanismus, Lutheranismus, Herbartianismus, Republicanismus, Abſolutismus, Traditionismus u. ſ. w. verflechten will, ſo muß es durch einſeitige Schärfe wirken. Je ſchroffer, je beſſer. Es muß die extreme Aeußerung nicht ſcheuen, denn ihm ſtehen andere Extreme gegenüber. Aus Klugheit kann es ſeine Leſer von Zeit zu Zeit verſichern, daß es nur unpartheiiſch urtheile, aber es muß wiſſen, daß dies nicht wahr iſt. Je beſſer es dies weiß, um ſo leichter wird es in ſeiner Polemik die Spitzen der gegen es ſelbſt gewandten Extreme abſtumpfen und den Glauben ſeiner Anhänger an ſeine Unentbehrlichkeit erhalten. Alſo im Praktiſchen iſt die Partei zur Durchſetzung beſtimmter Zwecke ganz in der Ordnung; aber im Theoretiſchen, in der Wiſſenſchaft? Wird es auch derſelben factiſch und unbewußt nicht an Parteilichkeit, an Beſchränktheit fehlen, ſo ſoll ſie doch dahin ſtreben, ſich von aller Bedingtheit des Parteiintereſſes fern zu halten. Eine Partei kann immer nur einen Augenblick ſiegen; im nächſten gehört der Sieg entweder einer andern, vielleicht der entgegengeſetzteſten

Partei oder die ſiegende Partei verwandelt ſich ſelbſt unvermerkt in eine andere d. h. löst ſich in Parteien auf, die andere Zwecke haben, als ſie ſelbſt hatte und die doch nur ihre nothwendige Conſequenz ſind. Da ſomit die Parteilichkeit ohnehin uns von ſelbſt, ſogar in der Wiſſenſchaft beſchleicht und da dieſe als Begriff der Wahrheit keine Partei haben kann, ſo ſollte man wenigſtens mit Dank anerkennen, wenn ein Schriftſteller nach Unparteilichkeit ringt.

Dies Königsberger Literaturblatt fängt klein an; es übernimmt ſich nicht, wie ſo manche Journale, ſogleich beim erſten Auftreten, denn es will die Zerſtreutheit der Zeit nicht fördern und nicht ein bloßer Gelderwerb ſein. In der That ſcheinen manche Journale nur deshalb vom Publicum gehalten zu werden, damit ihr Redacteur leben könne. Es iſt ein Almoſen, das man zahlt, und wofür man das Blatt als Quittung bekommt. Es ſteht aber nie etwas Anderes darin, als was ſchon immer drin geſtanden hat. Andere Journale ſcheinen ſich zum Ziel geſetzt zu haben, die Zerfahrenheit des ephemeren Bewußtſeins noch zerfahrener zu machen. Sobald man ein ſolches Blatt mit ſeinen Fragmenten in die Hand nimmt, verſchwimmt uns alles in Pünctchen, die ſich durcheinander wirren und einander verſchlingen. Das Auge verſucht hier und da zu haften und das Gehirn vibrirt in dieſem Chaos.

Kann etwas die Energie des modernen Bewußtseins darthun, so ist es die Fähigkeit, in solcher confusen Diffusion sich zu bewähren. Solcher Zerklüftung und Zersplitterung wird das Königsberger Literaturblatt einigend und sammelnd entgegenstreben. Es ist Zeit, daß der „reine Leser," wie Fichte in seinen Grundzügen ihn zeichnete, der nur liest, um zu lesen, nicht um etwas zu verstehen, aus unserm Leben verschwinde.

Das Schloß.

Es gibt in uns Stimmungen, in denen wir vor Unendlichkeitsdurst das Meer austrinken möchten, in denen unserer beflügelten Phantasie nur der Ocean der Sterne genug thun kann, uns im Aether seiner goldenen Wellen ohne Anstoß einer Schranke zu wiegen. Aber es gibt auch Stimmungen, in denen sich der Trieb nach Anschauung eines Unendlichen auf ganz andere Formen wirft, als jene allgemeinsten sind. Es kann uns zum Scherz einfallen, wie viel Schuh' und Stiefel eine Stadt wie Königsberg, in sich beherbergt, wie viel Strümpfe, Handschuhe u. s. w. Aber es kann uns auch einfallen, wie viel Wallfischriesen in den Polarmeeren tanzen, wie viel Schiffe mit tausenderlei Sachen auf dem Meeresgrunde modern. Oder wir wünschen uns ein Gebäude, in welchem aus jedem Zimmer eine

Thür abermals anders wohin führt und wir nie umzukehren brauchen, eine unerschöpfliche Architektur, die uns in festem Stein und Holz ein kleines Weltall bietet. Wir träumen wohl von so ungeheuern Gebäuden, worin Mauern sich meilenweit erstrecken Thürme, ohne Absehen in die Wolken ragen, Treppe aus, Treppe empor, Treppe in Treppe herniedersteigt, Teraſſen von Säulengängen sich über einander hügeln, luftige Galerieen sich wie kecke Schlingpflanzen um die Stockwerke winden.

Aber welche Wonne, solche Massen wirklich anschauen zu können. Es liegt in der Architektur einer der geheimnißvollsten Reize. Wir haben hier in Königsberg kein Heidelberger Schloß, in dessen malerischen Trümmern Eulen und Singvögel, Mäuse und Spinnen nisten; keinen Hradschin, in dessen festgefugten Wänden die kostbarsten Prunksaale sich ausweiten, kaiserliche Wohn- Speise- Schlafzimmer, herrliche Bildergalerieen sich mit nachlässiger Grazie und doch vornehmem Wurf ausdehnten. Aber wir haben ein Schloß und dies Wort schon hat für mich eine gewisse Poesie. Bin ich schon zu alt, um die Antipathie der heutigen Jugend gegen alte Ritterlichkeit theilen zu können, habe ich noch zu viel Sympathie für das Mittelalter, für das ich einst sogar schwärmte, bin ich noch durch Jugendeindrücke zu sehr bestimmt, genug, ich verbinde mit diesem

Wort noch immer die Vorſtellung von etwas überaus Herrlichem, von einem möglichen Erdhimmel und kann mich freuen, wenn ich auf der Straße den gemeinen Mann ſo ganz vertraut vom Schloß reden höre. Schloß iſt architektoniſch eben ſo viel als Hohheit, Majeſtät.

Majeſtät beſitzt nur derjenige, der in ſich mit der Macht auch eine Unergründlichkeit derſelben verbindet. Unſer Schloß iſt nun mächtig zunächſt durch ſeine hohe, die Stadt beherrſchende Lage. Sein Thurm iſt daher auch der am weiteſten hinragende und Sitz des Feuerwächters. Sodann aber iſt es mächtig durch ſeinen Umfang. Es ſchließt einen Hof im Viereck in ſich, der mehre Regimenter ſehr bequem ſich kann aufſtellen laſſen. Der eine Flügel iſt mit einem beſondern Eingang außerhalb des Hofes für ſich weiter hinausgeſchoben oder vielmehr angebauet, um für die Königlichen Gäſte ein ganz geſondertes Local zu gewinnen, das zugleich möglich machte, von den Fenſtern und einem Altan herab ſich dem auf dem Schloßplatz verſammelten Volk zeigen zu können. Dieſer Flügel iſt im Styl das jüngſte Bauwerk am Schloß. Den Grundriß des Ganzen kann man ſich ſo vorſtellen, wie Figur 1 auf der Beilage zeigt.

a, b und c ſind Durchgänge; e der Aufgang zu dem vorſpringenden halbiſolirten Flügel.

Mächtig endlich ist das Schloß durch die ansehnliche Massenhaftigkeit seiner Gebäude, so daß es sich sogleich als das imposanteste Architekturwerk der ganzen Stadt ankündigt, mag man auf diese von Außen her einen Blick werfen oder im Innern von der Straße her darauf stoßen. Sehr schön und machtvoll ist der Prospect, den es von dem Altstädtschen Markt und Kirchenplatz aus gesehen darbietet, wie es die zierliche Pomatty'sche Hofconditorei und die gelbfreundlichen Wohnhäuser ernst überragt.

Die Unergründlichkeit aber setze ich zunächst in die Mannigfaltigkeit des Baustyls. Der älteste ist der des Deutschen Ordens, in welchem der Thurm und die jetzt sogenannte Kirche erbauet sind. Unter der Kirche befinden sich ungeheure Keller, die gegenwärtig zu Weinlagern dienen, über die Gewölbe der Kirche hin läuft der gewaltige Moscowitersaal, mit großen hellen Fenstern nach allen vier Seiten, von denen man die schönste Aussicht auf Stadt und Land genießt. Aus den Seitenthürmen führen Zugänge in den Saal, dem es in den Thürmen nicht an kleineren, zierlichen Gemächern fehlt. Die jetzige Kirche war früher vor ihrem Umbau der Versammlungssaal der Ritter, indem der Gottesdienst derselben nur in einer Capelle gehalten wurde. Daher kommt so viel Verzwicktes in dieser Kirche.

Die Gewölbe, Säulen und die Grau in Grau gehaltenen allegoriſchen, ſo wie die buntfarbigen heraldiſchen Gemälde darin ſind für ſich genommen vortrefflich, aber das Enſemble iſt abſcheulich. Das Auge hat gar keinen Mittelpunct. Es weiß nicht, ſoll es die ſeitwärts aufgehängte Orgel, oder die von Glasſtühlen umringte Kanzel oder ſoll es die adligen Tribunen greifen, die ihr gegenüber ſind. Durch Emporkirchen, durch große Glaskaſten iſt das Fenſterlicht überall abgequetſcht und die Kirche macht ſtets einen trüben, dumpfen Eindruck. Nun bedenke man noch, daß dieſe Holzbauten in der Kirche ſämmtlich in einem Styl ſind, der mit dem urſprünglichen gar nicht harmonirt, daß dieſe eckigten Kaſtenungethüme, worin ſich die Andächtigen einhauſen, dieſe kahlen weiß und gelb angeſtrichenen Flächen, dieſe ſteifen Wulſte und geſchmackloſen Vergoldungen um Kanzel und Altar gegen die ſchlanken Säulen und zierlichen Gewölbe im äußerſten Grade ihre Häßlichkeit offenbaren, man bedenke, daß der Ueberfluß dieſer Unformen noch durch große platte Tafeln vermehrt wird, auf denen die Namen der Krieger ſtehen, die ſich in den Freiheitskriegen dem Vaterlande opferten und man hat ein ungefähres Bild der wüſten Stätte, an welcher hier Gott verehrt wird. Man ſieht bei ſolchen Verunſtaltungen, was ein großer Bau zu ertragen vermag, wenn alle dieſe

Anſtalten, ihn zu verbergen, doch nicht ganz mit ihm fertig werden können und ſeine Schönheit als die Vernunft in ſo vieler Unvernunft noch immer verſtändlich durchdringt.

Demnächſt ziehen ſich von f bis g diejenigen Partieen des Schloſſes hin, welche am meiſten einen phantaſtiſchen mährchenhaften Eindruck machen können. Da ſind, wie in dem Archiv, deſſen Local zugleich das der Sitzungen der Königlich Deutſchen Geſellſchaft iſt, herrliche Schwibbogen, ſchöne Gothiſche Fenſter. Daran grenzen Fenſter mit einem Polygonſchluß. Dicht daneben ſind wieder Fenſtervierecke als Quadrate und Oblonge, die ein paar Ellen auf gleicher Linie fortlaufen, dann wieder mit der größten Caprice im Zickzack auseinanderrücken. Da ſind große Thüreingänge, aber auch vermauerte Thüren und Fenſter und dieſe ganz beſonders machen einen poetiſchen Effect. Wohin führte dieſe Oeffnung ehemals? Was mag wohl dahinter verborgen ſein? Dieſe Vorſtellung läßt uns bei einer ſolchen geſpenſtiſchen Thür mit den abenteuerlichſten Phantaſieen verweilen und wir träumen uns ſchnell in die Zeit zurück, als noch Gräben mit Zugbrücken das Schloß umgaben, Gefangene eingebracht wurden, die Comthure herrſchten. Ein Kellerhals ſpringt hier neben einer Freitreppe hervor und eine hölzerne an ſich ſehr ſchäbigt aber eben darum

poetisch genommen sehr schön aussehende Galerie hängt über zwei Stockwerk außen herunter, um den Zugang zu vielerlei Thüren dort oben möglich zu machen.

Wo diese mystische Partie aufhört, da folgt in einem nüchternen Römischen Styl bis an den vorderen Eckthurm ein neueres Gebäude, das seine Bestimmung für die Jurisprudenz oder vielmehr Justiz sogleich durch das Symbol von Fascesbündeln ankündigt, aus denen das bedenkliche Beil hervorragt.

Die der Kirche parallele Front ist jetzt in dem trockenen Landhausstyl der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der Flügel aber zwischen beiden, worin sich die Wohnung des Oberpräsidenten (i) befindet, ganz in dem kleinbürgerlichen Genre erbaut; der äußere Anbau endlich bemühet sich, an den Palaststyl in der Weise der Italienischen, besonders Florentinischen Paläste zu erinnern. Vom Schloßplatz angesehen ist diese Front, die mit dem mehrerwähnten Flügel links anfängt und mit mehren Ein- und Vorsprüngen am Thurm rechts endigt, höchst malerisch, weil sie die meisten Gegensätze von Hoch und Niedrig, Symmetrie und Regellosigkeit, Prunk und Schlichtheit, Geradem, Glattem und Winkligem in sich vereint. Und zum höchsten Genuß steigert sich dieser Anblick zur winterlichen Zeit

wenn Schnee liegt und der Mond auf die roth-schwarzen, schwarzblauen und weißbraunen Massen, die unten und oben von einem glänzenden Schneebande eingefaßt sind, sein magisches Licht wirft.

Weiter aber setze ich die Unergründlichkeit des Schlosses in die zahllose Menge der verschiedensten Thätigkeiten, Bestimmungen, denen das Local gewidmet ist. Hierin erst überzeugt man sich von der gewaltigen Größe eines solchen Baues. Da sind Räume, die nur epochenweis Gäste in sich aufnehmen, wie die Königlichen Zimmer, oder zu Festlichkeiten sich schmücken, wie der Moscowiterſaal, den wir auch durch die huldvolle Erlaubniß des jetzigen Königs zur letzten Kunstausstellung benutzt haben. Da sind die Säle mit den grünen Tischen des Tribunals, des Consistoriums; des Oberlandesgerichts u. s. w., deren Aufzählung man in der Beschreibung Königsbergs von Faber S. 19—35 nachsehen kann. Da sind Archive, Bibliotheken, Cassen, Antikenkabinette, Kunst- und Gewerbeschule, Wohnungen vieler Familien von Registratoren, Castellanen u. s. w. Da haben gelehrte Gesellschaften ihre Sitzungen, die, wenn sie öffentlich sind, alle Gebildete der Stadt versammeln. Da ist das schönste Wasser in einem trefflichen Brunnen und dort wieder der gemüthliche Weinkeller des sogenannten Blutgerichts. Aber auch eine Wache findet hier

Raum und dort hinten in der Ecke, nach der Prinzeßstraße zu ist ein starker kanonenartig aussehender Thurm zu Gefängnissen. Dem auf dem Schloßplatz Vorübergehenden aber leuchtet von dem großen Fenster des Sitzungssaales der physikälisch-ökonomischen Gesellschaft die Normaluhr zu.

Endlich aber wird das Schloß dadurch unergründlich, daß es stets Menschen und Wagen durch seine Zugänge auf und abwogen läßt, besonders seitdem die Abfahrt am Danziger Keller durch das neue Pflaster so viel gewonnen hat. Man stelle sich nur einmal in irgend einen Winkel des Hofes und sehe nun die Figuren vor den hohen Mauern vorüberwandeln, wie eine Bühne, die sich mit immer neuen Schauspielern füllt. Allein bei aller Vollständigkeit der Elemente wird das Schloß im Mittelpunct des regsten städtischen Treibens doch dem allgemeinen Character der Stadt nicht untreu, weil es nämlich durch das Rectangel des Hofes und durch den Mangel aller Statuen, aller Sculpturverzierungen — ein Paar Wappen und ein Bärenkopf verschwinden zu Nichts — doch eine sehr verständige Physiognomie behält, die alle Mannigfaltigkeit in sich wieder aufzehrt, die sie faßlich macht. Die Tribune (h), von welcher der jetzige König am 10. September 1840 seine erhabene alle Herzen entflammende Rede hielt, ist ein sonst sehr prosaisch

ausſehender Vorbau. Der Hof hielt die aus tief bewegter Bruſt entquellenden Töne zuſammen, ſo daß Jedermann ſie aufs Deutlichſte verſtehen konnte und noch nach Jahrhunderten wird man dieſe Stätte als den Altar zeigen, auf welchem ein König ſich ſeinem Volk vor Gott gelobte.

Theater.

Das Drama ist diejenige Gattung der Poesie, welche erst dann möglich wird, wenn in irgend einer Form die andern Gattungen vorangegangen sind und so ist auch die theatralische Darstellung die letzte Entwicklung, zu welcher die Kunst überhaupt gelangen kann. Aber weil nun in ihr alle Macht der Kunst sich zur höchsten Energie zusammenfaßt, so ist sie zugleich diejenige Form der Kunst, welche aus der wahrhaften Idealität des Schönen am leichtesten in die größte Gewöhnlichkeit, in die bloße Copie des gegebenen Daseins abspringen kann. Denn das Vollendete als solches ist freilich der Gefahr jeder Vermischung mit dem Trivialen, Zufälligen, Gemeinen entzogen, allein etwas Anderes ist es mit dem Bestreben, das Vollendete, dessen allgemeinen Begriff man aus seinem Dasein einmal entnommen hat, bilden zu

wollen. Hier täuscht die Allseitigkeit der Berührung, worin das Höchste nothwendig steht, nur zu bald über das eigentliche Wesen desselben. Der Ohnmächtige erhascht wohl auf oberflächliche Weise die Form, aber ihre Seele bleibt ihm verborgen und somit wird auch die Form nicht das, was sie sein soll. Das Drama gibt uns dann wohl einen Dialog, worin mehre Personen mit einander versichernd, fragend, erzählend sich unterhalten; wir vernehmen von ihnen, daß sie allerlei Interessen haben und hören sie selbst es verkündigen, daß sie etwas gethan haben oder thun werden, aber der Hauch der Wirklichkeit, das lebendige Spiel der Empfindungen, der Drang des Handelns, der uns mit fortrisse, fehlt. Und so sehen wir auch wohl Schauspieler, welche eine treffende Charaktermaske angelegt haben, recht geläufig und mit nicht unrichtiger Gesticulation reden, aber doch auf uns nur den Eindruck von Wesen machen, die Vorstellungen und Gefühle aussprechen, von denen ihnen nichts gegenwärtig ist. Sie gleichen Heuchlern, die nicht an das glauben, was sie sagen. Der Doppelsinn des Namens, den die Griechen dem Schauspieler als ὑποκρίτης gaben, trifft hier nur zu sehr zu.

Diese eigenthümliche Schwierigkeit muß man vor Augen haben, wenn man über das Theater urtheilt, denn aus ihr erklären sich die Täuschungen

der Dichter und Schauspieler wie die der Kritiker und des Publicums. Wir hören von der einen Seite eine Sprache führen, als wenn jetzt erst das Theater seine höchste Reife erlangte, von der andern Seite dagegen wird ihm der Bankerutt erklärt. Hat einer der jüngeren Dichter ein Drama geschrieben, das er zur Aufführung zu bringen wünscht, so lesen wir, bevor es dazu kommt, in den Journalen die schmeichelhaftesten, bestechendsten Anpreisungen. Ist es aufgeführt, so tritt bald der Zwiespalt der Meinung und plötzlich oft völlige Vergessenheit des Stücks ein. Aehnlich ist es mit den Schauspielern und selbst die größte Virtuosität, die eines Seydelmann, hat die heftigste Opposition zu dulden.

Es ist nicht zu fürchten, daß das Drama untergehe, denn es ist eine Gattung der Poesie. Gattungen aber sind ewig und die Poesie selbst müßte aussterben, um es verschwinden zu machen. So nothwendig das epische und lyrische Element, so nothwendig ist auch das dramatische. Die Poesie hat nur in diesen Formen Wirklichkeit, die Poesie aber kann nicht untergehen, weil dann der Geist selbst sich vernichten müßte. Eine bestimmte Richtung der Poesie kann verschwinden, weil sie sich vollendet hat; ja sie muß es, da sonst keine Fortzeugung da sein würde, aber die Poesie selbst ist mit dem Geist unsterblich. Wie er denkt und will, so dichtet er auch.

Eben so wenig ist zu besorgen, daß das Theater untergehen werde, weil die Basis desselben einerseits das unverwüstliche Drama, anderseits der mimische Trieb des Menschen ist, der ebenfalls nur mit ihm selbst vernichtet werden könnte. Dieser Trieb gelangt in der mimisch-declamatorischen, scenischen Darstellung zu seiner selbstständigen Ausbildung, an welche er eben sowohl ein Recht hat, als jedes andere Talent. Es ist eine auch durch die That oft genug widerlegte Meinung, als könne sich dieser Trieb nur auf Kosten der sittlichen Haltung des Menschen entwickeln und als müsse der Schauspieler deshalb, weil er andere Persönlichkeiten darstellt, der Würde einer eigenthümlichen entbehren. Eine Kunst, die wir im Orient eben sowohl als im Occident finden, eine Kunst, welche die Cultur des Menschen durch Jahrhunderte hin begleitet, kann nichts Zufälliges sein und der puritanische Eifer, der den Besuch des Theaters für eine Sünde hält, den armen Schauspieler aber vollends zur Hölle verdammt, hat gegen die innere Nothwendigkeit der Sache nur locale und vorübergehende Reactionen zu bewirken vermocht.

Um nun die augenblickliche bedenkliche Situation des Dramas und Theaters zu begreifen, muß man erwägen, daß wir gerade in dem Zeitpunct stehen, in welchem die Völker einem Eklek-

ticismus huldigen, der dem raſchen entſchiedenen Fortſchritt hemmend entgegenſteht, weil er einen größeren langſam vorbereitet. So lange die Nationen ſich mehr innerhalb ihrer Nationalität hielten, ſo lange ſie in ſich immer neue Quellen der Kunſt entdeckten, entwickelten ſie mit freudigem Selbſtgefühl ein eigenthümliches Theater. Die Spanier ſchufen ein beſtimmtes Syſtem der Romantik, worin ſie die Dialektik der Ehre, Liebe und des Glaubens nach allen möglichen Verwicklungen hin mit einer Orientaliſirenden Prachtſprache und glänzendem Humor entfalteten. Die Briten dagegen vertieften ſich in die Charakteriſtik. Sie hatten kein Dogma für das Theater, wohl aber das ſtärkſte Streben nach freiem, individuellem Pathos. Dem Zug zum Allegoriſchen, der im Spaniſchen Drama ſo ſehr fühlbar wird, weil die Perſonen oft nur Einen Begriff, Eine Tugend oder ein Laſter mehr repräſentiren, denn es ſelber ſind, trat die originellſte Lebendigkeit des Charakters gegenüber. Zwiſchen dieſen Extremen gingen Franzoſen und Italiener mehr auf das Antike zurück. Die Franzoſen hielten ſich an die dramatiſche Methode, an die theatraliſche Oekonomie, mit den kleinſten Mitteln die größte Wirkung erzeugen zu wollen. Sie ſchufen die declamatoriſche Tragödie und das an die unmittelbare Geſelligkeit ſich eng anſchließende doctrinaire Luſtſpiel. Die Italiener ſind in

der Tragödie ihnen gefolgt. Selbst in unseren Tagen, in Silvio Pellico da Saluzzo, dringt noch das Französirende Element durch. Aber die wahrhafte Schöpfung, die sie dem neueren Europäischen Theater zubrachten, ist die Oper, das Ballet und das volksthümliche improvisirende Lustspiel; dies letztere ist eigentlich die Form des Drama's, welche in Italien seit den ältesten Zeiten heimisch war und durch ihre Neigung zum Grotesken, Burlesken, Cynischen, durch das Traditionelle der Fabel, die abgesponnen wird, durch das Vorwiegen des mimischen Moments vor dem rhetorischen, den stärksten Gegensatz zum Französischen Lustspiel macht, das sich in die feinsten Irrgänge des socialen Lebens eingräbt und von diplomatisch zarten Anspielungen wimmelt. Das Ballet war schon zu den Römerzeiten sehr weit ausgebildet. Es gab, wie Lucian in seiner Schrift über den mimischen Tanz ausführlich berichtet, Pantomimen, die ganz allein vollständige Tragödien aufführten und nicht weniger, als der beweglichen Plastik, huldigte man in Rom der Pracht der Gewänder; ja selbst Thiere wurden beliebt; diese antiken Antecedentien sind wohl zu beachten, um die schnelle Entwicklung der Oper in Italien zu erklären.

Wir hätten somit vier verschiedene Typen in diesen Nationaltheatern. Das Spanische gab

die Dialektik der Leidenschaften; das Englische die Individualität, Originalität des Charakters; das Französische eine dem antiken Drama nachgebildete Technik; das Italienische das humoristisch mimische und musikalisch-scenische Element. Das Deutsche Theater stand im Mittelalter dem der Romanischen Völker außerordentlich nach. Die sogenannten Mysterien sind von den Deutschen niemals so durchgebildet, wie von den Briten und Franzosen, obwohl die Nürnbergische dramatische Schule an denselben ihre nächste Grundlage hatte. Hierauf herrschte das Französische Drama bei uns und mit Lessing änderte sich nur die Nachahmung der antikisirenden Tragödie und des Plautinisch-Terenzianischen Lustspiels. Dagegen war das sentimentale bürgerliche Trauerspiel und Lustspiel, das von Diderot ausging und von Lessing aufgenommen wurde, die Verwechselung der Natürlichkeit mit der Natur, doch auch wieder Französisch. Das wahrhaft Deutsche Theater entstand daher erst durch die Reaction gegen den formalen Idealismus der älteren und gegen den die gemeine Wirklichkeit nur idealisirenden Realismus der jüngeren Französischen Bühne. Lessing selbst erreichte diesen Standpunct noch in seinem Nathan. Die weitere Ausführung war die That Göthe's und Schiller's, mit dem Unterschiede, daß Schiller nur das Trauerspiel fortentwickelte, Göthe aber in allen Gattungen bis

zum kleinen Liederspiel hin thätig war. Sollen wir also die Eigenthümlichkeit des Deutschen Drama's aussprechen, so müssen wir sie in die Tendenz zum höchsten Idealismus setzen, der Leidenschaft und Charakter, technische Vollendung und die ächte Sprache der Natur zu vereinigen sucht.

Dieser Idealismus hat sich aber in den Goethe'schen Dramen im Zusammenhang mit einem mächtigen philologischen und speculativen Aufschwung der Nation relativ eben so erschöpft, als die Eigenthümlichkeit der übrigen Europäischen Volksbühnen. Es ist daher gegenwärtig bei uns eine Ohnmacht der Productivität vorhanden, die in dem Wesen der Periode, nicht aber darin liegt, daß wir nicht talentvolle und fleißige Dramatiker und Schauspieler hätten. Wenn wir diejenigen unserer Dichter uns vorführen, die seit zwanzig Jahren unsere Bühne eigentlich beleben, so sind es die, welche die Iffland-Kotzebuesche Schule, die wiederum nur eine Fortsetzung der Diderot-Lessing'schen, in immer neuen Variationen erweitern, indem sie aber zugleich von vielen Mitteln Gebrauch machen, deren Erfindung dem höchsten Idealismus angehört. Diese Einmischung höherer Motive aus dem anticen und romantischen Ideal, bald als Schicksal, bald als Ironie, bald als phantastische Willkür oder als geschichtliche Studie,

hat das bürgerliche Trauer- und Lustspiel mannigfach verändert, hat es oft unkenntlich gemacht und bildet das eklektische Moment dieser Gruppe. Aber die Grundstructur ist noch unverändert. Auch die Charaktere sind die nämlichen. Da ist der leichtsinnige Familienvater, der das Wohl der Seinigen durch Nachgibigkeit gegen zerrüttende Leidenschaften auf das Spiel setzt; da ist der reiche, gutmuthige Onkel, der halb und halb selbst in die schöne Nichte verliebt ist und sie doch dem braven jungen Mann, der um sie wirbt, zuführt, indem er die Intrigue der Liebenden gegen die Eltern theilt, ja leitet; da ist das leidende Weib, dessen Treue, dessen Duldung den argwöhnischen und polternden Mann endlich besiegt und zum liebenswürdigsten Gatten reformirt; da ist der Gegensatz des Stadt- und Landlebens, der Residenz und der Provinzialstadt, bald um durch Gefühl und Naivetät die Verstandesbildung und coquette Tournüre zu beschämen, bald um die Manieren des Landjunkers und des Landfräuleins im Spiegel des feinsten modischen Anstandes lächerlich zu machen; da ist der pudeltreue Bediente, der für den armen zurückgekommenen Herrn sogar bettelt oder der joviale Schäker, der tausend Verwirrung anrichtet und dem man seiner Laune und seines Witzes halber doch nicht gründlich böse werden kann u. s. w. u. s. w. Diese Charaktere sind aber nicht

nur in ihrer allgemeinen, sondern sogar in ihrer theatralischen Wirklichkeit noch die nämlichen, wie im vorigen Jahrhundert. Diese Väter und Oheime, diese Kinder und Nichten, diese geheimen Räthe, pensionirten Obristen, diese wohlthätigen Landgutbesitzer, schelmischen Zofen, verschmitzten Verwalter, witzelnden Bediente, immer zum Kniefall oder zum Todtschießen geneigten Liebhaber, diese Mädchen, die mit dem Einzigen, dem ihr Herz gehört, die Hütte dem Palast, das Strohlager dem Eiderdunenbett vorziehen, alle diese Charaktere, existiren sie denn noch so? Wahrhaftig gar nicht, allein wir haben uns an sie einmal auf den Brettern gewöhnt und übertragen selbst von dieser Anschauung wieder auf das Leben. Es sind stereotype Formen, die sogar in ihrem Wortvorrath, in ihrem Gehen und Kommen, sich seit hundert Jahren gleich geblieben sind. Es würde an Wahnsinn grenzen, wollte man das Gesagte so verstehen, als solle das Theater diese Figuren verbannen, als sei es nicht eine ewige Nothwendigkeit, aus welcher immerfort wieder alle jene Verhältnisse hervorgehen, die schon das Griechische Lustspiel zu seinen Angelpuncten machte. Gewiß wird es immer schlechte Väter, schwache Mütter, ungerathene Kinder, gewissenlose Beamte, naseweise Diener, so Gott will, auch schwärmerisch Liebende u. s. w. geben. Dagegen ist also

nichts zu ſagen, daß ſolche Urverhältniſſe uns durch das Drama immer von Neuem vorgeführt werden. Allein gegen das Wie iſt zu polemiſiren, gegen die Nüchternheit, Erfindungsloſigkeit dieſer Typen, gegen die Unwahrheit dieſer ſein ſollenden Wirklichkeit. Man betrachte einmal Raupach, Karl Blum, Weißenthurn, Holtei, Birch-Pfeiffer, Töpfer, Bauernfeld, Mand, Amalie v. Sachſen u. A., ob wohl ein Motiv, ein Charakter, eine Wendung in ihren Stücken iſt, welche nicht bei Iffland und Kotzebue ſchon zur ſchärfſten Ausprägung gekommen wären, wobei man ſich nur nicht dadurch irren laſſen muß, daß, wie oben angedeutet worden, oft Elemente des idealen Drama's eingewoben ſind oder dadurch, daß von den Tagesſitten, von der Tagescultur, von den gerade umlaufenden Bonmots, von Aufſehn machenden Tagesereigniſſen ein materieller Einſchlag hineingenommen wird. Unter dieſem Neueſten iſt doch das Alte verborgen. Dieſe nur ſtoffartige Novität bleibt äußerlich und reicht nicht in die Tiefe. Ich will ein paar Beiſpiele anführen. Es wurde ein Stück in Berlin gegeben: Schwärmerei nach der Mode und daſſelbe von den Journalen in eine ſolche Beleuchtung geſtellt, als wenn unſere jetzigen religiöſen Verirrungen der Gegenſtand ſeien. Ich war ſehr begierig, es zu ſehen, als es bei uns zur Aufführ-

rung kam. Aber wie ward ich enttäuscht! Auch nichts, als ein geld- und lustsüchtiger gemeiner Frömmler erschien in dem Dr. Reckum, der eine junge, schöne und reiche Gräfin ganz zu beherrschen weiß, bis die plötzlich in ihr entstehende Liebe zu einem kecken Reisenden, der in ihren Park eindringt, ihre Kunstsammlungen besieht und ihre Bekanntschaft macht, ihr das Widrige, Absichtsvolle des Quasitartüffe's enthüllt und sie ihn deshalb ihres Dienstes entläßt. Und zum leidigen Ueberfluß war nun auch der Reisende nicht nur ein Baron, sondern es war auch der von der Familie für sie gewünschte Mann, also eine Heirath, durch welche die conventionellen und materiellen Interessen gewahrt bleiben u. s. w. Wahrlich, es war dem Publicum zu viel zugemuthet, in einem schwarzen Frack und gescheiteltem Haar, in einer devoten Fratze und einem Ragout von biblischen Redensarten schon ein Abbild der eigenthümlichen Gestalt zu sehen, welche die Frömmelei bei uns gegenwärtig annimmt. Nur die äußerste Oberfläche, nur allbekannte, triviale Wendungen erschienen hier. Von Studium der Wirklichkeit, die uns natürlich die Tartüffe ganz anders liefert, als sie zur Zeit Ludwigs XIV. waren, von Neuheit der Situationen, von Erkenntniß der Selbsttäuschungen, die bei Frömmlern das tiefste Grundwasser ausmachen u. s. w., davon war

gar nicht die Rede. Von Kühnheit der Conception vollends gar nicht, ſondern Alles bewegte ſich in einem ſanften, gefahrloſen Gleiſe. Ganz ähnlich iſt es mit Raupach's Lebensmüden beſtellt. Da auf dem Zettel auch der Name Stieglitz vorkam, ſo glaubte ich ganz gewiß, das Stück würde die gigantiſchen Verirrungen unſerer modernen, unſerer Deutſchen Blaſirtheit mit wenigſtens ſo viel Spott durchhecheln, als Raupach früher im Till und noch im Schelle gezeigt hatte. Aber wie hatte ich mich verrechnet! Statt uns Charaktere vorzuführen, die, von Widerſprüchen gequält, durch neue Widerſprüche eine Erlöſung ſuchen; die, lebensmüde, zu freiwilligen Eremiten, Europamüde, zu Auswanderern nach Amerika werden; waren die Lebensmüden nur von den Genüſſen der großen Welt momentan Gelangweilte. Es war wieder eine junge Gräfin, welche die Caprice hat, ſich bei einem ihrer Pächter als niedliche Bäurin zu geriren, wieder ein Baron oder Graf, der, unter einer ähnlichen Maske, ſich in ſie verliebt. Es bedarf alſo auch hier keiner Mißheirath und man wirft nach einigen Wochen ländlichen Vergnügens ſich wieder in den ariſtokratiſchen haut goût des ſocialen Hochlebens zurück. Was nun von der Lebensmüdigkeit vorkam, war bloße Phraſe, ein reiner Abhub des Journalgeſchwätzes, aber in die Cha-

raktere und in die Handlung war von dem wahren jetzigen Wesen dieser Verstimmung nichts übergegangen. Und das ist es, was man tadeln muß. Unsere Frömmelei, unsere Lebensmüdigkeit sind höchst komische Stoffe, das ist wohl für Niemand zweifelhaft. Allein so wohlfeil verkaufen sie sich nicht. Ohne Studium der ganzen Tiefe, der zentnerschweren Bedeutung dieser Rathlosigkeit, Gedankenlosigkeit, der maaßlosen, wenn oft auch feinen Genußsucht und desto grelleren Verzweiflung, aus welcher Frömmelei wie Lebensmüdigkeit entspringt, ohne gründliches Eindringen in diesen Seelenjammer, ist natürlich auch das Komische nicht erkennbar, das mit wahrhaft Aristophanischem Sinne in diesen Zuständen liegt.

Wenn wir nun in dieser ganzen Masse von Trauer- und Lustspielen die größte Gleichartigkeit finden und es nichts ausmachen würde, ob ein erster oder zweiter Liebhaber, ein sorgenvoller Vater, ein kritisch witzelnder Bedienter u. s. f. des einen Verfassers in das Stück eines andern hinüberliefe, so sehen wir allerdings auch eine Reihe von Dichtern, welche einen Fortschritt, welche den Idealismus wollen. Von Körner, Heinr. v. Kleist, Collin, Grillparzer, Zedlitz, Hauch, Otto v. Ravensberg, Moritz Rapp, Marggraf, Halm, Grabbe, Michael Beer und Andern zieht sie

sich durch Platen und Immermann als dem Centrum bis zu George Büchner, Wiese, Klein, Hebbel und Gutzkow hin. Diese Autoren wollten und wollen das Höchste, haben aber die Erfahrung hinter sich, daß der Idealismus der Poesie für die Bühne sich zu Fleisch und Blut verdichten müsse, wenn es nicht bei blos gelesenen Dramen sein Bewenden haben soll. Sie wollen auch für das Theater wirken. Ihre Gestalten sollen hinter dem Schein der Lampen nicht zerfließen. Lyrischer Erguß und philosophirende Reflexion sollen beschränkt und in den Strom der Handlung niedergezogen werden. Aber der Zwiespalt zwischen der idealen Tendenz und der realen Leibhaftigkeit, die das Theater verlangt, verdirbt ihnen die Einheit der Composition, den Fluß der Rede, die Kraft der Charaktere. Ihre Werke machen den Eindruck eines großartig und schön angelegten Baues, in welchem aber aus Mangel an Mitteln Marmor mit Holz wechselt und die verschiedenen Theile wie Zwerg und Riese in ungleicher Ausführung gegen einander abstechen. An poetischer Kraft, an Schwung der Phantasie stehen wir gewiß keiner Nation nach. Es fehlt uns aber zu ihrer dramatischen Beherrschung ein Nationaltheater in dem Sinne, wie die Romanischen Völker es haben. Daher greifen unsere Dichter experimentirend umher, suchen oft umsonst

nach engerer Verbindung mit einem Theater und verfallen in Unmöglichkeiten. Grabbe genirte sich daher nicht, in manchen Dramen die Aufführbarkeit zu verspotten, indem er z. B. in den hundert Tagen ganze Regimenter vorbeidefiliren, niederhauen läßt u. s. w. Andere aber, wie Gutzkow, Halm, geben der Bühne wieder zu viel nach und beengen dadurch den poetischen Genius. Man fühlt bei ihnen die Reflexion auf die scenische Darstellung zu schneidend durch. Das Eklektische dieser Schriftsteller besteht besonders in der Nachahmung von Vorbildern des classischen Theaters sowohl der Deutschen als der Ausländer. Sie erinnern zu sehr bald an Calderon, bald an Schakespeare, bald an Göthe, bald an Schiller, wodurch für die Anschauung eine fatale Zwiespältigkeit des Alten, schon Bekannten und des Neuen entsteht, das sich gern hervorbringen möchte, aber noch nicht zur Reife selbstständiger Geburt gelangte.

Ein zweiter durchgreifender Grund zur Beengung des heutigen Theaters liegt darin, daß gegenwärtig die Thätigkeit der Phantasie zu sehr in eine äußerliche Zersplitterung, in eine wüste Unruhe hineingerissen ist. Wir haben uns durch die außerordentliche Steigerung der materiellen Interessen, durch die Leichtigkeit, mit welcher die vervielfältigenden Künste in Steindruck und Holz-

schnitt unserem Trieb nach bildlicher Anschauung entgegenkommen, durch die immer größer werdende Gewohnheit des Reisens in eine gewisse Trägheit der Phantasie fallen lassen, welche dem Theater keineswegs vortheilhaft ist. Wir haben verlernt, dem Dichter nachzuschaffen, seine absichtlichen Lücken auszufüllen, aus bloßen Andeutungen selbst die nothwendigen Folgen zu ziehen und seinen leisen Winken zu gehorsamen. Daher muß er jetzt mit stärkeren Farben malen, muß einer gewissen Breite sich ergeben, um uns nur sichtbar zu werden. Er muß Sorge tragen, daß er uns in seinen Werken bequem sei. Ueberladen mit Stoffen, gepreßt von flüchtig aufgerafften Bildern, zerstreut von äußerlichen Beziehungen, mangelt uns die ruhige Innerlichkeit, eine dramatische Entwickelung mit consequenter Hingebung zu reproduciren. Sobald der Vorhang in die Höhe rollt, erwarten wir, durch eine scenische Gewaltthat gleichsam gepackt, gefesselt zu werden. Das Allmälige, still Werdende, Feinsinnige ist nicht unser Geschmack. Schnell wollen wir in das Verständniß der Handlung versetzt und durch lebhafte Anschauungen überrascht werden. Diese Geschäftigkeit der Phantasie im Sinnlichen, Aeußerlichen ist der Grund, weshalb auf die möglichst naturgetreue Ausstattung der Scenerie und möglichst prunkvolle Beschaffung der

Garderobe ein ſo großer Nachdruck gelegt wird. Da z. B. die alte Hauptkirche von Paris ſo vielen Zuſchauern jetzt theils durch Reiſen aus eigenem Aufenthalt in Paris, theils durch Bilder und glänzende Beſchreibungen genau genug bekannt iſt, ſo würde es Anſtoß erregen, für Nôtre Dame, wenn ſie in einem Stück, wie der Glöckner von Nôtre Dame, vorkommt, nur eine Kirche überhaupt zu ſetzen. Jeder Zuſchauer würde ſogleich die Naſe rümpfen und ſeine Sachkunde gegen ſolche Zumuthung geltend machen. Es bleibt deswegen der Theaterdirection nichts übrig, als Nôtre Dame malen zu laſſen und da dies Geld koſtet, iſt es ihr nicht zu verdenken, dem Publicum auf dem Anſchlagzettel die neue Decoration zu empfehlen. Aehnlich verhält es ſich mit der Garderobe und es würde jetzt unmöglich ſein, Glucks Alceſte, Iphigenie u. ſ. w. anders, als in wirklich Griechiſchem Coſtüm aufzuführen. Außer in dieſem Materialismus zeigt ſich der Mangel an mitarbeitender Innigkeit der Phantaſie beſonders in der melodramatiſchen Behandlungsart des Drama's, welche große Contraſte, weitläufige das Auge beſchäftigende Tableaux erfordert und wozu deshalb die Revolutionsperiode Frankreichs, die Geſchichte Napoleons, durch ihre grellen Extreme ſich vorzüglich eignet. In einem ſolchen Stück wie Marat's Tod, der Wagen

des Emigranten, drei Tage aus dem Leben eines Spielers u. ſ. w. kommt man aus den forfaits, aus der Spannung des Ungeheuern, bald Ueber- bald Untermenſchlichen nicht heraus. Wir werden eben ſo außer uns verſetzt, wie wenn wir einer Execution oder Cadaverſection zuſehen. Alle aus der Franzöſiſchen Geſchichte entnommenen Melodramen, auch wenn ſie ältern Perioden derſelben angehören, wie la masque de fer, la chambre ardente, Auffenberg's Ludwig XI. in Peronne u. ſ. f., gehören eben dadurch zu unſern beſten Theaterſtücken und ſind in der That viel mehr werth, als die Mattigkeit des gewöhnlichen Luſtſpiels, als die gähnende Sentimentalität des bürgerlichen Trauerſpiels. — Von dem Melodrama iſt nur noch ein Schritt bis zum Ballet. Das Ballet iſt ein ganz nothwendiges Moment der theatraliſchen Totalität. Es hilft nichts, gegen daſſelbe zu predigen. Es wird immer wieder kommen, denn es iſt die lebendige Plaſtik, die ſich darin genugthut, die Schönheit der gottgeſchaffenen menſchlichen Geſtalt in ihrer Bewegung. Dagegen freilich muß gekämpft werden, dieſe Schönheit faſt lediglich in eine halb obſcöne Attitüde, in polizeilich erlaubte Nuditäten, in ein böckiſches Springen und lüſternes Gruppiren zu ſetzen. Die Polemik gegen dieſe Ausartung iſt zugleich eine Apologetik der

wahren Schönheit der Bewegung. Das Ballet hat aber vorzugsweise dieſen ſinnlichen Charakter angenommen. Es iſt zwar verſucht worden, durch Aufnahme charakteriſtiſcher Nationaltänze ein anderes Element hineinzubringen, aber es iſt dies noch wenig gelungen. Oder man hat angeordnet, daß, die entzündliche Luſt zu dämpfen, die Tänzer, wie in Neapel, mit dunkelvioletten, wie jetzt in München, mit dunkelblauen Tricots auftreten müſſen. Das Ballet hat ſich zu ſehr iſolirt und iſt dadurch eben in Verfall gerathen. Wir haben hier in Königsberg die lächerlich wehmüthige Thatſache gehabt, daß zwei Tänzerinnen, ein Tänzer und einige Kinder einen Winter hindurch als Ballet figurirten und daß, trotz der Aermlichkeit der ganzen Erſcheinung, trotz ihrer Abgeſchnittenheit, indem ſie überall nach Gutdünken eingefügt wurde, dennoch für die rohe Menge ein Köder darin lag. In Berlin dagegen war vor mehren Jahren das Ballet zu einer Höhe gelangt, welche alle andern Bühnenleiſtungen zu abſorbiren drohte. Für die Phantaſie bot es einen Reiz, der feenhaft war. Ich ſah z. B. ein Ballet, die Seeräuber, das mehre Stunden füllte und deſſen Koſten auf 15,000 Thaler veranſchlagt wurden. Hier erſchien ein buntes maleriſches Piratengeſindel, ein Harem mit den üppigſten Schönheiten, welche einen Paſcha durch ihre verführeri-

schen Stellungen und Tänze ergötzten, hier erschien endlich eine Flotte von Seeschiffen, die den Hafen von Koron beschoß und deren Feuer von den Batterien der Festung lebhaft erwidert ward, bis es zum Handgemenge am Ufer kam und die Illusion, eine Schlacht vor sich zu sehen, mit dem Geruch des Pulverdampfs und dem Mordgewühl der Kämpfenden die äußerste Spitze erreichte. In diesem Ballet kam auch eine Scene vor, welche die Attitüden des Raubes der Sabinerinnen in der wildesten Potenzirung darstellte, indem die Seeräuber auf Wendeltreppen in den Harem hinaufdrangen und die sich sträubenden Weiber mit aufgelösten Haaren und flatternden Gewändern in ihren musculösen Armen herunterschleppten. Dieser Orientalismus der Phantasie wucherte zu eben der Zeit, als fromme Zeitungen in Berlin die Emancipation des Fleisches bekämpften, jedoch mit diesen theatralischen Thatsachen, ein so großes und andächtiges Publicum sie auch versammelten, damals wohl unbekannt sein mußten, da sie ihre Polemik nur gegen Schriftsteller richteten und erst im Herbst 1840 in merkwürdigem Tadel sich darüber ergingen. Man kann sich vorstellen, daß die Phantasie, wenn sie aus solchem bunten Gewirr in sich zurückkehrt, eine gewisse Erschlaffung empfinden muß, die der Auffassung wahrhaft idealer Compositionen und ihres geisterfüllten, gedan-

kenbeseelten Inhalts nicht günstig sein kann. Nur eine neue heftige Erschütterung facht das Feuer wieder an.

Diese äußerliche, sinnliche Unruhe der Phantasie, die immer nach Neuem, nach Frapantem hungert, hat aber ihren tieferen Grund in der allgemeinen spektischen Stimmung unserer Zeit überhaupt. Umwälzungen des Geistes sind zwar dem Drama günstig, wenn sie die Vollbringung großer Thaten in sich schließen, die von hervorstechenden Charakteren getragen werden. Unsere Zeit aber ist die einer langsam sich fortwühlenden Bewegung; die sich bei großer materieller Regsamkeit mehr ins Denken und Empfinden als in das Handeln wirft. Wir haben daher auf der einen Seite eine unendlich ausgearbeitete Reflexion, die so vielköpfig ist, daß kaum die tiefste Speculation Herr darüber zu werden hoffen darf, die oft, wie jene Hexe, all' ihre eigenen Glieder, zuletzt den Magen selbst verschlingt; auf der andern Seite haben wir eine Lyrik, die bald schüchterner, bald freier, der Zeit ihr: Wer da? zuruft. Pfizer, Rückert, Freiligrath, Hoffmann, Herwegh, Prutz und Andere erfreuen sich einer größeren Theilnahme, als unsere Dramatiker. Diese sind auf die Entschiedenheit angewiesen. Sie können in der Handlung nicht ohne festen Ausgangs- und Endpunct sein; aber was sollen

sie nun schildern? Der politische wie religiöse Absolutismus findet bei uns so wenig Anklang als der Sansculottismus: Beide verabscheut man als eine Barbarei. Zwischen diesen Extremen, deren blutiges Grab die Französische Revolution war, liegt unstreitig unser Heil. Allein hier eben thun sich so viel zersplitternde Schattirungen des politischen und kirchlichen Glaubensbekenntnisses auf, daß der Dichter in Verlegenheit geräth, wie er sich des Meinungskampfes bemächtigen, wie er compacte Gestalten aus seinem Chaos herausschaffen soll. In Frankreich ist der Dichter darin glücklicher, weil er sich nicht die Zumuthung macht, die der Deutsche vermöge seines Idealismus an sich stellt, über den Parteien zu stehen, vielmehr getrost sich der Einseitigkeit einer Partei in die Arme wirft und nur diese zu befriedigen sucht. Der Französische Dramatiker kann daher auf ein bestimmtes Publicum rechnen, während der Deutsche sich nur eines sehr getheilten, bedingten Beifalls zu gewärtigen hat. Als der Proceß der Aprilangeklagten im Frühjahr 1840 schwebte, wurde in dem Theater Porte St. Martin zu Paris ein Melodrama Abend vor Abend gegeben, le pacte de famine, worin der eigentliche Sinn der war, daß das Volk nicht voreilig losbrechen, sondern die rechte Zeit zur Revolution abwarten solle, um seine ganze Kraft beisam-

men zu haben und eines zweifellosen Erfolges gewiß zu sein. Eine Anekdote aus der Revolutionszeit, die Geschichte eines Bastillegefangenen, war die Hülle, worin diese Sentenz sich einkleidete. Alle den Aprilgefangenen befreundete ouvriers, alle Verwandte derselben, alle Anhänger geheimer Gesellschaften, alle radicalen Journalisten waren täglich im Theater und begleiteten jeden Ruck der Handlung, jedes extreme Pathos mit den lebhaftesten Aeußerungen. Die Polizei ließ das Stück einige dreißigmal aufführen, denn so schneidend darin die Reflexion, so bedenklich die Sympathie der ouvriers war, so wußte sie doch zu gut, daß diese theatralische Befriedigung ein vortreffliches Ableitungsmittel für die gährende Leidenschaft sei. Und überdem mußte ihr die Richtung des Stücks, daß das Volk noch nicht reif sei, daß es noch zurückhalten solle, den Kampf zu wagen, ganz wohl gefallen. Endlich war der eigentliche Held des Drama's nicht etwa ein ouvrier, sondern ein edler Aristokrat, der, tiefeingeweiht in die herrsüchtigen Pläne seiner Standesgenossen, sie durch einen Vertrag zu Gunsten des Volkes über die Kornpreise zu täuschen weiß. Als sie ihre Ueberlistung entdecken, werfen sie ihn in die Bastille. Das Volk aber stürmt diese und befreit jubelnd seinen Wohlthäter. Ein solches Drama würde in Deutschland glücklicher-

weiſe unmöglich ſein und hiervon iſt, ich kann es nicht anders nennen, die Skepſis des nach allen Seiten hin gewendeten Idealismus die Urſache, welche die Schärfe der Parteilichkeit ſcheuet. Ich glaube jedoch, daß wir auch hier unerwartet mit Producten werden beſchenkt werden, wie ſie uns auf dem Gebiet des Romans durch Immermann's Münchhauſen zu Theil geworden ſind. Nicht der Mund der Päpſte und Kaiſer des Hohenſtaufencyklus, nicht die prachtvollen Antitheſen von Staat und Kirche, ſondern der ſchlichte Mund eines Dorfſchulzen und die geſchichtliche Kraft eines volksthümlichen Lebens, einer ſtammthümlichen Sitte werden uns ohne partheiiſche Gereiztheit, ohne convulſiviſche Rhetorik, die ihre Kraftworte zur Aufreizung der Maſſe abſchnellt, vielleicht auch auf der Bühne die Geheimniſſe der merkwürdigen Kriſis offenbaren, deren Mitgenoſſen zu ſein wir den Fluch wie den Segen haben. Dies will ich natürlich nicht ſo verſtanden wiſſen, als ſolle ein Theaterregiſſeur uns die ſinnige Naivetät und ächt Germaniſche Manneshoheit des Weſtphäliſchen Schulzen, wie man es nennt, in Scene ſetzen!

Hier iſt wohl die richtige Stelle, die Herrſchaft zu erläutern, welche das Franzöſiſche Theater über das unſrige übt. Von der Spaniſchen Bühne haben wir nur aus ihrer vorfran-

zösischen, classischen Periode einige Stücke in unser Repertorium aufgenommen, wie Calderon's das Leben ein Traum, Moreto's Donna Diana. Eben so aus der Englischen Bühne diejenigen der Shakespearschen Tragödien, welche die Entzweiung des Familiengeistes von der heimlichen Liebe bis zur systematischen Verwüstung eines Thrones halber schildern, Romeo und Julie, Othello, Hamlet, Lear, Macbeth, Richard III. Außerdem ist es fast nur der Kaufmann von Venedig und sehr verändert the taming of the shrew, die bei uns aufgeführt werden. Von Johnsons, von Beaumonts und Fletchers Stücken haben wir nichts auf unsern Brettern. Aus der nachpuritanischen Periode Einiges von der Miß Centlivre z. B. Plumper oder das Eichhörnchen im Kamin, von Cumberland den Juden Schewa und noch einige meist sehr verarbeitete Possen und Schauspiele, von denen Scenen aus Kean's Leben die neueste Erwerbung ist. Von den Italienern haben wir wohl Opern genug aufgenommen von Cherubini, Rossini, Bellini, Donizetti u. s. w. aber sonst nur sehr wenige Lustspiele, z. B. Goldoni's Diener zweier Herrn. Dies liegt darin, weil wir der Basis der nationalen Masken ermangeln, die noch immer das Wesen der Italienischen Komödie durchdringen, uns folglich das Eigenthümliche des Italienischen Humors aus Mangel

an Kenntniß seiner Voraussetzungen nicht so leicht aneignen können. Wenn z. B. im Diener zweier Herrn die Gefräßigkeit des Burschen colossale Mundsperren erzeugt, wenn es Püffe und Tritte regnet, so können wir bei uns beobachten, wie nur die Kinder recht herzlich darüber lachen, die Erwachsenen dagegen ihre Lachanwandlung bekämpfen, als verrathe es zu wenig ästhetische Bildung, durch ein solches Gesichterschneiden und Prügelthum sich in Affect setzen zu lassen. Sie ignoriren gleichsam diese, wie es ihnen scheint, zu ordinaire Mimik. Sie messen den Werth des Schauspielers zu sehr nach den schönen Worten, die er ihnen sagt, nicht nach dem, was er ganz stumm außerdem thut. Sie bedenken nicht, daß auch das sogenannte niedrig Komische mit seinen burlesken Lazzi's der Aesthetik gerade so viel werth ist, als die feinen, katzenhaften Maliçen des sogenannten hoch Komischen. Von der Tragödie der Italiener haben wir, so viel ich weiß, in unser dermaliges Repertoire gar nichts aufgenommen, weil sie, wie schon oben bemerkt, nicht nur bei Alfieri, sondern auch bei Silvio Pellico, nur eine Fortsetzung der Französischen ist.

Nun ist es merkwürdig, zu sehen, wie wir von der älteren Französischen Bühne so gut als gar nichts mehr auf unserem heutigen Theater haben, die einzige von Schiller bearbeitete Phädra

des Racine, Molière's von Zschokke bearbeiteten Geizigen und Tartüffe ausgenommen. Mit Racine's Athalie wurde in Berlin neuerdings ein Versuch gemacht, der jedoch sich nicht belohnte. Von Corneille, von Voltaire kommt bei uns nichts zur Aufführung. Aber wie fluthet das neueste Theater der Franzosen rastlos zu uns herüber! Nicht nur Dramen, die auf den Rang von Kunstwerken Anspruch machen, von Victor Hugo, wie Hernani, Lucrezia Borgia, der Tyrann von Padua, von Delavigne, von Dúmas; nicht nur Melodramen und Opern, sondern sogar Lustspiele und Vaudeville wandern zu uns herüber, ja, was das Verwunderſamſte, die letzteren beiden Gattungen in ungeheueren Massen. So sehr sind wir an diese Erscheinung gewöhnt, daß es vielleicht auffällt, wenn ich mich darüber verwundere. Aber soll man es nicht? Wir müssen bedenken, daß das Französische Lustspiel und Vaudeville ganz und gar auf den augenblicklichen Interessen und Stimmungen der Französischen Welt, d. h. von Paris, erbauet ist, wie soll es nun möglich sein, anderwärts diese in der That localen Anspielungen, die in Frankreich jedoch, weil Paris sein absoluter Repräsentant ist, zugleich nationale sind, zu verstehen, zu genießen, namentlich bei dem Vaudeville, diesem arielhaften flüchtigen Gebilde, das sich an

alle Phasen des socialen Lebens chamäleontisch anschmiegt? Und wir nehmen diese unter einer so prägnanten Bedingtheit entstehenden Dramen nicht nur bei uns auf, sondern wir lassen sie uns im Durchschnitt in den scheußlichsten Uebersetzungen gefallen, die von Sprachfehlern, von Queersinn, von Unrichtigkeiten, Sinnlosigkeiten wimmeln, die uns den perlenden Dialog in Holzhackermanier zerstücken. Der Beisatz auf dem Titel: aus dem Französischen, macht Alles gut. Diesem ungestümen Drange, uns der Französischen Bühne der Gegenwart sogleich zu bemächtigen, muß etwas Tieferes, als bloße Zerstreuungssucht, als bloße Armuth an eigenen Productionen zu Grunde liegen. Die letztere Meinung würde schon dadurch sich widerlegen, daß allein das Wiener Lust- und Singspiel einen ungeheuern, in Norddeutschland nur zum Theil gekannten Reichthum besitzt und daß diese Stücke in der That weder in der Composition noch in der Ausführung, am wenigsten im Witz und im Musikalischen, vor den Französischen sich zu schämen haben. Es muß also eine Sympathie der Nation sein, welche diesen Zauber bewirkt und diese Sympathie muß wiederum durch den Gegensatz bewirkt werden, den die Franzosen und Deutschen zu einander machen, den sie aber auch zu versöhnen trachten. Die Zeit des Hasses ist für beide

Völker vorüber. Sie sagen es sich zwar oft noch sehr nachdrücklich, daß sie höchst unabhängig von einander seien und sich, ihre Selbstständigkeit zu wahren, einander sogleich mit allen Mordinstrumenten der modernsten Kriegführung todtschlagen würden. Herr Becker hat diesen Trotz der Nationalität den Franzosen und Herr Alfred de Müsset den Deutschen erst neuerdings zugesungen. Allein viel mehr als auf den Krieg sind sie auf den Frieden mit einander gestellt und wir haben das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß eine Armee von 600,000 Mann, die vor Schlachtenruhm zu brennen schien, nach einigen Monaten wieder in die friedlichste Stimmung zurückging, daß Rüstungen, die allem menschlichen Urtheil nach, in einen kriegerischen Ausbruch endigen mußten, ruhig wieder zurückgenommen werden konnten. Der Deutsche hat an dem Franzosen Alles, was ihm fehlt, äußerliche Glätte, gesellige Vielseitigkeit, persönliche Unbefangenheit gepaart mit großem persönlichen Selbstgefühl, Nationalbewußtsein, Oeffentlichkeit des Lebens, Raschheit der That. Umgekehrt hat der Franzose an dem Deutschen die Innigkeit des Gefühls, die Nachhaltigkeit der Bildung, die Humanität des Bewußtseins, die Universalität des Lebens und Strebens, die Reife der Handlung. Aber eben weil nun der Deutsche der universellere ist, weil

ihn kein Nationaldünkel hemmt, so ist er der geschäftigere, sich das Französische Element anzueignen. Der Franzose läßt sich zu seinem Unterricht bequem den Deutschen nach Paris kommen, der Deutsche aber lernt nicht nur schon in den Schulen Französisch, oder schon von einer bonne, einer Gouvernante im Schooß der Familie, er setzt sogar ein point d'honneur darin, das Französische ohne Deutschen Accent zu sprechen und eine Pariſisch geschulte Conversation zu führen. Er liest die Französischen Classiker so gut, als die seinigen; er greift im Kaffehause eher zum Courier français, zum Journal des débats, als zur heimischen Zeitung; er bekümmert sich genau um die modische Terminologie, denn daß er im Anzug nach der Pariſer Mode verfährt, versteht sich von selbst; er würde sich in den Straßen von Paris ziemlich zurechtfinden, wenn er plötzlich dahin versetzt würde, denn durch das Studium der Französischen Revolutionsgeschichte und durch Zeitungen, Reisebeschreibungen ist er mit diesem welthistorischen Local so genau wie mit dem Römischen aus der Schulzeit bekannt. Sagen zu können, auch er sei in Paris gewesen, gehört zum größten Stolz des Deutschen. Dresden, Berlin u. s. w. ist nichts, aber Paris, Paris! Diese Nothwendigkeit des Deutschen, an dem Franzosen seinen bald bewunderten, bald wegen

seiner Frivolität verachteten, wegen seiner Ungründlichkeit bemitleideten Doppelgänger zu haben, muß man erwägen, um einzusehen, daß die Eile, das Neueste des Französischen Repertoirs sofort dem unsrigen einzuverleiben, nicht eine vereinzelt stehende Thatsache ist. Wir erklären uns daraus auch die Allgemeinheit des Verständnisses, deren die Französischen Dramen sich bei uns wirklich erfreuen. Es sind nicht nur die sogenannten höheren Stände, nicht nur die gebildeten Mittelclassen, welche dasselbe besitzen, sondern selbst das gemeine Volk. Die Kriege unseres Jahrhundert's haben ihm viel Geographie und Historie beigebracht und überdem hat es ja an den Gebildeten, an den Vornehmen fortwährend nichts als den Französischen Ton vor sich, muß also mit ihm bis auf einen gewissen Grad vertraut sein. Es kommen allerdings oft seltsame Quid pro quo auf dem Theater bei Bearbeitung Französischer Stücke vor, allein das Volk legt sich die Sache zurecht und läßt sich durch den Kummer nicht stören, daß man nur aus dem Original zur letzten Erkenntniß durchdringen könne. Töpfer übersetzte gamin de Paris mit: Pariser Taugenichts. Man hat dies lebhaft getadelt. Sollte er aber das Wort gamin auf dem Titel lassen, so hätte nicht nur die Unschuld der Gallerie, sondern auch wohl mancher Doctor der Philosophie

nicht sogleich gewußt, was denn ein gamin sei. Er schrieb daher Taugenichts. Statt des Gamins, der ein specifischer Typus der Pariser Bevölkerung seit der letzten Revolution ist, setzte er mit diesem Wort eine Realdefinition, in der das Richtige lag, daß das Volk sich für einen Taugenichts interessirt, weil es ein verwogenes Subject dahinter vermuthet. Straßenjunge wäre für den gamin wieder zu gemein gewesen. Taugenichts aber sagt man auch wohl scherzhaft. So haben wir denn auf unserem hiesigen Theater erlebt, daß der Pariser Taugenichts zwei Winter hindurch gewiß so oft als der Auber'sche Maskenball aufgeführt wurde, d. h. alle vierzehn Tage wenigstens einmal. So sehr war er ein Liebling des Publicums geworden und die Gallerie besonders hing nicht nur dem wilden gutherzigen Burschen, der seine besten Kleider ohne Rücksicht zerreißt, aber im Leichtsinn das Herz am rechten Fleck hat, mit Zärtlichkeit an, sondern verehrte vorzüglich den alten Napoleonischen Obristen mit leidenschaftlicher Hingebung.

Selbst auf die Oper erstreckt sich der Französische Einfluß. Ich mag nicht die so oft dagewesene Auseinandersetzung wiederholen, weshalb die Oper in unserer Zeit dem recitirenden Drama einen so großen Abbruch hat thun müssen. Hier irren wir uns nicht. Man kann parodirend die Tieck'schen Verse daran wenden:

Oper ſpricht in tiefen Tönen,
Denn Gedanken ſteh'n zu ferne,
Nur in Tönen mag ſie gerne
Alles, was ſie will, verſchönen.

Aber ich bemerke, daß ſeit zehn Jahren von allen Opern nur zwei, auch bei uns hier in Königsberg, zu einer wahrhaft populären Geltung gelangt ſind. Dies ſind die Stumme von Portici und der Maskenball. Alle andern Opern, auch die übrigen Auber'ſchen, haben mehr die Kunſtkenner beſchäftigt, ſind aber nicht ſo in das Volk eingedrungen. Robert der Teufel und die Huguenotten, dieſe Rieſenaggregate kleiner Meiſterſtücke, Bellini's Romeo und Julie, Adams Poſtillion von Lonjúmeau und Brauer von Preſton, Donizetti's Anna Boleyn u. ſ. w. haben das Publicum lebhaft beſchäftigt und namentlich hat Romeo und Julie alle Herzen entzückt — aber eine ſolche Liebe, wie jene Opern, haben ſie doch nicht erlangt. Unſtreitig iſt es das dramatiſche Leben der Handlung, das Melodiſche der Compoſition, was ſie ſo eingeſchmeichelt hat, aber gewiß nicht dies allein, ſondern der Umſtand, daß ſie die Empfindungen der Maſſe angeſprochen haben; die Seele ihrer Muſik wohnt in den Chören. In mehren Deutſchen Reſidenzen wurden deshalb dieſe Opern auch verboten, obwohl dieſe Maaßregel gewiß unnöthig war, da die Theilnahme an

dem politischen Element derselben bei uns in der That nur poetisch ist. In der einen wird vom Volk ein Fischer auf den Thron erhoben, geht aber im Wahnsinn unter; in der andern fällt ein König als Opfer einer Verschwörung; in beiden ist daher ein fatalistischer Ton, der in der ersteren zum lauten Sturm des Straßentumultes anschwillt, in der zweiten mit dumpfem, drohenden Gemurr der Verschworenen in den Zimmern der Paläste grauenvoll umherwogt. Dort sehen wir das Volk gegen die Regierung, hier die Aristokratie gegen den Monarchen gerichtet. Die Behandlung dieser Elemente ist aber wahrhaftig weder Neapolitanisch, noch Schwedisch, sondern von Scribe, der bald Lope de Vega an Fruchtbarkeit übersiegt haben wird, ächt Französisch. Nur in Frankreich, wo das Factionswesen an der Tagesordnung, wo eine Dynastie zweimal verjagt, wo ein Lieutenant zum Kaiser erhoben wurde, ist so etwas möglich.

Blicken wir nun zurück, so ist nach dem Gesagten der Zustand unseres jetzigen Theaters nichts weniger als erfreulich. Eklekticismus, stereotype Charaktere und Wendungen, Erstarrung der Phantasie, Richtung derselben auf das Aeußerliche, Sinnliche, der Skepticismus der Zeit, die Verwirrung der Meinungen, Herrschaft des Französischen Repertoirs im unsrigen, Einseitigkeit der

Operntendenz, alle dieſe Thatſachen verbinden ſich, um unſere dramatiſche Productivität herabzudrücken. In Folge der Erkenntniß ſolcher Nullität hat man mit dem größten Wohlmeinen, mit dem redlichſten Eifer von einzelnen Puncten aus eine Belebung des Theaters verſucht. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß vereinzelte Bemühungen völlig unausreichend ſind, wo es ſich um ein nationales Streben handelt; alle dieſe an ſich nicht verwerflichen Rettungsexperimente müſſen erſt wieder von einer größeren Einheit erfaßt und organiſirt werden. Ich werde die vornehmſten derſelben aufführen, weil man daraus erſehen kann, daß ſie alle weſentlichen Momente, auf die es beim Theater ankommt, durchlaufen. Dieſe weſentlichen Puncte ſind das Drama, ſeine Darſtellungen und die Kritik.

Man hat alſo 1) das Drama heben wollen und hat deshalb Preiſe ausgeſetzt; dies iſt ſowohl von Privaten z. B. Herrn von Cotta für Lewalds Theaterrevue, als von Hofbühnen z. B. in dieſem Augenblick von der Preußiſchen geſchehen. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Preisdramen immer nur Luſtſpiele ſein ſollen. Es liegt dieſer Forderung vielleicht der richtige Tact zu Grunde, daß das Luſtſpiel der rechte Sittenſpiegel einer Zeit, daß es mehr geſelliger Natur iſt, daher auch eher zu einem beſtimmten Termin geliefert werden kann,

als das Trauerspiel, dessen Ernst mehr das Werk einer einsamen Schöpfung sein muß. Ich brauche aber nicht erst zu sagen, daß wir auf diesem Wege öffentlicher Concurrenz nichts als ein paar schon wieder vergessene Stücke erlangt haben.

Man hat 2) die theatralische Darstellung zu heben gesucht. Dies ist im ausgedehntesten Umfang ein Jahr hindurch in Düsseldorf unter Immermann's Leitung geschehen. Es zeigte sich hier in den glänzendsten Resultaten, daß unsere Schauspieler an sich nicht schlechter sind, als sie es sonst waren. Allein der ewige Rollenwechsel, der Mißbrauch des Gedächtnisses, die Unlust, womit ein Schauspieler an eine Arbeit gehen muß, deren Mühe nur einen einzigen Abend füllt, in welcher er es nie zur Vollendung bringen kann, die Hoffnungslosigkeit, durch häufige Wiederholung sich jemals mit einer Rolle identificiren zu können, muß den heutigen Schauspieler zur Verzweiflung bringen, so daß er auf die Idealität des Spiels resignirt und mit sich als bloßem Routinier zufrieden wird. Namentlich bedarf der Komiker nicht nur eines engen Verwachsens mit seinen Rollen, das er lediglich durch häufige Reproduction erwerben kann, damit er ohne alles Gedächtnißstocken und mit völliger Vergessenheit der Umgebung spielen könne; er bedarf auch eines längeren Verkehrs mit seinem Publicum, damit

daſſelbe die Feinheiten ſeines Spiels, den leichten Tonwechſel, das Zucken einer Augenbraue, das Knicken eines Beins, das Schlenkern eines Fingers, leicht auffaſſen könne, Vortheile, die dem Komiker, wenn er wandern und alle ſechs Monate anderwärts ſpielen muß, gänzlich verloren gehen. Immermann beſchränkte daher das Repertoire außerordentlich, erweiterte es langſam mit vorſichtiger Bezugnahme auf die vorhandenen Kräfte und ſuchte den Geſchmack durch Wahl claſſiſcher Stücke zu heben. Dieſe Mittel ſtehen einer jeden Bühne zu Gebot, wäre nicht ein Donnerwort, das den guten Willen zu ihrer Anwendung ſo oft vernichtete. Dies Wort heißt: die Caſſe. — Aehnliches als Immermann hier leiſtete, hoffte man von Seidelmann's Einwirkung als Muſterſchauſpieler und Regiſſeur. Lewald ſchrieb eigends eine Brochüre zu dieſem Zweck unter dem Titel: Seidelmann und das Deutſche Schauſpiel, der jedoch von Stuttgart aus durch Köſtlin, genannt Reinhold, lebhaft widerſprochen ward. — Eine anderweite Belebung wollte ein kleinerer Deutſcher Fürſt dadurch bewirken, daß er eine commedia del arte in Vorſchlag brachte. Es ſollte nur der allgemeine Plan der Stücke angelegt, die Detailausführung aber den Spielenden überlaſſen werden. Die Schauſpieler ſollten alſo ſelbſt zu Dichtern werden und dies Improviſiren das Schlep-

pende, Manierirte, Unnatürliche des gewöhnlichen Spiels aufheben. Aus dieſer Reaction des Naturalismus gegen das dramatiſche Schriftthum und gegen den Mechanismus der Tradition iſt gleichfalls nichts geworden. — Noch eine andere Zuflucht nahm man zu dem Gedanken einer Theaterſchule, wofür Eduard Devrient und Karl Gutzkow beſonders zu intereſſiren ſuchten. Die Schauſpieler ſollten ſo gut als die Maler, Muſiker, Kaufleute, Oekonomen, ihre eigenen Bildungsanſtalten haben, wo ſie in den Sprachen, vor Allem in der Deutſchen, in der Declamation, im Tanz, im Fechten und in der Mimik, in der Geſchichte und Poetik unterrichtet würden. Bis jetzt iſt auch aus dieſen theatraliſchen Conſervatorien nichts geworden und noch weniger aus dem Gedanken, das Volksſchauſpiel wieder zu erwecken. Die anziehende Beſchreibung, welche Lewald von der Paſſion machte, die zu Mittenwalde im Innthal von einfachen Landleuten mehre Wochen hindurch nach jahrelanger Vorbereitung trefflich ausgeführt ward, gab die Veranlaſſung dazu. Die Darſtellung geſchah unter freiem Himmel. Eine ſteile Alpe bildete den impoſanten Hintergrund. Wenn die Jeſuiten in der Schweiz noch mehr um ſich greifen, wenn ſie erſt wieder in Baiern, Tyrol, Steyermark eingedrungen ſind, ſo dürfte allerdings die Frage ſein, ob ſie nicht das geiſt-

liche Schauspiel, das Mysterium wieder aufnehmen würden, um dem Einfluß der weltlichen Bühne entgegenzuarbeiten.

Endlich 3) hat man von Seiten der Kritik Vieles gethan, einen höheren Zustand des Theaters zu begründen. Nicht nur wird der Besprechung desselben in den Journalen der meiste Raum gewidmet, sondern die Kritik hat auch rühmliche Anstrengungen gemacht, den Autoren eine Tantième von den Bühnen zu verschaffen, um dadurch, wie in Frankreich, die Productionslust zu steigern. Sie hat durch Marggraff und Willkomm für ein Theaterlexikon gesorgt und in dem neuesten eben so geistvollen als kenntnißreichen Werk von Rötscher: Die Kunst der dramatischen Darstellung in ihrem organischen Zusammenhange gewissermaaßen einen einstweiligen Abschluß erreicht.

Es ist ein Gesetz der Geschichte, daß die productiven synthetischen und die kritischen, analytischen Epochen einander ablösen. Aus dem Culminiren der kritischen Epoche in unseren Tagen könnte man daher den Schluß ziehen, daß die productive Wendung nahe vor der Thür stehe. Man könnte sogar auf die Vermuthung kommen, daß unsere dramatische Literatur noch einmal denselben Schritt zu thun im Begriff stehe, den sie im vorigen Jahrhundert that. Damals war es ein Kritiker, Lessing, mit welchem sie nach langen Vorbe-

reitungen in eine neue Bahn eintrat. Man könnte glauben, daß Gutzkow denselben Beruf, die nämliche Stellung habe, den Kritiker mit dem Dichter zu vereinen, ließe sich nicht fürchten, daß er sich den Zwiespalt zwischen dem Ideal und dem bühnengerechten Realismus zu leicht zu machen anfinge. Wenn es ihm gelingt, die ideale Höhe, die er bereits im Nero einnahm, mit der draſtiſchen Spannkraft ſeines Richard, Werner, Patkul zu vereinigen, ſo wird an ſeinen Namen ſich einer der merkwürdigſten Uebergänge in unſerer Literatur knüpfen. Ein Drama von ihm, König Saul, zeigt uns noch das bunteſte Durcheinander von Idealismus und Realismus und die ſchönſten Situationen erſcheinen oft in die Schnürbruſt der theatraliſchen Regelrichtigkeit, des Bühnencomments, der Theatercoups eingeengt, wodurch denn nothwendig die Tiefe des Inhalts nur oberflächlich erfaßt und das Erhabenſte oft an den Abgrund der Lächerlichkeit geſchoben iſt.

Vergeſſen wir auch nicht, daß wir, ſo ſchlecht die Sache ſteht, doch die Theilnahme für ſie und ihren Fortſchritt ſtets lebendig, daß wir immer wackere Vertreter deſſelben finden; vergeſſen wir nicht, daß nicht blos Dichter, Schauſpieler und Kritiker, daß vielmehr wir Alle das Theater produciren, daß ſein Zuſtand eine gemeinſame Schuld iſt; vergeſſen wir nicht, daß es, auch

in ſeiner Geſunkenheit, ein Spiegel unſerer Zeit iſt; vergeſſen wir endlich nicht, daß die Welt in manchen Dingen fortſchreiten kann, während ſie in andern zurückbleibt und daß das Theater zwar eine wichtige, allein doch nicht die wichtigſte Angelegenheit der Nation iſt.

Königsberg hatte früher auf dem Fleck, wo gegenwärtig die neue Altſtädtiſche Kirche erbauet wird, noch ein von den Ruſſen begründetes Theatergebäude, in welchem das kleine Luſtſpiel, das Converſationsſtück, außerdem Taſchenſpieler, Bauchredner, Marionetten, Declamatoren, eine heitere Zuflucht fanden. Es iſt zu bedauern, daß wir dies Haus entbehren. Das eigentliche Theater der Reſidenz, wie ſein ſtolzer Titel klingt, iſt von Außen ungaſtlich anzuſchauen und auch im Innern zunächſt nicht ſehr erquicklich. Aus einem Vorurtheil der Wohlhabenderen und Gebildeteren unſerer Miteinwohner, die Reiſen machen und andere Theater beſuchen können, iſt es oft ganz verödet und bietet dann einen unheimlichen Aufenthalt dar, in welchem Froſt, Dunkelheit, Kahlheit der Architektur, der Lichterqualm des Orcheſters, Vorhören der heiſeren Soufleurſtimme eine entſetzliche Stimmung erzeugen können. Hoffen wir, daß auch dies Inſtitut ſich von Neuem erhebe, daß es mit dem friſchen Aufſtreben Preu-

ßens ebenfalls frühlingskräftig fortſchreite und, wie wenig es noch den Anſchein habe, in ſeiner winterlich trüben Hülle eine reizende Knospe der menſchlichſten Kunſt zeitige.

Die Kirchhöfe.

In älteren Zeiten verſammelte die kirchliche Gemeinde ihre Todten um ſich herum. Der Kirchhof hat eben daher ſeinen Namen. Man wandelte durch Gräberreihen in die Tempelhallen. Man erinnerte ſich beim Gehen und Kommen der Entſchlafenen und von manchem mooſigen Stein, manchem Kreuz blickte ein lieber Name uns an und aus manchem Baum, der über die Hügel hinſchattete, ſchienen uns traute Stimmen zu rufen. Wenn die Morgenſonne die Thauperlen in den Grashalmen der Gräber blitzen machte, wenn ein Schmetterling aus dem Kelch einer Roſe in die Luft hinaufſchwebte, wie eine Blume, die plötzlich vom Stamm ſich gelöst habe, wenn die Kinder ſo vergnügt zwiſchen den grünen Wölbungen ſich tummelten und nur zuweilen nach dem Kirchenvogt ſchielten, ob er ihnen nicht das

Handwerk legen würde, „weil die Predigt schon angegangen," so konnte man recht Jean Paulisch sentimental werden. Wie oft habe ich als Knabe an solchen Morgen auf dem großen von einer Mauer im Quadrat umgebenen Hofe der St. Jacobskirche in Magdeburg gesessen, was habe ich alles dann geträumt, wenn die Orgel und der Gemeindegesang wie ein alle Räthsel erklärendes und verklärendes Wort erscholl! Wie schön erschien mir die ganze Welt, wie gut und würdig dünkten mich alle Menschen, die zur Kirche aus- und eingingen, wie vertraut kam ich mir im Umgang mit Gott vor, der in diesen Räumen ganz besonders zu Hause sein müsse. Der Todtengräber war mein bester Freund. Ich wohnte allen „Leichen" bei und half dem Mann und seinen Töchtern die Knochen im Beinhause schichten. Wenn ein neues Grab gemacht wurde, war meine seltsame Neugier immer, ob wir an den Schädelknochen noch Haar finden würden und oft erzählte mir der Todtengräber, indeß er faulende Holzsplitter und Gebeine mit der Erde auswarf, die Geschichte des Todten, der, nach der ihm gesetzlich gelassenen Frist, nun zu Staub geworden war und einem andern Platz machen mußte. Wie wunderbar erschien mir dann die Allmacht Gottes, der diese in Erde verwandelten Leiber, diese Knochen, die ich selbst in's Beinhaus trug, diese Schädel

und Zähne, die ich willkürlich durch einander miſchte, doch am jüngſten Tage wieder völlig neu erwecken würde! Und wie freute ich mich daher auf den jüngſten Tag, dies Wunder aller Wunder zu ſchauen.

Wenn man ſo an den Mauern der Kirche umher ging, da waren nichts als Begräbniſſe; überall ſtarrte hier das Stundenglas, das Gerippe des Freund Hain mit der Hippe; dicke Pausköpfe mit Flügeln ſollten die Seelen vorſtellen. Auch knieeten auf den Grabſteinen die ehrſamen Ritter und Bürger oft in Lebensgröße und man konnte leſen, wie ſie ſelbſt ihre Geburt, ihr Herkommen, Schickſal und Tod erzählten und Gott um „eine fröhliche Urſtänd“ baten. Kam man in die Kirche, ſo lieſen abermals an den Wänden nichts als Grabdenkmale hin und der Fuß wandelte auf lauter Gewölben, in denen Sarg auf Sarg ſtand.

Auf den Dörfern wird dieſer Zuſammenhang der lebenden Gemeinde mit der todten noch lange bleiben, vielleicht immer, weil hier die Sanitätspolizei um friſche Luft nicht verlegen zu ſein braucht, die böſen Schwaden zu vertreiben, die von den Todten ausgehaucht werden. Das Beiſetzen in Gewölben innerhalb der Kirche wird natürlich hier auch ein Ende nehmen, aber an den Sargkronen, die man von Kindern, Jung-

frauen und Junggesellen in die Kirche aufnimmt und an den Wänden befestigt, sieht man, wie die Gemeinde das Gedächtniß derer, die gegen den Lauf der Natur früh aus ihr geschieden sind, sich noch zu erhalten weiß. Diese bunten Blumenkronen mit ihren langen seidenen Bändern und goldenen Flittern, mit ihrem geisterhaften Flüstern, haben mich in Dorfkirchen oft mehr erbaut, als der wohlgesetzte Sermon des Predigers. Ueberhaupt ist eine ächte Deutsche Dorfkirche für mich so unergründlich an wehmüthigen Empfindungen, daß ich lieber davon zu reden aufhören will.

Die Rücksicht auf die Gesundheit nicht allein, auch die immer mehr wachsende Menschenzahl nöthigte zu dem Schritt, den Friedhof vor das Thor hinaus zu verlegen. Selbst London, das in den Sitten so fest an dem Mittelalter hängt, hat sich jetzt dazu entschlossen. Diejenigen, die das Schicksal zuerst trifft, eine solche Todtencolonie anlegen zu müssen, haben freilich viel zu verwinden, bevor sie aus dem alten System sich herausbewegen. Ich habe dies selbst erfahren. Meine Mutter war auf dem kleineren Kirchhof dicht vor unserer Wallonischen-Kirche in Magdeburg begraben. Eine Pappel war auf das Grab gepflanzt und ich und meine Schwester freuten uns mit tiefer Rührung über den wachsenden Baum,

ſo oft wir zur Kirche aus und ein gingen. Der Blick meines Vaters vollends ſtreifte nur mit Thränen an die Mauer, an welcher das Grab lag. Jahre lang war davon die Rede, daß er neben der Mutter beerdigt werden ſollte. Es galt dies als ein bedeutender Troſt für ihr früheres Sterben. Man ſtellte ſich gewiſſermaaßen vor, daß dieſe räumliche Nähe unter der Erde die Gemeinſchaft im Jenſeits beſchleunige und unterſtütze. Als aber mein Vater einige Jahre darnach im Winter ſtarb, war ſchon eine neue Todtenordnung eingerichtet. Eine Commiſſion forderte das Zeugniß des Arztes ein, daß er wirklich todt ſei und beſtimmte Ort und Zeit des Begräbniſſes. Wir Kinder hatten nur den Sarg machen zu laſſen und zu bezahlen. Der Todte wurde von dem Leichenwagen abgeholt und an ſeine Nummer abgeliefert. Der neue polizeimäßige Gottesacker lag vor dem Kröckenthor in einer Ebene, auf welcher früher die Neuſtadt, eine Vorſtadt Magdeburgs, geſtanden hatte. In dieſer Neuſtadt, die von den Franzoſen abgeriſſen war, hatten meine Eltern ein Haus beſeſſen und unweit dieſer Stelle, wo wir Kinder geboren waren, war nun der Begräbnißort des Vaters. Es waren erſt wenig Mannsgräber und mein Vater bekam Nummer 37. Meine Mutter war nach alter Sitte von Trägern zur Gruft getragen

worden und das Schwanken eines solchen Sarges auf den Schultern der Schwarzröcke, das Stapfen der schwarzen langen Gabeln, die sie zur Unterstützung der Last führten, auf dem Pflaster, das jeweilige Anhalten zum Ruhen, die Citrone, die sie mit weißen Handschuhen in den Händen hielten, dies Alles schien mir immer unendlich feierlich. Mein Vater dagegen schien mir nach der neuen Sitte ganz profan wie eine Waare behandelt zu werden. Er wurde durch die langen Straßen, durch alle Festungswerke über so viele Brücken ziemlich flink hin gefahren und da draußen pfiff der Wind so öde über die eisige Fläche. Das Auge hatte keinen Anhalt an einem kirchlichen Gebäude. Aller Respect für die Todten schien mir verloren.

Man verzeihe, wenn ich hier unwillkürlich von mir selbst gesprochen habe. Ich wüßte aber kaum die große Veränderung, die in unseren Sitten in Betreff der Todten eingetreten ist, schärfer als durch diese Erinnerungen zu schildern. Das jüngere Geschlecht weiß es nun schon nicht anders und vertheidigt die Lage der Gottesäcker außerhalb der Stadt mit vielen triftigen Gründen. Es liegt außer der physischen und wegen des Mangels an Raum mechanischen Nothwendigkeit unzweifelhaft auch die strengere Sonderung aller Elemente der Gesellschaft darin, welche

Analyse wiederum auf die höhere Einheit der Synthese zurückwirkt. Wir scheiden Leben und Tod viel bestimmter, als die frühere Zeit, welche sie mehr mit einander vermischte. Man hielt den Todten länger im Leben fest; gegenwärtig sondert man ihn schnell aus. Früherhin gab es daher auch eine Menge Sagen von der Macht der Todten über die Lebenden. Ein gespenstischer Zug schauderte durch das Geschlecht. Jetzt ist die Auffassung des Todtenreichs eine heitere geworden. Das Leben stößt den Todten entschieden von sich aus, entfernt ihn aus seinem Bezirk und hat damit den unheimlichen Druck zerstört, welchen die Todtenatmosphäre, der Gedanke, daß zwanzig Schritte von uns o[illegible] an unseren Geliebtesten die Verwesung nage, ausübte. Dies Verwesen ist ein Naturproceß und wird daher auch billig der Natur zugewiesen. Die Kirchhöfe haben sich allmälig in Gärten verwandelt. Die finsteren Darstellungen des Todes sind seit Lessing's Abhandlung: wie die Alten den Tod bildeten, immer mehr verschwunden. Die grinsenden Skelette sind freundlichen Symbolen gewichen. Vor Allem ist das einfache Kreuz wieder beliebt geworden.

In Königsberg sind nur noch fünf Kirchhöfe nicht außerhalb der Stadt. Der eine, auf

den ich blicken kann, indem ich dies schreibe, weil er meiner jetzigen Wohnung vis a vis liegt, gehört der Deutschreformirten Gemeinde an; die anderen sind der Haberberger, der Domkirchhof, Roßgärtner und Judenfriedhof. Indessen sind diese letzteren so nah an dem Stadtwall gelegen und haben so wenig abschließende Häuser um sich, daß sie als vollkommen polizeimäßig zu betrachten sind. Es ist eben so gut, als wenn ihr Terrain erst zwanzig Schritt weiterhin anfinge.

Die andern Kirchhöfe liegen unmittelbar vor den Thoren am Rand des Walles entlang und man kann recht humoristische Gedanken darüber haben, wenn man als Spaziergänger auf dem Wall zwischen dem zweckvoll geschäftigen Leben der Stadt und den stummen Todten zum Vergnügen in der Mitte wandelt.

Der Todtendienst ist noch recht lebendig. Oft sehe ich ganze Familien zu den Stätten ihrer Lieben wallfahrten, besonders Frauen; aber auch an Männern fehlt es nicht, die hier die rechte Seelenmesse halten. Wenn ich zumal auf meinen Gängen an die Sternwarte komme, ist es sehr selten der Fall, daß ich nicht Besucher zu dem hier gelegenen Kirchhof hingehen oder von ihm kommen sähe.

Einen besonderen Aufwand macht der Königsberger für das Begräbniß. Der Sarg wird

ſtattlich gearbeitet, blank gebohnt, mit Spitzen ausgeſchlagen, mit funkelnden Silberſtickereien, die zur Miethe zu haben ſind, verziert. Eine Menge von Wagen müſſen zuſammenkommen, die Nachfolge zu bilden. Denn da der Todte gefahren wird, die Kirchhöfe weit entfernt ſind, das Wetter oft mißlich iſt, ſo müſſen auch die Gäſte aus dem Trauerhauſe fahren. Nur bei höchſt feierlichen Ausnahmen tritt wieder die Nachfolge zu Fuß ein, wenn ein General, Obriſt, ein Oberbürgermeiſter, ein Präſident, Conſiſtorialrath und ähnliche Vornehmheiten „das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt haben.“ In dem Trauerhauſe darf es an Chokolade, Kuchen und Wein nicht fehlen und draußen auf der Straße ſteht in dichten Haufen ein aufmerkſames Publicum, welches auf jeden Lohnbedienten, auf jede Torte, auf jeden neu ankommenden Wagen achtet und nach der Anzahl dieſer Leichenzugingredienzen die Liebe der Hinterlaſſenen abwägt. Vielfach iſt ſchon unter uns gegen dieſen Luxus geeifert worden, weil gar Mancher ſich dabei in Schulden geſtürzt hat — aber es iſt einmal Sitte und, wenn nicht Heuchelei bei der feſtlichen Zurichtung herrſcht, wenn die Vermögensverhältniſſe dieſelbe erlauben, ſo iſt in der That nichts dagegen zu ſagen. Da es die „letzte Ehre“ iſt, die man dem Verſtorbenen zu widmen vermag, da ſein Gedächtniß oft genug wie mit

einem Schwamm aus dem Bewußtſein der Lebenden gewiſcht iſt, ſo wird das Streben natürlich, ſich gleichſam in ſeiner Verherrlichung zu erſchöpfen. Auch hindert die Richtung auf die Weltlichkeit des Gepränges, auf den Empfang und die Bewirthung der Gäſte die ſentimentale Maaßloſigkeit, zu welcher die Schwäche oft ſo geneigt iſt. Man muß ſich Gewalt anthun und macht in dem Gewimmel der Menſchen unwillkürlich die Reflexion, daß die Welt, obwohl ihr ein Menſch genommen, doch keinen Mangel an Menſchen habe und rüſtig ihren gewohnten Gang fortſetze. Die Sucht freilich, es ſich an Koſtbarkeit des Begräbniſſes einander zuvorzuthun und nur der Nachbarn wegen, nur der Kritik der Verwandten halber, auf Borg mit Sorge um die Wiederbezahlung eine Prachtausgabe des Leichenbegängniſſes zu veranſtalten, iſt abſcheulich.

Beſondere Geldkoſten verurſacht es hier, wenn der Zug, zum Gottesacker zu gelangen, durch fremde Kirchſpiele geht, weil jedes derſelben die Sterbegebühren ſich eben ſo zahlen läßt, als ob der Todte ſein Todter wäre. Für den Platz, für den Todtengräber, für die Leichendiener, für den Glockenläuter, für den Pfarrer, für die Armen muß eine geſetzliche Taxe entrichtet werden. Poetiſch genommen iſt dieſe Barbarei intereſſant. Jedes Kirchſpiel will den Todten feſthalten. Bis hieher und nicht weiter, ſoll er kommen. Er iſt

zur Ruhe und dieſe ſoll ihm auch als Leichnam ſo ſchnell als möglich zu Theil werden. Jede Kirche kann ſie ihm gewähren. Was will er ſich noch weiter bemühen? Aber an dieſe Poeſie denkt gewiß Niemand, nur an das Geld.

Vielfach iſt unter uns über die Erbauung von Leichenhäuſern verhandelt worden. Die Zeitung hat durch raiſonnirende Artikel, durch Auszüge aus dahin einſchlagenden Schriften das Intereſſe des Publicums dafür anzuregen geſucht. In der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft ſind Vorträge zu dieſem Zweck gehalten worden. Ein Verein zur Unterzeichnung von Actien hat ſich gebildet und wir ſind wohl Alle davon überzeugt, daß es Pflicht des Gemeinweſens iſt, ſich die Gewißheit zu verſchaffen, mit der Beerdigung nicht einen Mord zu begehen. Von allem Grauenvollen iſt das Sterbenmüſſen in einem rings von Erde umpreßten Sarge gewiß das Grauenvollſte. In der Hölle ſtellt man ſich doch noch einen Spielraum vor und eine Helligkeit von dem Flackerſcheine der Schwefelflammen. Aber in dem finſtern vernagelten Sarge tief in der feuchten Erde zum Leben zu erwachen, um ſich nur des Sterbens bewußt zu werden, des Sterbens in der grauſamſten Weiſe — es iſt entſetzlich. Die verzweiflungsvollen Züge von Scheintodten, die man zu ſpät von ihrer Qual befreien wollte,

die in der Angſt angenagten Hände, die Spuren von Erdroſſelungsverſuchen, dieſes Ringen nach dem Tode, bis die wenige Luft verathmet war und das Erſticken eintrat — laſſen ſie uns nicht tief genug in dies Elend blicken?

Die Chineſen haben die Acupunctur d. h. ſie durchſtechen das Herz des Todten mit einer ſcharfen Nadel. Die Aegyptier balſamirten den Todten ein, was ganz vortrefflich, nur zu koſtſpielig iſt. Römer und Griechen verbrannten ihn; ebenfalls vortrefflich. Ich kann dann in einer kleinen Vaſe die Aſche des Todten auf meinem Schreibtiſch ſtehen haben, aber leider auch zu koſtſpielig in unſern holzarmen Zeiten, obwohl Zſchocke in einem ſeiner Freimauererromane mit Beſtimmtheit die Zeit verkündigt, in welcher alle Leichen verbrannt werden würden. Es ſind nur noch fünfhundert Jahre, bis dieſe äſthetiſche Sitte allgemein werden ſoll. Für den, der jetzt nicht lebendig begraben werden will, eine zu lange Ausſicht. Ich kann mich nur eines einzigen Falles erinnern, in welchem das Verbrennen — außer bei Ketzern — in Europa vorgekommen iſt, als Byron und Hunt Shelley's Leichnam auf einem Scheiterhaufen am Ufer des Meeres zu Aſche brannten. Somit bleibt uns nur das Leichenhaus zur Garantie gegen den Scheintod, denn die Acupunctur hat für uns etwas Verletzendes.

Es haftet so etwas von Mord daran und könnte daher nur vollzogen werden, nachdem der Verwesungsproceß angefangen und der Arzt dem Todten seinen Laufpaß gegeben hätte. Aber eben die Schwierigkeit, die Todten bis zum Moment der ostensibeln Fäulniß in einem Privathause, wo oft so viel Menschen zusammengedrängt sind, transportfähig aufzubewahren, so wie die Skepsis unserer gründlichen unterrichteten Aerzte, welche die Todessimulation kataleptischer Zustände erforscht haben, an den gewöhnlichen Merkmalen des Todes, Athemlosigkeit, Blutstockung, Gebrochenheit der Augen, Erkalten der Extremitäten, eben diese Umstände sind es, welche uns zur Errichtung von Leichenhäusern treiben, in denen wir dem Todten Zeit gönnen, sich ganz fertig zu machen und gefahrlos in das Schattenreich einzugehen.

Das Leichenhaus wird auf unsern Kirchhöfen der Todestempel werden und mit dieser Einrichtung wird sich zugleich unser ganzer Begräbnißcultus ändern müssen. Es gibt eine Partei unter uns, welche alle Anstrengungen unseres Jahrhunderts, die Fürchterlichkeiten früherer Sitten aufzuheben und eine allgemeine Milde einzuführen, nur als schwächliche Sentimentalität verschreiet, welche darauf pocht, daß ohne Blut und Tod nichts Großes in der Geschichte

gedeihen könne, eine Partei, die im Rädern und Köpfen eine edle Mannhaftigkeit, im Stock eine gute Disciplin verehrt. Diese Partei, die wohl gar schamlos genug ist, ihre Grundsätze für christlich zu halten, wird ihren Tigerfanatismus auch gegen diese Humanisirung des Geschlechts kehren und die Leichenhäuser als ein Werk des weichlichen Egoismus, der kein Graus zu ertragen die Kraft habe, verschreien.

Wißt Ihr, was wir thun wollen? Wir wollen uns an diese Partei nicht kehren und, sterben welche aus ihr, sie doch in unsere Leichenhäuser aufnehmen.

Der Mäßigkeitsverein.

Demjenigen, der von dem westlichen und südlichen Deutschland nach Königsberg kommt, fällt die Menge der Branntweinladen auf. Abends durch die Straßen gehend, funkeln ihm die blutrothflammenden großen Liqueurflaschen in's Auge, welche die Fenster von unten bis oben füllen. Jedes dritte, vierte Haus zeigt ihm auf dem Sackheim, in der Brandenburger Vorstadt, auf dem Steindamm, am Münchenhof das früher beschriebene Wahrzeichen des Branntweinschankes, die Messingtönnchen. Aber er findet auch eine Unzahl kleiner schmuziger von Außen unangekündigter Kneipen, in denen Bier und Branntwein ausgeschenkt wird. Er findet auch die Materialisten mit dem Schank beschäftigt. Man nennt hier die Läden der Epiciers Gewürzapotheken im Unterschied von den in Deutschland kurzweg sogenannten Apotheken,

die man hier Medicin- oder Doctorapotheken nennt. Die Kleinkrämer haben hier im Laden meist einen Tisch, an welchem Bänke hinlaufen und außerdem vor dem Hause eine Ruhebank, und ziehen von dem schnapstrinkenden Publicum, das sich hier pflegt, nicht den kleinsten Gewinn. Weiter aber fällt der Branntweingeruch auf, der aus dem Mund so vieler Menschen, selbst weiblicher Personen, einem oft schon früh Morgens entgegenduftet. Noch mehr aber stechen die vielen Betrunkenen hervor, die man hier fast zu allen Tageszeiten beobachten kann. Nicht nur am Abend taumeln die Trunkseligen aus den Schnapsläden, nein, am hellen Mittag und dies selbst an Feiertagen habe ich sie mit trüben Glasaugen, schlaffen Gliedern durch die Straßen wanken gesehen. An dem Kreuzweg, der von der Wassergasse nach dem Licent links, nach dem Steindamm rechts führt, habe ich Abends oftmals die Frau eines solchen Unglücklichen harren gesehen, ihn, wenn er aus einer der hier zusammengedrängten Wirthschaften stolperte, nach Haus zu leiten und zu erfahren, wie viel der gewissenlose Gatte und Vater noch von seinem Tagesverdienst zum Unterhalt der Seinigen unverschwendet gelassen hatte. Trunkene auf der Straße von höhnenden Kindern verfolgt und bald in diesen bald in jenen Rinnstein stürzen, Trunkene auf dem Felde in Seitengräben

den wüſten Rauſch ausſchlafen zu ſehen, iſt leider etwas nur zu Gewöhnliches bei uns. Der letztere Anblick kann in die größte Verlegenheit ſetzen. Die Näſſe des thauigen Graſes, die Feuchtigkeit des Bodens, die dünne Bekleidung, die hereinbrechende Dunkelheit laſſen für einen ſolchen Schläfer die fürchterlichſten Folgen erwarten. Zu vielen Krankheiten mag hier der Grund gelegt werden. Magenkrampf, Rheumatismen, Diarrhöen, Darmentzündungen, Augenentzündungen, Harthörigkeit, Lähmungen mögen hier ſich entwickeln, noch abgeſehen von den erſchlaffenden Wirkungen des Branntweins überhaupt. Man ſtellt ſich nun auch die Familie des Trunkenen vor, die vergeblich auf ihn wartet und ſich mit der wachſenden Dunkelheit immer mehr ängſtigt. Was ſoll man thun? Das Erwecken iſt ſchwer möglich. Erweckte man aber auch den Trunkenbold, ſo wird er nicht zu gehen im Stande ſein, denn ſo lang es ging, taumelte er noch ſeinen Tritt mechaniſch fort, bis die Uebermüdung ihn trieb, von der Chauſſée abzuweichen und ſich in den Seitengraben zu werfen. Nur auf einem Wagen würde man ihn transportiren können. Zuweilen haben ſolche Elende auch noch Sachen von einigem Werth, eine gute Pfeife, eine Uhr bei ſich und ſetzen ſich der Beraubung aus.

Daß bei uns dem Laſter des Trinkens geſteuert werden müſſe, iſt daher gar keine Frage. Wir ſind zwar hierin noch nicht ſo tief geſunken, wie die Nordamerikaner und Schweden es waren, aber wir ſind gefährdet genug, um mit Ernſt an die Bekämpfung des Uebels zu denken. Die phyſiſche und ethiſche Abſpannung, die Zankſucht, unordentliche Wirthſchaft, die Entfremdung von der Familie, werden in den untern Volksclaſſen bei uns durch das Trinken zu ſehr genährt. Die Frage iſt nur, *wie* man am zweckmäßigſten demſelben entgegenwirken könne.

Es laſſen ſich in den Streitigkeiten darüber verſchiedene Geſichtspuncte unterſcheiden, die oft ohne Noth ſich als entgegengeſetzte befehden, während jeder von ihnen als ein wohl berechtigter mit den andern ſich vertragen kann.

1) Man ſucht in dem Menſchen die *Liebe zum Leben*, alſo die Furcht vor Krankheit und Tod zu erregen. Man ſtellt ihm die für ſeine Geſundheit ſo traurigen Folgen der Ausſchweifung im Trunk vor. Man ſagt ihm, wie er ſich *vergifte* und ſchildert ihm das Heer von Plagen, welche der fortgeſetzte Genuß des Branntweins unausbleiblich für ihn haben werde. Auf den, der noch einen gewiſſen Vorrath von Kraft beſitzt, wird dies vielleicht wirken, auf den eigentlichen Säufer wenig, denn es liegt im

Trinken eine dämoniſche Gewalt, die im Zuſtande des Rauſches Alles vergeſſen macht; auf dieſen Zuſtand aber arbeitet der Säufer hin. Er ſieht ihn als das abſolute Mittel an, von jeder Sorge, alſo auch von der um die Geſundheit, loszukommen. Er fühlt ſich ja auch in der Scheinkraft, die ihm der Alkohol heuchelt, ſo energiſch, daß er der Ermahnungen, ſeiner Geſundheit halber, als ängſtlicher Grillen ſpottet. Er trinkt auch ſchon ſo lange und hat ſich, wie er verſichert, immer wohl dabei befunden. Dieſer mediciniſch-diätetiſche Geſichtspunct wirkt alſo beim eigentlichen Säufer am wenigſten, iſt jedoch gleichwohl von höchſter Wichtigkeit und verdient die weiteſte Verbreitung, um die ſo häufige Meinung zu vernichten, als ob der Branntwein kräftige. Der Unkundige verwechſelt Erregung mit Stärkung. Iſt eine vernünftige, populäre Belehrung über das Weſen des Branntweins erſt allgemein unter uns, ſo werden wir zwar nicht aufhören, ein Glas Punſch zu trinken, aber wir werden nicht mehr das Gräßliche erleben, was ich mehrfach mit eigenen Augen geſehen habe und nicht wehren konnte, daß unverſtändige Eltern ſelbſt den kleinſten Kindern Branntwein reichen!

2) Man ſucht in dem Menſchen das Ehrgefühl zu erregen, wie es unter ſeiner Würde

ſei, durch das Trinken ſich in die Gefahr eines Zuſtandes zu verſetzen, in welchem er Andern das Bild einer zerſtörten Intelligenz darbiete und dadurch noch unter das Thier ſinke. Dieſe Reflexion wird ebenfalls auf den wirken, der das Laſter des Trunkes erſt an Andern kennen gelernt, ſeine Macht aber noch nicht an ſich erfahren hat. Sehr Vieles kommt hier auf den Geſammtzuſtand, auf das Temperament eines Volkes an. Bei manchen Völkern iſt gar keine Neigung zur Trunkſucht vorhanden, wie bei den Italienern, Spaniern, Portugiſen und denjenigen Franzoſen, die nicht direct Fränkiſchen, ſondern Celtiſchen Urſprunges ſind. Um deſto heftiger iſt dieſe Neigung bei den Slaviſchen und Finniſchen Völkern, bei denen ſie mit der Sclaverei innig zuſammenhängt. Der Rauſch iſt hier der Freund, der auf Augenblicke das qualvolle Bewußtſein des Leibeigenen tödtet, gar nichts für ſich zu ſein. Von einer Anſprache an die Ehrenhaftigkeit des Subjects kann hier gar nicht die Rede ſein. Es hat keine Ehre. Es iſt für ſeinen Herrn nicht mehr, als das Vieh — und ſieht dies ſich oft noch vorgezogen. Wenn alſo der Romane im Trinken unmittelbar mäßig iſt, ſo iſt der Slave darin mittelbar unmäßig, um noch auf dieſe künſtliche Weiſe ſein menſchliches Gefühl zu retten, um ſich, wenigſtens auf Augenblicke, die

Empfindung eines höheren Daſeins zu ſchaffen. Der Act, der eine Verthierung zur Folge hat, iſt bei ihm nur Folge der ſervilen Brutaliſirung. Als beſoffen reagirt er gegen die Nullität ſeines wachen Bewußtſeins. Daß aber auch der Herr dem Trunk ſo gut als ſein Leibeigener ergeben iſt, liegt in ſeiner Unfreiheit, denn wer Unfreiheit will, iſt ſelbſt unfrei. Ganz anders iſt es mit dem Germanen. Von den älteſten Zeiten her, wie Cäſar und Tacitus uns erzählen, iſt er dem Trunk leidenſchaftlich ergeben. Deutſchland iſt das Land, in welchem Wein, Bier und Branntwein herrſchen. Der Deutſche trinkt Alles. Und dieſe Sucht hat er durch die Kolonieen weiter verpflanzt. Der Germane hat Britannien, hat Nordamerika damit entzündet. So weit in letzterem die Anglicaniſche Abſtammung reicht, ſo weit reicht auch die Trunkſucht. In Texas, dem jüngſten Staat Amerika's, in welchem der Romaniſche Typus mit dem Anglicaniſchen ſich miſcht, herrſcht nach Sherres', der uns die genaueſte Monographie über Texas geliefert hat, das Trinken auf eine furchtbare Weiſe und hat die Creolen bereits mitergriffen. Rum, Brandy, Whisky, Groc, Mint Julep u. ſ. w. werden den ganzen Tag in ungeheuern Quantitäten genoſſen. Aber bei dem Germanen geht die Neigung zum Trunk aus einem ganz andern Grunde hervor,

als bei Völkern, denen die Vegetation des Bewußtseins, die halbe Bewußtloſigkeit noch die größte Wonne gewährt. Bei ihm iſt es der Uebermuth des Selbſtgefühls, der ſich mit dem Trunk gleichſam als mit einem Feinde einläßt, der ihm nichts ſoll anhaben können. Es iſt die bis zum Frevel kühne Freiheit des Selbſtbewußtſeins, die ein ſchauerliches Gelüſten empfindet, mit der Natur ſich einzulaſſen, zu ſehen, wie weit ſie wohl es zwingen könne.

Der Germane hat, ſo zu ſagen, einen Ueberſchuß von Kraft in ſich, dem er abermals durch ein Unmaaß begegnet. Der Romane, wie der Araber, weiß nichts von dieſem ſeltſamen Drange. Er iſt ohne Kampf gegen eine Verſuchung mäßig, weil es ihm nothwendig iſt, mit ſich und der Welt in Gleichgewicht zu leben. Der Germane aber hat um ſo mehr einen Trieb nach einem Zuſtande in ſich, der ihn ihm ſelbſt zu entreißen vermag, je mehr er ſeiner ſelbſt im Innerſten gewiß und daher auch von vorn herein mit der Welt zu ſpielen geneigt iſt. Nicht der momentane Selbſtmord, auf den der Finne und Slave im Trunk ausgeht, nicht der ſinnliche Kitzel als ſolcher, ſondern die Macht des Geiſtes iſt es, die den Germanen reizt, Glas auf Glas zu leeren.

Es liegt eine Verachtung der Natur als Kraft in seinem maaßlosen Trinken. Das Trinken, nur um sich zu berauschen, nur um bewußtlos ausschnarchen zu können, um die Seligkeit des Nichtseins zu genießen, würde ihm gar keinen Genuß gewähren, aber als eine Macht, gegen die er sich frei erhält, indem er sie unmittelbar in sich aufnimmt, sie mit seinem Blut sich vermählen läßt, hat das Trinken für ihn einen grauenhaften Reiz. Es liegt in ihm dieselbe Keckheit, mit welcher der Seekönig Regnar Lodbroki, als im Thurm die Schlangen ihn zernagten, seine Thaten mit dem Refrain sang: „Lachend werde ich sterben."

Ohne diese dämonische Tiefe der Versuchung würde es kaum zu erklären sein, mit welcher Lust der Germane trinkt. Noah hat auch getrunken. Die Berauschung ist allen Völkern geläufig und selbst von Muhamedanern, denen der Wein verboten ist, ist er doch besungen. Allein das Trinken in der colossalen, verruchten Weise, wie der Germane es getrieben hat und treibt, ist allen andern Völkern fremd. Daher kommt es nun, daß, viel trinken zu können, bei ihm eine Art Ehrensache geworden ist. „Nichts vertragen zu können, schwach zu sein" gilt unter den Männern für einen socialen Makel. Aber

„viel trinken zu können," so armselig dies Prädicat ist, gilt schon für eine angenehme gesellige Eigenschaft; man ist dann „ein ganzer Kerl," vor dessen Capacität die andern Respect haben. Man muß Student gewesen sein und mit Studirenden aus ächt Deutschen Stämmen, z. B. den Westphalen, verkehrt haben, um zu wissen, wie tief dies unselige Vorurtheil in der Germanischen Natur liegt, wie die Aufforderung zum Trinken immer Anklang findet, wie der Anblick des blinkenden Glases die Züge freudigt, die Runzeln von der Stirne wischt und mancher sonst einsylbige, tiefgebildete Mensch hier erst zur gemüthlichen Mittheilung aufthauet. Ist es somit ein Wunder, wenn die öffentliche Moral gegen das Trinken und gegen die traurigen aus ihm entspringenden nächsten Zustände sich lau zeigt?

Es scheint mir daher sehr zweifelhaft, ob man durch Erregung des Ehrgefühls auf die Verminderung der Trunksucht würde bei uns einwirken können. Man hat bei uns weder Romanen noch Slaven, sondern Germanen zu bekämpfen, deren Trunkliebe wieder mit den herrlichsten Eigenschaften ihres Nationalcharakters zusammenhängt, unter Anderem mit der Ehrlichkeit, denn der Lügnerische, Heuchlerische, Absichtsvolle fürchtet den Trunk als möglichen Verräther. Wenn ganze Völker, die noch dazu viel Wein

haben, mäßig, andere dagegen Jahrhunderte hindurch, in allen Welttheilen, trotz aller Gegenermahnungen, unmäßig sind, so muß für ein so constantes Laster eine eben so constante Tugend, für eine solche Schwäche eine ebenmäßige Kraft vorausgesetzt werden.

3) Eine andere Ansicht ist die, welche die Endschaft der Trunksucht bei uns in der Vermehrung der Thätigkeit erblickt. Der Müßiggang des Pöbels lockt zum Trunk, um durch die Selbstvernichtung des Bewußtseins, die er gewährt, über die Langeweile hinaus kommen zu können. Der Vielbeschäftigte, der seine fünf Sinne zusammennehmen muß, dessen Stunden gemessen sind, dessen Dasein ein Wechsel von Arbeit ist, kann sich nicht betrinken, will er anders in seinem Kreise die Forderungen befriedigen, die man von Rechtswegen an ihn macht. Er muß besonnen sein. Leopold v. Buch erzählt in seiner Reise durch Norwegen, daß die Finnen auf das Fürchterlichste trinken, wenn sie zur Kirche kommen. Oft sind sie so herunter, daß sie gar nicht den Gottesdienst besuchen können, sondern wie Robben um die Kirche herumliegen. Diese nämlichen Menschen aber genießen, wenn sie auf der See fischen, gar keinen Schnaps, obwohl sie dabei mitunter mehre Tage und Nächte hinter einander die angestrengteste Arbeit verrichten. Die Russen,

welche von den Finnen Fiſche einhandeln, und zu ihnen hinreiſen, lieben den Branntwein ebenfalls, allein, ſo lange man ſie bei den Finnen ſieht, halten ſie ſich nüchtern, weil ſie zu ſpeculiren haben. Auf guten und wohlfeilen Einkauf bedacht, können ſie, ohne ſich zu ſchaden, ohne vielleicht einen dummen Streich zu machen, der Neigung zum Trunk nicht nachgeben. v. Buch zieht aus dieſen Thatſachen den Schluß, daß die Steigerung der Thätigkeit, die größere Civiliſation, die Trunkſucht ganz von ſelbſt werde verſchwinden laſſen. Allein ſo gewiß in der vielſeitigeren und vermehrten Betriebſamkeit ein Hauptgegenmittel gegen dies Laſter liegt, ſo reicht ſie allein doch nicht hin; dies zeigen uns die Bevölkerungen der Schweiz, Berlins, Londons und New Yorks. Die Thätigkeit iſt nur dann ein ſolcher Gegenhalt, wenn ſie eine perennirende und zugleich den Menſchen gemüthlich befriedigende iſt. Das Dauern der Thätigkeit kann nicht darin beſtehen, daß der Menſch ewig daſſelbe vollbrächte, ſondern darin, daß im Wechſel ſeiner Zuſtände jeder wieder eine Thätigkeit in ſich ſchließt, keiner eine abſolute Paſſivität wird, weshalb die Amerikaner der Anglicaniſchen Raçe ſogar zum beſtändigen Quid, dieſem ekelhaften, ſchweiniſchen Gebrauch, und zum Schnitzeln mit kleinen Meſſern in ihren arbeitloſen Momenten ſich gewöhnt haben. Sie

müſſen immer etwas thun, ſollten ſie eben auch nur Taback kauen. Aber das Thun muß auch für das Gemüth eine Befriedigung gewähren. Ein blos mechaniſches Geſchäft ohne Abwechſelung erzeugt die Neigung zum Trunk, um durch eine acute Aufregung ſchnell in einen entgegengeſetzten Zuſtand überzugehen, wie man dies bei Fabrikarbeitern ſo vielfach beobachtet hat.

Daß bei uns in Königsberg durch eine größere Beſchäftigung der unteren Volksclaſſen dem Saufen vielfach die würdigſte Oppoſition gegeben werden würde, iſt übrigens gar nicht zu bezweifeln und will ich hier nicht wiederholen, was ich oben in dem Artikel: Bettler, über den Mangel an Arbeit einerſeits, über die Trägheit anderſeits geſagt habe. Hier liegt der wahre Grund des Uebels.

4) Eine beſondere Schwierigkeit, die Trunkſucht aufzuheben, liegt in dem kalten, nebligen Klima, in dem wir oft wochenlang in einer Atmoſphäre leben, die Nebel, Regen, Schnee zugleich iſt. Ich habe in dem Artikel: Conditoreien, gezeigt, welche Folgen dieſes Wetterweſen für den Organismus hat. Wenn, ſagen die Apologeten der Brennereien, der gemeine Mann nicht Branntwein trinken ſoll, ſich früh Morgens zu erwärmen, ſich beim Arbeiten im Freien, während der Sturm ihn eiſig durchkältet, wieder zu er-

muthigen, ſich das trockne Brod, die grauen Erbſen hinunter zu ſpülen, — was ſoll er denn trinken? Ihr, die Ihr warme Zimmer, dichte Kleider habt, die Ihr Thee, Kaffee, Wein zu bezahlen vermögt, die Ihr bei ſchlechtem Wetter nicht einmal ausgeht, höchſtens ausfahrt, aber kein Holz im Schlackerwetter zu ſpalten, keine Waaren zu Markt zu bringen habt u. ſ. w., o Ihr Männer der guten Lebensart wißt wahrhaftig nicht, wie es einem armen Teufel zu Muth iſt, der des ganzen Comforts, worin Ihr lebt, entbehrt! Schafft alſo ein anderes Getränk an die Stelle des Branntweins! So lange Ihr Champagner trinkt und das Volk nur Waſſer trinken ſoll, ſeid Ihr Phariſäer.

Dies andere Getränk iſt auch in dem Bier bereits gefunden. Zwar iſt daſſelbe koſtſpieliger, allein die glücklichen Folgen, die es entwickelt, übertragen die Koſten wieder und der Totalſumme nach giebt der gemeine Mann jetzt vielleicht noch mehr Geld für Schnaps aus. Das einzelne Gläschen koſtet zwar nicht viel, aber die vielen Gläschen, die er allmälig zu ſich nimmt! Allerdings kann man ſich auch in Bier berauſchen und Lewald hat in ſeinem Panorama von München ein claſſiſches Bild Baieriſcher Bierſäufer gegeben. Nichts deſtoweniger iſt das Bier dem Schnaps vorzuziehen um der Eigenſchaft

willen, derenwegen Kant es nicht trank. Kant behauptete, Bier sei halb Trank, halb Speise und dies Schwere, Nahrhafte war ihm, dem Denker, der ein Stubenleben führte, zuwider. Bei dem Handarbeiter ist gerade dies vortrefflich. Von Berlin aus hat man jedoch auch schon eine Polemik gegen das Baierische Bier eröffnet und die Meinung geäußert, daß der Gerstentrank, das Weißbier als ein leichterer, gesunderer Trank, in dieser Culturfrage siegen werde. Die gesteigerte Bierproduction würde demnach das Ziel sein, das die Regierung in's Auge fassen müßte. Da man aber in unserer Zeit die private Anstrengung nicht allein zum Princip solcher Umgestaltungen machen kann, so hat man von den Regierungen eine höhere Besteuerung der Brennereien und eine Begünstigung der Brauereien in Antrag gestellt. Der letzte Landtag in Danzig hat auch durch zweckmäßige Vorschläge dem so verderblichen kleinen Schank und dem Detailverkauf des Branntweins von Seiten der Krämer entgegen zu wirken versucht. Statistische Nachweisungen haben ergeben, daß die Zahl der kleinen Kneipen sich bei uns seit einiger Zeit schon um einige hundert vermindert hat.

Die Bierproduction hat dagegen in Königsberg seit mehren Jahren bedeutend zugenommen. Zu dem porterartigen alteinheimischen Löbenicht'=

schem Bier ist auch hier in den Schäfer'schen und Schifferdecker'schen Brauereien das Baierische Bier als Rival getreten und genießt schon eine große Consumtion. Nicht weniger Gewicht dürfte die größere Wohlfeilheit der Weinpreise haben, welche durch den Zollverband möglich geworden ist. Endlich ist selbst die Hydropathie der positiven Reaction gegen das Branntweintrinken günstig, indem sie für das Wasser eine ausschließliche Herrschaft fordert und in ihm alle die Qualitäten findet, welche nur irgend dem Branntwein, als er noch eau de vie genannt wurde, zugeschrieben werden konnten.

5) Wir hätten somit den Egoismus des Lebens, das Ehrgefühl, die Thätigkeit des Menschen, den Ersatz des Branntweins durch ein gesunderes, kräftiges Getränk als Momente der Ermäßigung der Branntweinconsumtion kennen gelernt. Von diesen würden die beiden ersten subjectiver, die beiden letzteren objectiver Natur sein. Die Erfahrung aber, daß die Trunksucht sich auch dann zu furchtbarer Höhe auszubilden vermag, wenn der Mensch vollauf zu thun und die Mittel zu gesunderen Getränken hat, diese Erfahrung hat zur Stiftung der Mäßigkeitsvereine geführt, deren erster 1803 zu Boston versucht ward. In Nordamerika haben sich die seitdem entstandenen vielen einzelnen Vereine in einen Generalverein

verſchmolzen. In Irland, England und Schweden wurden nach dem Muſter der Amerikaniſchen Vereine ähnliche geſtiftet, denen, ſeit Baird's Schrift vornämlich, auch bei uns nicht wenige gefolgt ſind. Daß bei uns eine einzelne Tugend, die Mäßigkeit, nur durch die demokratiſche Form eines Vereins Haltung gewinnen kann, iſt ſehr merkwürdig und eröffnet uns in der Ethik ein weites Feld von Vermuthungen für die Zukunft. Nichts ſcheint einfacher, als der Gedanke und die Verwirklichung der Mäßigkeit. Aber die Schwierigkeit gerade im Genuß des Branntweins mäßig zu ſein, iſt eine ſpecifiſche. Der Einzelne hat ſo oft ſeine Schwäche darin erfahren, daß er nur durch die Gemeinſchaft mit Andern ſeinem Willen die erforderliche Unbeugſamkeit geben kann. Hier in Königsberg kommen tüchtige Arbeiter vor, die Wochen, ja Monate lang ſich nicht betrinken. Aber periodiſch thun ſie es und dann bis zur Orgie. Hinterher wieder zur Beſinnung kommend, ſchämen ſie ſich und „verſchwören" ſich bei irgend einem Gegenſtande. Der eine geht hin und verſchwört ſich bei dem Mond, der andere bei einem Baum u. ſ. w. Eine Zeitlang hält dieſer Zauber vor. Man freut ſich an dem wieder ordentlich gewordenen Menſchen, bis plötzlich, dem Aermſten oft ſelbſt ganz unvermuthet, der Trunk ihn wie-

der verlockt und er zuletzt in eine wahre Verzweiflung über seine Willensschwäche geräth. Er weiß nicht mehr, wie er seine Person, so zu sagen vor dem Ueberfalle des Dämons schützen soll. Eine solche Stimmung ist dann der fruchtbare Boden, worin der Mäßigkeitsverein seine Wurzeln einsenken kann.

Wir sagen gewöhnlich: Mäßigkeitsverein; dem Begriff und der Sache nach ist er aber ein Enthaltsamkeitsverein. Die Unbestimmtheit der Grenze, wo das Zuviel anfange, bewirkte in den Vereinen so viel Rückfällige, daß man zu dem Rigorismus der Ausschließung jeden Genusses des Branntweins schreiten mußte, um durch solche tabula rasa die Tugend zu erleichtern. Aerztliche Zeugnisse haben bewiesen, daß das plötzliche Abbrechen auch der stärksten Branntweinconsumtion der Gesundheit durchaus nicht nachtheilig ist. Vorsteher von Zucht- Irren- und Heilanstalten haben die merkwürdigsten Erfahrungen darüber gemacht. Die Säufer starben nicht nur nicht, sondern wurden von manchem Leiden, von Zittern in den Extremitäten, Magenkrampf, heftigen Durchfällen geheilt.

Der Königsberger Mäßigkeitsverein besteht seit mehren Jahren unter der Direction des Superintendenten Kahle und der Enthaltsamkeitsverein unter der des Superintendenten der Haber-

berger Kirche Wald und letzterer hält nach dem ersten jeden Monats am Mittwoch Abend um 7 Uhr seine Versammlung in einem eigenen Local. Einige Beamte, Candidaten, Handwerker, Unteroffiziere machen seine Theilnehmer aus. Die Zahl ist für eine Stadt von beinah 70000 Einwohnern gering genug. Kaum zweihundert sind in der Liste verzeichnet, die der Verein in einem Blatte, das er zu seiner Propaganda herausgibt und der Hartung'schen Zeitung unentgeldlich beilegt, nach Stand und Namen veröffentlicht. Allein nach diesem Maaß darf die Wirksamkeit des hiesigen Vereins so wenig, als anderer in der Provinz bestehender, abgeschätzt werden. Dies Zahlenwesen ist eine Nebensache. Ein solcher Verein wirkt am meisten durch Repräsentation einer Idee, wie etwa die Kirche als Gotteshaus ja auch nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl besucht wird und nichtsdestoweniger als Darstellung der Thatsache der Religion von größter Bedeutung ist. In den gebildeteren Ständen hat der Genuß des Rums, Groc's, Punsches sich beträchtlich vermindert und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht in den Conditoreien die Consumtion von Thee und Kaffe bei sehr Vielen an die Stelle des früheren Genusses von Groc und Punsch getreten wäre. Das Interesse ist einmal geweckt. Man genirt sich. Die Ent-

haltſamkeit iſt zwar nicht da, aber die Mäßigkeit und das wird das Rechte ſein. Denn gar keinen Rum, Punſch u. ſ. w. unter keinen Umſtänden trinken zu ſollen, iſt eine eben ſo große Thorheit, als nur Waſſer trinken zu ſollen.

Als im Sommer 1839 ein großer Amerikaniſcher Zweimaſter hier vor Anker lag, ſtrömte Alles zu dem Schiff, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie Matroſen ausſähen, die dem Enthaltſamkeitsverein zugehörten und man konnte ſich über die gute Haltung, über das ſtrotzende Wohlſein dieſer Menſchen nur freuen.

Eine Menge Gutsbeſitzer in der Umgegend von Königsberg haben den Branntwein nur noch als Ausnahme bei ihren Leuten in Gebrauch. Sie geben ihnen Bier und nur aus diätetiſchen Gründen während der Auſt, wie man hier die Getreideärnte nennt, und bei der Schaafwäſche einen Schnaps. Sie geſtehen, ſich viel beſſer dabei zu befinden, indem Fahrläſſigkeiten (die ſo oft Brandunglück herbeiführen), Zank, Schlägereien (denen dann die Curkoſten für die etwa Verwundeten anhängen) ſeltener geworden ſind. Dies Verfahren ſcheint mir das beſte. Die Zucht muß vom Gutsherrn, vom Meiſter, vom Hausherrn aus- und er mit gutem Beiſpiel vorangehen.

So weit iſt die Sache vortrefflich. Aber ſie hat eine Seite, die ich nicht billigen kann. Die

Mäßigkeitsvereine nehmen bei uns zu sehr die Richtung auf eine Vermischung des Christenthums überhaupt mit der Cultur einer allerdings sehr wichtigen Tugend. Mäßigkeit, namentlich im Trunk, ist eine Tugend, die von den Buddhisten, Muhamedanern eben so wohl gefordert wird, als vom Christenthum; eine Tugend, die wesentlich die Selbstbeherrschung nothwendig macht. Es scheint mir daher ganz falsch, wenn das Nichtbranntweintrinken als etwas dem Christenthum speciell Inhärirendes und als eine That angesehen wird, zu deren Vollbringung der Mensch als solcher gar nicht die Kraft habe. Insofern das Christenthum den Willen zu jeder Tugend von uns heischt, ist natürlich auch die Mäßigkeit eine Tugend, deren wir uns zu befleißigen haben. Aber sie allein ist nicht die bevorzugte Tugend, sondern jede andere, Demuth, Liebe, Treue, Fleiß u. s. w. steht ihr gleich. Es würde daher die ärgste Vereinseitigung entstehen, wenn die negative Werkheiligkeit, nur nicht Schnaps zu trinken, schon als eine große Religiosität angesehen, wenn über diesem Augenmerk die Pflege anderer Tugenden verkürzt würde. Luther würde in solchem Fall erklären, daß statt eines so dünnen, eitlen Christenthums Jemand, der ohne Völlerei seinen Schnaps trinke, Gott viel angenehmer sei. Christus selbst wurde

von den Phariſäern ein ὀινοποτης geſchimpft. — Ferner iſt es gewiß, daß ohne Gott Religion nicht denkbar iſt. Die Moralität aber iſt diejenige Sphäre, in welcher der Menſch ſich ſelbſt, obwohl nach Gottes Willen, beſtimmen muß. Der Menſch ſoll zwar zu ſeiner Kraft nicht ein falſches Vertrauen haben, er ſoll ſich nicht in einer falſchen Sicherheit ergehen, er ſoll den Synergismus Gottes nicht ablehnen, aber er ſoll die Moralität als ein Werk betreiben, das ihm möglich iſt. Eine Tugend, welche nicht die freie That des Menſchen wäre, würde vor Gott nicht den geringſten Werth haben. Wenn daher in den Berichten des hieſigen Mäßigkeitsvereins es lebhaft getadelt wird, daß mehre Mitglieder zurückgefallen ſeien, weil ſie nicht auf Gott allein ſich verlaſſen, ſondern ihrer eigenen Kraft zu ſehr vertraut hätten, ſo halte ich dies für einen böſen Abweg. Hatten ſich ſolche Menſchen ihrer Kraft überhoben, ſo war dies an ſich ſchon unmoraliſch, denn wir ſollen unſern Wandel mit Furcht und Zittern ſchaffen, wir ſollen uns bewußt ſein, daß die Tugend nicht leicht iſt. Aber wir ſollen nicht von unſerer Selbſtbeſtimmung abſtrahiren, ſondern wir ſollen ſie durch den Gedanken an Gott nur von aller Eitelkeit reinigen und, was wir thun, der Heiligkeit Gottes gegenüber, für Nichts achten. Dadurch aber, daß die blos negative

Thätigkeit des Nichtbranntweintrinkens zu etwas Unendlichem gemacht, daß der Genuß eines Glases Punsch sofort zu einer Sünde gestempelt, die Mäßigkeit nur als Enthaltsamkeit, der Mensch als absolut unvermögend zur Enthaltsamkeit und nur Gott allein, „der in den Schwachen mächtig ist," zum einzig wahrhaften Bewirker dieser Tugend aller Tugenden ausgerufen wird, hiedurch wird der eigentliche Charakter der Mäßigkeit in ein ganz falsches Licht gestellt. Es wird vergessen, daß viele von der Leidenschaft des Trunkes Beherrschte längst, bevor Mäßigkeitsvereine existirten, zum Gebet, ach! zum inbrünstigsten, umsonst ihre Zuflucht nahmen; vergessen, daß der Verein nicht durch sein christliches Colorit, sondern durch seine polizeiliche Controle wirkt. Die Kraft der Gemeinschaft ist's, welche den Willen stählt und der Noth des nur sich selbst Beobachtenden ein Ende machen hilft. Wer wollte leugnen, daß Juden eben so sehr einen Mäßigkeitsverein stiften oder ihm beitreten könnten oder daß die Tugend dieser Enthaltsamkeit — es gibt ja noch tausend andere Abstinenzen zu üben — vom Atheisten geübt werden könnte?

Indem ich also für uns in Preußen die Mäßigkeitsvereine als eine außerordentliche Wohlthat anerkenne, muß ich sie doch zugleich warnen,

ſich nicht in Organe eines düſtern, werkheiligen Pietismus zu verwandeln und die Sammlung von Unterſchriften, die gar an Eidesſtatt binden ſollen, nicht als ihren weſentlichen Beruf anzuſehen. Die Kläglichkeit der Form könnte der guten Sache ſchaden und die Unterſchiebung der Religioſität an die Stelle der Moralität eine zu große Schwachheit des Willens, der doch gerade hier der Stärkung bedarf, nach ſich ziehen. In der wahrhaften Religioſität iſt die Moralität nothwendig als Moment enthalten, aber die Moralität hat eben deshalb auch ihre ſelbſtſtändige Welt, ihre eigenthümliche Sphäre. Mit andern Worten: der Enthaltſamkeitsverein ſoll ſich hüten, die Gemeinde ſein zu wollen, ein Conventikel zu werden, der die Bekämpfung der Trunkſucht nur als Rahmen hat. Es ſchleicht durch unſere Zeit ein hierarchiſcher Zug, der die Sittlichkeit oft nicht in den freien Formen zu ertragen vermag, die ihr doch, ſobald ſie ſich weiter bilden ſoll, nothwendig ſind, ein Zug, der alle wahre politiſche Geſtaltung des Willens verkennt. Er begreift nicht oder will nicht begreifen, daß die Kirche ſich als unmittelbar praktiſches Inſtitut im Staate wiedergeboren hat, inſofern derſelbe das Weſen des Chriſtenthums, den Glauben an die Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur und die aus ſolchem Glauben

entſpringende Liebe zum immanenten Princip ſeiner Geſtaltung gemacht hat, mithin, als chriſtlicher, ſich nicht mehr der Kirche entgegengeſetzt weiß, wie auch dieſe nur durch ein Ignoriren der geſchichtlichen Thatſachen, durch die Fiction, daß der Staat eine blos weltliche Potenz ſei, ſich gegen ihn in Spannung ſetzen kann. Jener Zug ſchleicht ſich gerade in fromme Seelen ein, denen es an einem weltkräftigen Verſtande fehlt, in Seelen, die zwar oft weltklug ſind, allein dem Gewühl der Weltmaſſen gegenüber ſich oft beklemmt fühlen. Dieſe bänglichen Gemüther glauben nun am Beſten für die Welt zu ſorgen, wenn ſie die Kirche zur Herrſchaft bringen helfen. Sie ſehnen ſich in ihrer Schwäche nach einer kirchlichen Disciplin. Sie wünſchen ſich einen Beichtvater, einen moraliſchen Beaufſichtiger, um im Kampf mit der Sünde, worin ſie ſo oft unterliegen, einen äußerlichen Anhalt zu haben und nicht blos an den Gott in ihrem Gewiſſen gewieſen zu ſein. Dieſe zarten, ſchönen Seelen möchten gern auf Alles die Etiquette: chriſtlich, kleben, denn Chriſtlichkeit im beſchränkteſten Sinn aber als unaufhörliche Tautologie wird für ſie zu einer Art fixer Idee. Sie ſind es, welche mit Freuden ſolche Vereine fördern, weil das „Reich Gottes“ darin einen ſo trefflichen Zuwachs

erhält. Sie sind es aber auch, welche das wahre Christenthum zur engherzigsten Monotonie herunterbringen, die es in anderweiten freien Formen gar nicht mehr zu erkennen im Stande sind, die sich endlich nur in einer abgeschlossenen Phraseologie bewegen, keine andere Sprache mehr verstehen und den heiligen Geist oft da leugnen, wo er sich eben am herrlichsten offenbart, nur daß er bei seiner Epiphanie gerade ein Citat aus der Bibel zu seiner Legitimation mitzubringen vergessen hat. Mögen die Mäßigkeitsvereine sorgen, daß statt der trübseligen Manier, welche in den Genuß der Natur eine so öde Befangenheit hineinbringt, ein heiteres Wesen sie durchdringe, damit es nicht aussehe, als würde es ihren Mitgliedern so sauer, von der verbotenen Frucht zu lassen. Daß diese Warnung nicht aus der Luft gegriffen ist, kann besonders die schneidende Weise darthun, mit welcher die Hengstenbergische Kirchenzeitung die Elbinger Geistlichkeit in diesem Jahr angriff, weil sie noch keinen Mäßigkeitsverein gestiftet habe. Diese hatte erklärt, daß sie die Tugend der Mäßigkeit stets gepredigt, die Verhütung des Uebermaaßes im Trinken aber für eine Sache der Polizei, für eine Angelegenheit des Staates gehalten habe. Diese gar nicht so verkehrte Meinung, der mehre Versuche am Rhein

und in Schweden ein günſtiges Zeugniß geben, ward nun von jener Zeitung als ein wahrer Abfall vom Chriſtenthum behandelt. Es wurde von Elbings Kanzeln geſprochen, als ob Heiden auf ihnen ſtünden. Der Herr Jeſus wurde angerufen, ſich der Drauſenſtadt zu erbarmen und die Himmel zu zerreißen und herniederzuſteigen und die Berge der Ungerechtigkeit zu zertreten. Eine ſolche Capuzinade ſcheint mir ganz verfehlt zu ſein, weil ſie, wie ich ſchon oben mich ausdrücken mußte, die Enthaltſamkeit vom Schnaps mit dem Chriſtenthum, mit der Religion ſelbſt identificirt. Belehrt die Menſchen über rechte Diät, ergreift ſie bei dem Ehrgefühl, gebt ihnen zu thun, damit ſie zum Laſter nicht Zeit haben, ſchafft ihnen einen Erſatz für die Entbehrung des Branntweins, kräftigt ihren Willen durch die Magie der Gemeinſchaft, der Oeffentlichkeit, haltet ihnen Hogarths berühmtes Bild: Gin Lane vor, damit ſie vor dieſer beſoffenen Mutter, die den Säugling von der offenen Bruſt in das Waſſer ſtürzen läßt, mit Haarſträuben ſtehen und einen unvergeßlichen Eindruck mitnehmen, erinnert an die Spartaner, erinnert an Mahnungen der Bibel, aber — bringt uns nicht ein neues künſtliches Mönchsthum und laßt hier, wo es einen einfachen wackern Entſchluß gilt, das Reden von der Religion aus dem Spiel. Habt deſto mehr. Es kann

Religion ſein, nicht von ihr zu reden. Man ſehe an dem Prieſter Matthews in Irland, wie ſchön ſich die Stiftung von Mäßigkeitsvereinen mit religiöſem Fanatismus vereinigen läßt.

Das Gesinde.

Die Stellung, welche das Gesinde innerhalb des gesellschaftlichen Organismus einnimmt, charakterisirt am Bestimmtesten die Begriffe, die in demselben über persönliche Freiheit gelten. Nach der Preußischen Gesindeordnung darf die Herrschaft sich gegen die Dienstboten keinen körperlichen Zwang, am wenigsten Ohrfeigen, erlauben. Dadurch wird dem Gesinde das Selbstgefühl gegeben, daß es persönliche Mündigkeit besitze, daß man mit ihm nicht mechanisch durch äußerliche Härte verfahren, sondern auf dem Wege der Intelligenz unterhandeln müsse. Für die Herrschaft aber erwächst aus dieser Verordnung die Nothwendigkeit der Zurückhaltung ihrer zornigen Affecte. Sie darf sich nun nicht mehr in ihrem oft eingebildeten Uebermuth rücksichtslos gegen das Gesinde gehen lassen. Sie muß ihre

eigene Würde bewahren und setzt sich durch Thätlichkeiten der Gefahr aus, wieder geschlagen zu werden.

Diese Verordnung ist der Ausfluß der Aufhebung der Leibeigenschaft. Das Gesinde in Königsberg hat noch von der Zeit her, wo dieselbe in Preußen galt, obwohl sie nie eigentlich gesetzlich gewesen, am wenigsten in den Deutschen Strichen, die äußerlichen Manieren, in seiner Gesinnung aber den ganzen Trieb der freien, ihrer Freiheit bewußten Persönlichkeit. Aus diesem Dualismus kann man sich die vielen Gebrechen erklären, an denen es jetzt leidet; es sind die nothwendigen Begleiter einer Entwickelungskrankheit. Aber nicht vom Gesinde allein muß man dabei reden, vielmehr eben so sehr von der Herrschaft, denn auch diese hat einerseits noch alle die hochfahrenden, stolzen Formen der früheren Zeit, in welcher die Leibeigenschaft gesetzlich war, andererseits aber fällt ihr doch auch beständig der Gegengedanke ein, daß das Gesinde jetzt wesentlich eben so frei sei, als sie selber.

Das Gesinde hat also hier, wie anderwärts auch in seinem Betragen noch Vieles von der schmeichlerischen Unterwürfigkeit eines Menschen, der nicht das Recht hat, Mensch zu sein, sondern gelegentlich als pure Sache behandelt zu

werden ſich muß gefallen laſſen. Es iſt augendieneriſch, es redet nach dem Munde, es küßt bei dem kleinſten Beweiſe von außerordentlichem Wohlwollen die Hand, es bittet handküſſend mit einem eigenthümlich verhaltenen zaghaften Ton um dieſe und jene Erlaubniß u. ſ. f. Es verſpricht bei Drohungen in's Unendliche hin, was es leiſten, wie gut es ſich verhalten werde u. ſ. w. Das Lügen iſt mit der Schmeichelei ſo innig verwebt, daß man es in dieſer Region kaum als ein Laſter anſieht. Das hieſige Geſinde lügt „wie gedruckt" und muß leider auch oft auf Befehl der Herrſchaft für dieſe lügen. Es muß dieſelbe, iſt ſie auch zu Hauſe, verleugnen, bei vorkommenden Geldverlegenheiten, Fehlgriffen, Mißverhältniſſen ſich mit Lügen zum Sündenbock machen, daher ich daſſelbe, in dieſer Beziehung zum Syſtem der elenden Nothlüge, nicht für ſo verderbt halte, als es ſcheinen möchte.

Aber es hat auch aus dem früheren Zuſtande des Druckes her wirklich die Untugenden des unfreien Menſchen. Es thut wenig aus eigenem Trieb, nach eigener Ueberlegung. An abſolute Abhängigkeit, an völlige Willenloſigkeit gewöhnt, erwartet es den Befehl. Am merkwürdigſten iſt dem Fremden, der ſich von Deutſchland überſiedelt, die Bereitwilligkeit, ein Geſchäft ſogleich fallen zu laſſen, ſobald

von der Herrschaft noch ein anderes aufgetragen wird; z. B. eine Magd scheuert Gefäße blank, hat also nasse Hände, ist mit einer Schmutzschürze vorgethan u. s. w. Es wird ihr nun, während sie so beschäftigt ist, gesagt, sie müsse heute noch zu Jemand hingehen, eine Bestellung auszurichten, so wird sie sogleich Alles stehen lassen wollen, dem Befehl nachzukommen. Hat nun auch die Herrschaft kein Einsehen, so kann die äußerste Verwirrung in einer Wirthschaft durch Mangel an rechte Zeiteintheilung entstehen. Der Herrschaft selbst Vorschläge zu machen, wie die Einrichtung wohl am zweckmäßigsten getroffen werden dürfte, wird selten gewagt. Es hängt aber mit diesem Mangel an Selbsteinsicht, an eigener Theilnahme, auch eine Oberflächlichkeit der Verrichtungen zusammen. Die Arbeit wird formell abgethan. Es wird, wie man hier alsdann sagt, darüber „hingehuscht.“ Entdeckt dies die Herrschaft, wie es doch kaum ausbleiben kann, so ist die leidige Folge, daß die Arbeit noch einmal gethan werden muß. Den Werth der Zeit aber kennt nur der freie Mensch und diese Rücksicht, zu anderer Thätigkeit sich eine Stunde zu ersparen, ist daher die letzte, welche der gewöhnliche Dienstbote nimmt. Eben in der Gewohnheit, sich nicht aus sich zu bestimmen, keine Verantwortlichkeit zu übernehmen, die aus eigenem Denken stammte,

die Angelegenheiten des „Brodherrn" innerlich als fremde anzusehen, die ihm selbst nie zum Genuß kommen, mag die Gedankenlosigkeit und Ungründlichkeit ihren Ursprung haben.

Der Leibeigene hat ferner wohl Neigung zum Putz, aber er hat keinen Sinn für Schönheit. Er behängt sich mit allerlei auffälligen Dingen, um unter seines Gleichen hervorzustechen. Er freut sich seiner Livrée. Je bunter, je besser. Aber Symmetrie, Eurythmie überhaupt machen ihm keinen Kummer. Hiervon ist an dem Königsberger Gesinde auch noch mancherlei zu merken. Es liebt „den Staat" d. h. möglichst modische Anzüge. Das Solide, Zweckmäßige der Kleidung ist nicht das Princip, von dem es ausginge. Viele Mägde, ja wohl die meisten, haben hier z. B. keinen Kattun-Mantel, sondern wickeln in der Kälte ihre Hände nothdürftig unter die Zipfel eines Umschlagetuchs. Geht eine Magd darauf aus, sich einen Mantel machen zu lassen, so soll es gleich ein seidener zum Spazierengehen sein; von dem mannigfaltigen Gebrauch, den eine Deutsche Magd von ihrem kurzen Mantel in Sturm, Regen und Schnee macht, beim Einholen von Sachen, die dadurch geschützt werden, zum Verbergen der schmudligen Küchentoilette, wenn sie plötzlich über die Straße gehen muß und sich reinlicher anzuziehen, nicht erst Zeit hat, davon

ſcheint eine Königsberger Collegin erſt ſehr trübe Ahnungen zu beſitzen. Hat nun eine ſolche Magd im Zimmer aufzuräumen, ſo empfindet ſie es noch nicht, wenn ein Stuhl drei, ein anderer ſechs Zoll von der Wand abſteht, wenn der Tiſch vor dem Sopha dieſem nicht parallel läuft, wenn ein Wandkorb ſchief hängt u. ſ. w. Oder — die Unſchuld! — ahnt nicht, wie ſie uns verletzt, wenn ſie ein paar Lichter auf den Tiſch ſo unſymmetriſch hinſetzt, daß dieſelben nur zufällig dahingekommen zu ſein ſcheinen. Von dieſem Pedantismus der Ordnung, der dem Gebildeten ſo weſentlich iſt, wiſſen die Dienenden noch nichts. Auch der Schmuz, dem ſie oft verfallen, mag damit zuſammenhängen. Sie ſind im Stande, die unſauberſte Leibwäſche zu tragen, aber mit einer weißen Haube oder Schürze ſich für ſehr gut angezogen zu halten. Die Feinheit der Nerven, welche durch Mißordnung, Staub u. ſ. w. ſo übel erregt werden kann, iſt ihnen völlig fremd. Sie kennen nur ein Beſeitigungsſyſtem des Widrigen für die oberflächlichſte Außenſeite, ein Verbergen der Unordnung.

Im Eſſen ſind ſie ſehr große Virtuoſen. Der fremdher Gekommene muß ſich erſt an die Rieſenquantitäten gewöhnen, welche ſie an Brod, Kartoffeln, Grütze, feſten Mehlklößen, die hier Keulchen genannt werden und, mit Speck und

Zwiebeln zubereitet, als ein Lieblingsgericht gelten, an grauen Erbſen und an Käſe verſchlingen. Sie ſind aber zugleich ſo genäſchig wie Kinder. Alles Süße und alles feinere Backwerk iſt für ſie unwiderſtehlich. Die Lüſternheit verführt ſie daher oft zum Wegſtibitzen von kleinen Eßwaaren, gerade wie ſie auch ſonſt Kleinigkeiten ſtehlen. Nadeln, Flickerchen, Scheeren, Bleiſtifte, Siegellackſtücke, kleine Meſſer, Papier, Knöpfe, Zwirn, Bindfaden, ſolche Dinge ſind für ihre Hände eben ſo gefährlich, als die offene Zuckerſchaale. Sie haben bei dieſem „Mauſen“ auch gar kein ſonderlich böſes Gewiſſen. Es gehört zu ihrer Oeconomie. Von großen oder gar kühnen Diebſtählen durch das Geſinde hört man hier nichts, aber alle Eßwaaren und Kleinigkeiten muß man ſorglich unter Schloß und Riegel halten.

Bei ſolcher Kindhaftigkeit der Begierden, mit welcher die Mündigkeit des Selbſtgefühls ſehr contraſtirt, darf man ſich daher nicht wundern, wenn in Königsberg ein Dienſtbote viel weniger leiſtet, als anderwärts. Zum Theil liegt dies in ſeiner noch nicht genug entwickelten Intelligenz, in ſeiner erſt zum halben Eigenthum gewordenen Freiheit. Undenkend, bald befriedigt, materiell, gutmuthig, leichtſinnig, thut er nur, was er muß, und thut es ohne innere Theilnahme. Das Vermiſchen und Verwirren der Arbeiten, das Anfan-

gen und Liegenlassen, was dadurch entsteht, nennt man hier mit einem Provincialismus „Krengeln.“ Die Folge solcher Unbehülflichkeit ist, daß man mehre Dienstboten hält. Allerdings gibt es genug einfache Haushaltungen, in denen eine „fille à tout faire“ hinreicht, besonders wenn die Hausfrau selbst das Werk mit angreift. In zusammengesetzteren Haushaltungen, bei Wohlhabenderen, wird außer der Köchin ein sogenanntes „Kleinmädchen“ gehalten, welche die Meubel in den Stuben in Ordnung halten, den Tisch decken, den Thee besorgen, die kleineren Kinder beaufsichtigen, eine Aufmerksamkeitt auf die Bequemlichkeit der Gäste haben muß u. s. w. Noch weiter hinauf wird eine "Mamsell" ins Haus genommen, welche auch das Innere der Wirthschaft leitet, die Küche dirigirt, „herausgibt,“ die Schlüssel zu den Wäsch- und Kleiderschränken, zum Geschirr hat und eine solche Intendanz führt, daß „die Frau vom Hause“ sich nur um sich, um ihren Putz, ihr Fortepiano, ihre Besuche, ihren Mops oder Papagei zu kümmern hat. Noch eine Stufe höher wird ein Factor gehalten, der Wasser trägt, die Briefe zur Post besorgt, Einladungen macht, die Pfeifen stopft, die Oefen heißt, die Kleider reinigt. Noch eine Stufe hinauf folgen dann der eigentliche Bediente und der Kutscher, obwohl diese letzteren seit der neuen

Droschkeneinrichtung allmälig immer mehr verschwinden dürften. Aus dieser Theilung der Arbeit an so viel Personen wird man leicht ersehen, daß eine Wirthschaft in Königsberg sehr kostspielig ist. Aber nicht nur kostspielig, sondern auch ärgerlich.

In vielen Haushaltungen herrscht hier das System, dem Gesinde, da es so schwer zu ersättigen, da die Masse der Speise seinem Magen so wesentlich ist, Kostgeld zu geben, um wenigstens diesen Quell von Aufwand und Aerger abzugraben. Nur entspringt daraus oft der Uebelstand, daß das Gesinde sich von diesem Gelde so viel als möglich zu sparen, der Herrschaft aber von dem Essen, was für sie zugekocht wird, so viel als möglich und angänglich, zu entwenden sucht. Manche Mägde vermiethen sich gar nicht anders, als mit der Bedingung, Kostgeld zu erhalten. Es sind gewöhnlich diejenigen, die Kinder haben, für deren Unterhalt sie sorgen müssen. Leider gibt es hier solcher Unglücklichen genug. Noch beklagenswerther sind freilich die Kinder, die, bei kleinen Leuten ausgethan, nachläßig gehütet, stiefmütterlichst behandelt, schlecht genährt, lumpig gekleidet, gewöhnlich an skrophulösen Abzehrungen im zweiten, dritten Jahr ihres jämmerlichen Daseins sterben. Mit scheußlicher Frivolität nennt das Volk dies: Engel machen. Man

möchte das Ammenwesen, das besonders diese subtilen Mordthaten unterhält, auch aus diesem Grunde verwünschen, denn eine Magd, die von einem Soldaten, Gesellen, Lastträger u. s. w. sich hat schwängern lassen, pflegt nach der Entbindung, zunächst „als Amm'e zu gehen." Um sich und ihr Kind zu ernähren, verleugnet sie die Liebe zu ihrem eigenen Kinde, entfremdet sich ihm und widmet einem ihr sonst ganz gleichgültigen Geschöpf nicht ihre Liebe, nur ihre „Nahrung."

Bis hieher habe ich mehr die Puncte erörtert, in denen das hiesige Gesinde die negativen Eigenschaften zeigt, die ihm in dem Uebergange von seiner früheren abhängigern Stellung zu seiner gegenwärtigen freieren anhaften. Man wolle dies nicht so verstehen, als sei meine Meinung, es habe früher, vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, hier gar kein freies Gesinde gegeben. Ich will nur sagen, daß dieselbe sonst den Ton angegeben und ein System des Benehmens bei dem hiesigen Gesinde erzeugt hat, welches mit einem andern System, das aus dem Selbstgefühl der Freiheit sich erst zu gestalten strebt, noch verwickelt ist. Man wird dies am besten verstehen, wenn ich noch die positive Form auseinandersetze, worin sich das moderne Bewußtsein des Gesindes offenbart. Diese Form ist ganz einfach die Anforderung der Dienenden, sie als Personen zu behandeln,

höflich mit ihnen umzugehen. Eine „schlechte Behandlung“ lassen sie sich nicht mehr „gefallen.“ Sie sind „auch Menschen.“ Sie werden sich schon „Recht zu schaffen“ wissen u. s. w. Die Herrschaft ihrerseits schwankt nämlich noch oft zwischen jener Vertraulichkeit, welche der Herr bis zur Schaamlosigkeit gegen den Leibeigenen hat, der sich ja über ihn kein Urtheil, wenn er's auch hätte, „erlauben“ darf und zwischen einer an Verachtung grenzenden abgeschnittenen Zurückhaltung gegen den Dienstboten. Einerseits ist er ein so gleichgültiger Mensch, daß man nichts vor ihm geheim hält, gar keine Delicatesse gegen ihn beobachtet; anderseits ist er für den Herrn noch so wenig Mensch, daß man eben nur das Nichtssagendste mit ihm theilt und ihn wie ein nothwendiges Uebel behandelt; man sieht nur eine Maschine in ihm, die, versagte sie einmal den Dienst, sogleich mit einer gefälligeren vertauscht werden kann. Der Dienende wird hier auch noch mit „Du“ angeredet; er existirt nur nach seinem Vornamen, wenn man ihn ruft und der Befehl hat noch nicht, wie in Frankreich und England, sich mit der Bitte vermischt; er ist noch der abstracte Imperativ. Die Waffe, die er zur Wahrung seiner Persönlichkeit hat, ist die „Kündigung.“ Davon wird denn auch fleißig Gebrauch gemacht. Auf sie pocht er. Er sucht sich zwar

auch durch Raisonniren, durch Verläumdung, durch Trotz und Murrsinn zu helfen, allein gründlich kann er es nur durch das „Aufsagen.“ Die Völkerwanderung der Dienstboten aus einem Viertel, aus einem Hause in das andere, wogt hier beständig auf und ab. Es ist der der Hörigkeit gerade entgegengesetzte Zustand. Der Hörige war mit dem Dasein seines Leibherrn für das Leben verwachsen, aber auch der Herr war ihm, so hart er ihn behandeln mochte, mindestens für Obdach und nothdürftigsten Unterhalt verpflichtet und dies brachte eine Sicherheit, eine Zuversicht in das Dasein, welche dem nomadisirenden Dienstboten fehlt. Oft möchte er seinerseits wohl im Dienst bleiben, aber die Herrschaft kündigt ihm, weil ihr irgend etwas an ihm mißfällt; sie schreibt als Ursache auf den Entlassungsschein, daß sie „sich verändern wolle;“ jede will ein Ideal von gefälligem Aeußeren, von Behendigkeit, Treue, Freundlichkeit, Fertigkeit; selten wird ihm Toleranz, noch seltener das Loos zu Theil, daß die Herrschaft ihn technisch und ethisch weiterzubilden, ihn zu erziehen trachtet.

Aus der Gemüthlosigkeit eines so unaufhörlichen Wechsels, aus der Zufälligkeit der ganzen Existenz entspringt daher bei den Dienstboten noch ein charakteristischer Zug: der Aberglaube. Den untersten Volksclassen entsprossen, in eine ungewisse

Zukunft hineingedrängt, hegen sie ein Heer von superstitiösen Angewohnheiten und eine Tradition von Vorbedeutungen, Traumauslegungen, wie nur die Religion als magische Naturreligion sie haben kann. Ich müßte hier zu weitläufig werden, wollte ich eine Uebersicht des hiesigen Aberglaubens geben, wie er in der Classe der Dienstboten sich fixirt hat. Ich bemerke daher nur, daß er sich speciell, wenn man von dem absieht, was in ihm allgemeiner Volksaberglaube ist, wie natürlich, um folgende Puncte drehet: 1) um den Geliebten — ob sie einen bekommen werden, oder, wenn sie einen haben, ob er treu bleiben und es zur Heirath kommen werde; 2) um die neue Herrschaft, ob es ihnen bei ihr glücken werde; 3) ob sie etwas in der Lotterie gewinnen werden.

Es ist unzweifelhaft, daß die weitere Durchbildung der Freiheit uns allmälig immer bessere Diener schaffen wird. Wenn wir dieselben erst völlig als unseres Gleichen ansehen, die für uns eben so thätig sind, als wir selbst für Andere, oder als es bereits die Handwerker sind, erst wenn auch bei uns die Humanität völlig durch dringt und wir in keiner Weise mehr ein Privilegium voraus zu haben glauben, sondern in dem Dienstboten denselben Geist, dieselbe Ewigkeit, Göttlichkeit anerkennen und dies Anerkenntniß auch in unserem Betragen bethätigen,

dann erst werden wir gute Dienstboten haben. So lange noch ein Ring der Sclavenkette zurück bleibt, ist dies nicht möglich. Wir können somit als Herrschaft sehr viel thun, die Uebergangsperiode zur vollen Freiheit zu verkürzen. Ich weiß übrigens sehr wohl, daß Vieles von dem, was ich als Eigenheit unseres Gesindes gesagt habe, vom Gesinde überhaupt gilt und schließe diese Skizze mit den schönen Worten Lewald's (Aquarelle II., 154), die mir durchs Herz gegangen sind: „Am Beklagenswertheſten sind mir immer in unserm häuslichen Stillleben die Gruppen der Dienenden erschienen! Arme Geschöpfe! Wer nimmt sich die Mühe, euch zu verstehen! — Der von der Obrigkeit anberaumte Tag erscheint und solch ein Mädchen fällt, wie vom Himmel geschneit, plötzlich mitten in eine Familie. Alles ist ihr fremd; sie weiß nichts von den Angewöhnungen, von den Eigenthümlichkeiten, von den guten und bösen Sitten im Hause. Schüchtern, ängstlich tritt sie auf; sie wünscht sich Allen gefällig zu zeigen; sicherlich betritt Keine die Schwelle einer neuen Herrschaft mit dem Vorsatz, Verdruß zu erregen und sich und Andern das Leben zu verbittern. Und doch — wie oft wird dies vorausgesetzt! — Nähert sich Jemand dem armen Geschöpfe freundlich? Nimmt sich Jemand die Mühe, ihm ein Bild von der Familie zu entwerfen, was doch so

nöthig wäre? Würde das Mädchen im Hause Nachrichten einzusammeln suchen, und erführe es die Herrschaft, wäre man nicht sogleich bereit, ihr ein Verbrechen daraus zu machen? Die Frau vom Hause tritt ihr herrisch entgegen; sie muß von den fremden Leuten rauhe Befehle hinnehmen; sie muß sie schnell und zitternd ausführen, weil sie nicht weiß, ob es ihr gelingen wird, sie recht auszuführen. Das Glück, der Zufall wird entscheiden, über die precäre Existenz von wenigen Monaten."

Ein Morgengang am Bohlenwerk.

Die bisher gegebenen Schilderungen werden gewiß den Eindruck hinterlassen, daß Königsberg eine weitläufige und mit mannigfaltigen Lebenselementen ausgerüstete Stadt ist. Will man alle diese Elemente zusammengedrängt sehen, so muß man einen Spaziergang am Bohlenwerk machen, besonders am Morgen. Denn das, was Königsberg äußerlich belebt, was ihm seine augenfällige Physiognomie gibt, ist der Handel. Dieser aber verkündet sich hier allenthalben in den Gebäuden der Börse, der Bank, der Speicher, des Packhofs; in den Schiffen aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England, Schottland, Irland, Nordamerika; in den Lastträgern, Steuerbeamten, Kaufdienern, die sich auf den Brücken und an den Ufern durch einander tummeln. Da kommt ein Schiff den Pregel herauf und schlingt ein aus-

geworfenes Tau wie einen Arm um einen der großen Pfähle auf dem Bohlenwerk, oder kettet sich auch an einen der großen eisernen Ringe, die in Granitsteinen am Boden befestigt sind. Das Hoehoi der Matrosen, welche die Zugleine abwinden, erfüllt die Luft. Da nimmt ein Schiff Ladung; die Helfer (Sackträger) laufen über Bretter, die von den Speichern ausgelegt sind, mit den Säcken hin und wieder und man vernimmt den einförmig melodischen Ruf der Messer beim Ab- und Aufschütten des Getreides. Da hat ein Schiff geladen, ist segelfertig und die Matrosen singen zum Abschied, während ein anderes ausladet und die Matrosen beim Aufwinden der Waaren aus dem innern Schiffsraum zum Ebenmaaß der Bewegung einen Kanon singen. Die größeren Schiffe bleiben allerdings in Pillau und senden ihre Ladung in kleineren Fahrzeugen, den Bordingen, zur Stadt. Es kommen fast nur Zweimaster, aber doch genug, um einen malerischen Prospect darzubieten. Es ist wunderbar, welche Macht die unmittelbare Wirklichkeit hat. Die Ferne wird zur Nähe; der Begriff bewährt seine Realität. Amerika, England u. s. w. existiren, denn hier steht ein Schiff, hier sind Menschen von dorther. Wenn man so ein Schiff aus New-York, Boston, Dublin, Hull, Stavanger, Gröningen, Kopenhagen u. s. w. vor sich hat, so wird man unwillkürlich von der

Freude an der Weite und Mannigfaltigkeit der Welt ergriffen. Dieſe Menſchen, da zwei Fuß von Dir auf dieſem Schiff, gehorchen ganz andern Geſetzen als Du, haben eine ganz andere Heimath, leben zum Theil in ganz andern Sitten — und doch ſind ſie Menſchen, wie Du, ſind deine Brüder, ſind Chriſten! Wenn beſonders auf den blanken Holländiſchen Schiffen, zwiſchen den wetterfeſten Seeleuten, eine Frauengeſtalt mit phantaſtiſchem Kopfputz, einem breiten Goldblech, das der Haube Diademartig eingefugt iſt, aus dem Schiffsraum auf das Verdeck kommt, wenn ſie ein Kind an der Bruſt trägt, ein Hund ſie bellend umſchmeichelt, ſo hat man das rührendſte Bild vor ſich. Dies ſchwimmende Holz birgt eine ganze Familie, eine Welt, die, an einer einſamen Inſel landend, eine Menſchengeſchichte ganz für ſich anfangen könnte. Dies Kind, in deſſen Ohren vom erſten Augenblick an das Geklatſch der Wogen, das Pfeifen des Windes in dem Tauwerk und den Segeln tönten, welches die Städte und Länder ſtets nur ſo von dem Waſſer aus angeſehen hat, wie wir die Schiffe vom Land aus, muß ein guter Seemann werden. Poſeidon iſt ſeine Gottheit.

Es liegt einmal in der Schiffswelt etwas den Geiſt Beflügelndes. Da fährt ein Schiff uns dicht vorüber, wir könnten vom Bohlenwerk faſt

hineinſpringen. Nach einigen Wochen begrüßt es ganz andere Ufer, gehen ihm ganz andere Menſchen vorüber, liegt es in einem ganz andern Hafen und die Erinnerung an Königsberg iſt wie ein Traum. Die Namen der Schiffe haben ſelbſt oft etwas Mährchenhaftes. Zwar kommen auch ſehr viel Eliſen, Henrietten, Mathilden u. ſ. w., vorzüglich auf Holländiſchen Schiffen, vor, aber auch Helden der alten und neuen Geſchichte, Cäſar, Washington, Hannibal, aber auch Götter und Göttinnen, Fortuna, Ceres, Pluto u. ſ. f. blitzen uns ihre goldenen Buchſtaben entgegen oder ſtellen ſich auch wohl, mit lebhaften Farben bemalt, in dem Schnitzwerk der Bogſprietſeite in effigie dar. Bei den Polniſchen Fahrzeugen fehlt die Poeſie des Namens.

Am Ufer auf dem Bohlenwerk ſieht es bunt aus. Waarenballen, Talgglocken, Zuckerhüte, Papierſtöße, Roheiſen, Eiſengeſchirr, Flachs- und Hanfballen, Fäſſer, Häringtonnen u. ſ. w. bedecken den Boden. Deutſch, Engliſch, Holländiſch, Polniſch, Däniſch wird durcheinander geſprochen. Die Aufſeher am Bohlenwerk, die Brückenwärter an den Durchlaſſen, reden, glaube ich, ſchon die allgemeine Miſchſprache, welche Charles Nodier als das Reſultat des ſteigenden Verkehrs der Nationen prophezeiet hat. Sie wiſſen in allen Zungen ſich mit allen zu verſtändigen. Eben ſo mannigfaltig

ist die Tracht. Obwohl die Matrosen aller Nationen viel Gleichartiges haben, so sieht man doch auch merkwürdige Unterschiede; die Holländischen z. B. lieben rothe Jacken, die oft zum Trocknen aushängen, die Nordamerikaner dunkel gestreifte. Die Holländischen scheeren sich den Bart am Kinn glatt weg, die Engländer und Amerikaner lassen sich gern einen Kranzbart wachsen; die Holländer lieben weiße Wäsche, die Engländer, Norweger, Amerikaner gehen außerordentlich solide gekleidet, haben aber oft Hemden, Vorhemden, Halstücher von blau und rosaroth quarirtem Nanking. Silberne Ohrringe tragen fast alle Matrosen, gewöhnlich aber nur in einem Ohrzipfel, was ihnen unter dem breitkrämpigten, schwarzlakirten Sturmhut, der in den Nacken hin wie ein Dach abläuft, ein recht pfiffiges Ansehen gibt. Südamerikanische, Spanische und Französische Schiffe kommen selten her. Eines Nachmittags holte mich ein Freund zum Spaziergang ab und wollte mir ein großes Französisches Schiff zeigen. Er wunderte sich, daß ich noch nichts von demselben gehört, es noch nicht bemerkt hätte. An der Ecke, wo die Schiffe in dem Canal, der von der Insel Venedig ausläuft, gekantet und kalfatert werden, lag einer der größten und schönsten Zweimaster, die ich je gesehen. Er ging schon tief in Wasser und hatte beinah volle Ladung. Auf den Rahen

hingen ſchon die Matroſen, die Segel zu ordnen. Kräftige, unterſetzte Geſtalten, kernige Geſichter. Auf dem Kopf trugen ſie von rothem Wollengarn gewebte leichte Mützen. Mit großen Buchſtaben laſen wir den Namen: Providence, konnten aber den Namen des Heimathortes nicht leſen, weil der Spiegel des Schiffs über die Ecke hinauslag. Nun benahmen wir uns recht albern Deutſch. Wir bewunderten Alles an dem Schiff und den Leuten. Wir bemerkten in den Bewegungen ſo viel Grazie, in den Augen ſo viel Feuer, in dem Munde ſo viel Spirituelles. Wir fanden in den rothen Mützen etwas Jacobinismus, in der ganzen Haltung aber den freien Mann, der die Charte zur Wahrheit macht. Unſere Memeler, Danziger, Stettiner, vollends Königsberger traten uns weit zurück. Auf einmal wurde ich aufmerkſam. Von dem einen Maſtkorb rief es herunter: Henerich, mâk doch de Line aff!" Was, rief ich lachend, dieſe Franzoſen ſprechen ja vortrefflich Plattdeutſch? Mein Freund war über die verrätheriſche Vermuthung, die in dieſen Worten dämmerte, halb empört. Er ging auf den Matroſen, der die Leine von dem Pfahl abgeſchlungen und über Bord geworfen hatte, zu und ſagte ſehr höflich: „Monsieur, Vous êtes Français, n'est ce pas? De quelle ville venez Vous à présent?" Antwort: „Watt meene Se?" Nun mußte auch mein Freund lächeln

und platzte heraus: „Sie kommen nicht aus Frankreich?“ — „Nee, ût Memel.“ — „Aber das Schiff hat doch einen Französischen Namen?“ — Nun belehrte uns der ehrliche Preuße, daß Providence eben nur so ein Name sei, der allerdings eine Beziehung auf Frankreich habe, weil das Schiff zuweilen auch dahin Ladungen bringe; es sei aber in Memel zu Hause. Was sind wir Deutsche doch für Illusionssüchtige Menschen, besonders wenn es Frankreich gilt!

An den beiden Seiten der grünen Brücke liegen die Holzschiffe aus Elbing und andern Orten. Diese Schiffer haben runde Hüte, große lange Westen und tragen über Tuchhosen sehr weite kurze Pluderhosen von Leinwand. Zwischendurch drängen sich kleinere Fahrzeuge mit Käse, Kartoffeln und weißem Sand, die stets ein zahlreiches Publicum von Köchinnen und Hausfrauen aus den untern Volksclassen um sich versammeln. Die Bordinge haben die Gewohnheit, schwarze Tafeln auszuhängen, auf denen der Name des Schiffers und des Ortes, wohin er fährt, mit dem Beisatz: „Will's Gott!“ zu lesen ist. — Vor den Hanf- und Flachsspeichern sind gewöhnlich Gruppen von Juden versammelt im schwarzen Kaftan mit großem, rundem, breitgekrämptem Hut, Stäben in der Hand, mit langem Bart und meist ansprechenden Physiognomieen. Zwischen allen diesen

Gestalten tauchen nun andere auf, die einen kleinen Verdienst suchen. Hier werden dem Matrosen Schuh und Stiefel, da Bürsten, dort Spiegel, seidene Tücher, kleine Pappkasten u. s. w. angeboten. Endlich schleichen auch ganz verdächtige Figuren umher, die Holzspäne, verschüttetes Korn, Steinkohlensplitter, Flachsbüschel u. s. w. aufsammeln, gelegentlich aber auch ein Geräth, ein Kleidungsstück entwenden. Mitunter, allein selten, läßt sich auch auf einem Schiff ein Neger sehn.

Noch muß ich als eine Eigenthümlichkeit die Weiber erwähnen, die in den Speichern Heede, Hanf und Flachs zurichten und sortiren. Sie singen häufig, noch mehr aber klatschen sie. Sie haben einen starken esprit de corps.

Weiterhin folgen links und rechts, wo das Bohlenwerk aufhört, die Schiffswerfte. Das Ablaufen eines Schiffs vom Stapel gehört zu den größten Vergnügungen Königsbergs und wird daher auch wohl zur Ehre fürstlicher Personen veranstaltet. Es ist auch wirklich ein schönes Schauspiel, wenn die Brust des Schiffes sich in den Strom tief einbohrt, um dann mit einmal sich zu heben und zu wenden. Eine Menge Boote umtanzen es auf den mächtig schauckelnden Wellen; die Nachbarschiffe haben, wie zur Sonntagsfeier, die Flagge aufgezogen und es selbst entfaltet die seinige, indem es abläuft. Bis zu diesem Augen-

blick hin harrt Alles in ſtummer Erwartung, die ſich dann in einem allgemeinen Geſchrei von ihrer Gepreßtheit befreiet. Doch geſtehe ich, immer Muſik, mindeſtens Flinten- und Piſtolenſchüſſe, vor und während des Actes vermißt zu haben.

Eine beſondere Schattirung haben die Dampfſchiffe ſeit zwei Jahren in unſere Schiffswelt gebracht. Bei dem Dampfer fällt das reiche Segelwerk und die Kühnheit der Maſten fort. Es hat zwar auch Maſten und Segel, aber nur klein, niedrig als Nebenhülfen. Die Hauptmacht ſind die Räder und er bekommt daher durch den eiſernen Schornſtein etwas Hausartiges. Er wirbelt eine drohende Wolke über ſich fort, indeſſen die andern Schiffe innerhalb des Holländer Baums nicht einmal kochen dürfen. Das Königsberger Dampfboot, die Gazelle, ein ſchlankes, raſches Fahrzeug, geht beſonders zwiſchen Königsberg und Pillau, Königsberg und Danzig hin und her. Danzig, Memel, Schaaken, Elbing haben wieder ihre eigenen Dampfſchiffe. Die Fahrt auf der Gazelle nach Holſtein, ins Haff, nach Pillau gehört nun ſchon eben ſo zu den Volksbeluſtigungen, als eine Fahrt zu Wagen nach Arnau, Juditten, Aaweiden u. ſ. w. Die allmälige Erweiterung der Waſſerfläche, das immer fernere Zurücktreten der Ufer iſt ſehr ſchön. Schwarze

Tonnen, Birkenäſte, an Stricken hängend und mit Steinen im Grunde befeſtigt, tanzen rechts und links unermüdlich auf den Wellen, die Fahrlinie zu zeichnen. Holſtein iſt eigentlich ein Schloß, in Form eines H von einem Holſteinſchen Prinzen, der hier lebte, erbauet. In der Nähe deſſelben befindet ſich ein vielbeſuchtes Kaffeehaus, nach welchem man auch auf einem Damm am Pregelufer zu Wagen fährt. Auf einer Landzungenſpitze, die zu einer Mole erweitert worden, ſtehen hier die Backen d. h. die Feuerbecken auf einem Holzgerüſt als Wahrzeichen für die Schiffe auf dem Haff und von hier beginnt die Reihe der hülfreichen Tonnen und Sträucher, bis weiterhin dieſe flottenden Symbole auch ausgeworfene Netze bezeichnen.

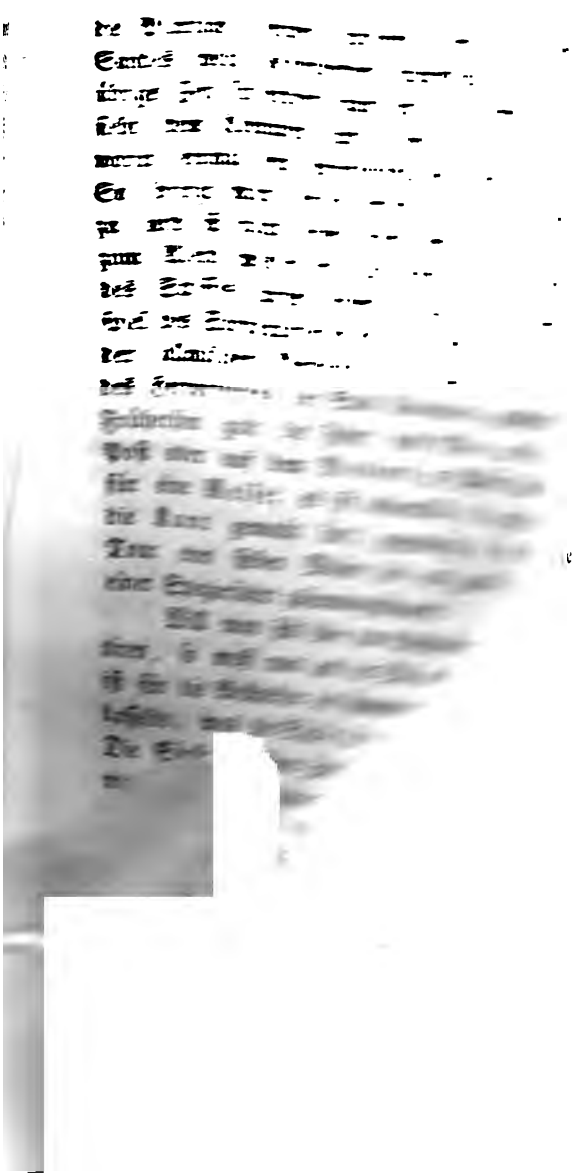
Pillau, der eigentliche Hafen Königsbergs, liegt an der Mündung des Haffs in die freie See und iſt ein freundliches mit Holländiſcher Sauberkeit rein und blank gehaltenes Städtchen. Die Häuſer ſind mit dunkeln Oelfarben geſtrichen, mit Doppelfenſtern geſchützt. Meſſingknöpfe zieren die Thüren. Man macht einen Beſuch auf dem Leuchtthurm, an deſſen dicken Scheiben ſich zur winterlichen Zeit oft viele Vögel, vom Lichtſchein getäuſcht, den Kopf einrennen. Man beſieht ſich die Feſtung, auf der gewöhnlich einige Staatsgefangene leben und geht, Kaffe zu trinken, auf

die Plantage, einer jüngeren, trotz des vielen Sandes wohl gedeihenden Baumpflanzung. Die übrige Zeit schlendert man am Ufer umher und sieht dem Kommen und Gehen der Schiffe zu, worin einmal ein unaussprechlicher Zauber liegt. So bringt man einige Stunden ganz angenehm zu und ist nach einer Fahrt von drei Stunden zum Abend wieder in Königsberg, vom Verdeck des Schiffes unter einem Zeltdach das Schauspiel des Sonnenunterganges, der wechselnden Ufer, der allmäligen Verengung der Wasserfläche und des Hervortretens der Stadt Königsberg genießend. Früherhin galt die Fahrt nach Pillau auf der Post oder auf dem Bierboot zu Wasser schon für eine Reise; es ist bekanntlich die einzige, die Kant gemacht hat; gegenwärtig ist diese Tour von sieben Meilen hin und zurück zu einer Spazierfahrt zusammengeschrumpft.

Will man sich über das Schiffswesen orientiren, so muß man auf den Mast achten. Er ist für die Architektur der schwimmenden Bauwerke dasselbe, was die Säule für die Landarchitektur. Die Säule hat ihren Zweck im Tragen. Sie macht zwischen Fundament und Decke die Mitte aus. Ihre Stärke, Höhe, Anzahl ist daher das wahre Wesen des Gebäudes. In der Wand ist sie, so zu sagen, noch verborgen und muß erst bei weiterer Vervollkommnung aus ihr heraus-

Tonnen, Birkenäſte, an Stricken hängend und mit Steinen im Grunde befeſtigt, tanzen rechts und links unermüdlich auf den Wellen, die Fahrlinie zu zeichnen. Holſtein iſt eigentlich ein Schloß, in Form eines H von einem Holſteinſchen Prinzen, der hier lebte, erbauet. In der Nähe deſſelben befindet ſich ein vielbeſuchtes Kaffeehaus, nach welchem man auch auf einem Damm am Pregelufer zu Wagen fährt. Auf einer Landzungenſpitze, die zu einer Mole erweitert worden, ſtehen hier die Backen d. h. die Feuerbecken auf einem Holzgerüſt als Wahrzeichen für die Schiffe auf dem Haff und von hier beginnt die Reihe der hülfreichen Tonnen und Sträucher, bis weiterhin dieſe flottenden Symbole auch ausgeworfene Netze bezeichnen.

Pillau, der eigentliche Hafen Königsbergs, liegt an der Mündung des Haffs in die freie See und iſt ein freundliches mit Holländiſcher Sauberkeit rein und blank gehaltenes Städtchen. Die Häuſer ſind mit dunkeln Oelfarben geſtrichen mit Doppelfenſtern geſchützt. Meſſingknöpfe [illegible] die Thüren. Man macht einen Beſuch [illegible] Leuchtthurm, an deſſen dicken Sch[illegible] winterlichen Zeit ob[illegible] getäuſcht. [illegible] die [illegible] ſi[illegible]



treten. Alles aber drehet ſich um dies Element. Je weniger die Säule entwickelt iſt, um ſo mehr iſt die Schönheit einer Architektur zurück; je mehr, je freier und mannigfaltiger, zuletzt ſogar in Säulenbündeln, ſie erſcheint, um ſo höher ſteht eine Baukunſt. Gerade ſo iſt es mit dem Maſt, nur daß er, umgekehrt, wie die Säule nicht zu tragen hat. Aber er führt das Schiff. An ihm hängen die Segel. Seine Stärke und Höhe muß mit dem Körper des Schiffs in der genaueſten Proportion ſtehen, damit es das Gleichgewicht behalte. Ein Fahrzeug ohne Segel muß gerudert werden, allein wie weit kömmt man damit! Die Schiffsbaukunſt ſchreitet alſo von dem Fahrzeug, das ohne Segel iſt, dadurch fort, daß ſie ein, zwei, drei Hauptmaſten aufſtellt. Hierbei kommt es, außer auf die Nebenmaſten, noch beſonders auf die gleiche oder ungleiche Höhe der Maſten an. Die äſthetiſch vollendetſte Form iſt unſtreitig der Dreimaſter, deſſen Mittelmaſt die beiden andern Maſten in gleichem Abſtande gleichmäßig überragt. (Siehe Beilage, Figur 2.)

Durch die Modificationen, welche der Maſt bedingt, wird daher der Charakter des ganzen Schiffs bis in die kleinſten Verhältniſſe hin verändert. Die ganze Größe und Schönheit zeigt das Schiff auch nur, indem es ſegelt. Die tiefe Empfindung, welche Heine und Wien=

barg für das Meer haben, hat ſich bei Freiligrath zur beſtimmten Anſchauung der Schiffswelt und ihrer länderverbindenden, völkervermiſchenden, Natur und Sitten contraſtirenden Treibens individualiſirt und hierdurch hat er, während die Führer unſerer vorangehenden Lyrik, insbeſondere die Schwaben, ſo zu ſagen, Binnendichter waren, der Poeſie ein neues und intereſſantes Feld erobert, das nur nicht in der platten Weiſe ſogleich abgewirthſchaftet werden muß, daß man Hoffmann's und Berghaus' geographiſche Handbücher in Reime bringt. Ohne Erlebniß wird auch hier kein poetiſches Ergebniß kommen.

An dem Hafen in der Mainacht bin ich auf und ab gegangen,
Bis des Morgens friſcher Odem kühlte meine heißen Wangen.
Rings auf den Verdecken hört' ich fremder Vögel Frühlied ſchallen,
Aus dem Garten überm Waſſer ſcholl das Lied der Nachtigallen.

Fremde Schaustellungen.

Wachsfigurenkabinette, Menagerien, Taschenspielkünste, Automatensammlungen, Akrobaten, Panoramen, Metamorphosentheater, Puppenspiele, Spanische Reiter, Riesen, Zwerge, und wie die „noch nie gesehenen" Merkwürdigkeiten weiter heißen, kommen aus dem westlichen Europa auf ihren Wanderungen zunächst nördlich bis Danzig, südlich bis Warschau. Ob sie auch nach Königsberg gelangen, hängt meistens davon ab, daß sie nach Petersburg sich zu gehen entschließen. Königsberg ist darin sehr schlimm situirt, daß in einem großen Umkreise nicht wieder eine große Stadt liegt, die Wandernden daher erst eine weite Strecke durchzumachen haben, bis sie sich wieder etabliren können. Selbst auf die Handwerker hat dieser Umstand Einfluß, weil die Gesellen von hier nicht so schnell wieder in eine große gewerbtreibende

Stadt kommen können, wie in Deutschland, Frankreich, Belgien, wo fünf bis zehn Meilen ihnen wieder einen Kreis der Thätigkeit öffnen. Nach Petersburg lockt das Russische Geld, der Reichthum einer mächtigen Residenz. Unterwegs kann das wohlhabende Riga noch einen bequemen Ruhepunct darbieten. Das arme Königsberg aber, so bildungsbeflissen seine Einwohner sind, reizt die Fremden wenig. Gehen sie nach Petersburg, so ist Hoffnung, daß sie auch bei uns ein paar Tage verweilen. Seitdem jedoch das Dampfboot von Lübeck nach Petersburg die Wasserstraße schneller durchfliegen läßt, als die Post den langen, einförmigen Landweg, seitdem kommen viele Virtuosen gar nicht mehr her und die Armuth Königsbergs an fremden Seh- und Hörwürdigkeiten steigert sich von Jahr zu Jahr. Ist von einer interessanten Erscheinung dieser Art in den Berliner Zeitungen die Rede, so wird man bald die Frage vernehmen, ob das Panorama, der Künstler u. s. w. seine Tour auf Petersburg nehmen werde? Unsere Cultur in diesem Kreise hängt also von dem Interesse ab, welches die Producenten in Petersburg glauben voraussetzen zu dürfen. Wer dächte wohl in Deutschland an einen solchen Einfluß Rußlands? Endlich geht auch ein Künstler nach St. Petersburg, von den „Barbaren" die Silberrubel einzustreichen, aber bei uns

„geht er nur durch.“ Er hat nur eine Nacht „im Deutschen Hause“ zugebracht und ist gleich weiter gefahren. Wie lange haben wir hier oft einen Genuß erwartet und, o Schmerz, er geht verächtlich an uns vorüber. Wir trösten uns dann mit der Rückreise von Petersburg, allein nur zu oft wird uns alsdann Warschau gefährlich, in welchem der Polnische Adel eine gute Ausbeute verspricht. So kam einmal eine Reitergesellschaft Tourniaire's von Warschau hieher, hatte aber nur ein männliches Personal, weil das weibliche von Polnischen und Russischen Offizieren als Courtisanen zurückgehalten war.

Für den Gebildeten ist es wesentlich, die Phänomene, welche die Europäische Culturwelt epochemachend durchdringen, sich anzueignen. Es fehlt sonst ein Baustein des Ganzen; man ist nicht recht orientirt; die Andern haben ein Voraus, dessen bewußter Mangel uns drückt. Seydelmann z. B. ist von Schlesien aus auf allen Bühnen Deutschlands gesehen — bei uns nicht. Versprochen hat man ihn uns oft genug, aber gekommen ist er noch nicht, obwohl er nun in Berlin ist. Die Bayaderen sind bis Berlin gekommen; unsern Norden haben sie gefürchtet. Dieser Schmerz ist um so größer, als Königsberg auf Berlin einen gewissen Neid hat. Von Berlin aus blickt man auf Königsberg so hin, wie die

Götter des freudestrahlenden, Musendurchsungenen, Horendurchtanzten, seligen Olymps nach dem Lande des Kimmerischen Dunkels schauten. Wir sind für Berlin schon eine ultima Thule und man dankt Gott, diesseits der Weichsel nach Westen hin zu wohnen. Der Königsberger hat dagegen das Gefühl, daß seine Stadt für die Entwickelung des Preußischen Staats doch intensiv keine geringe Wichtigkeit in Anspruch nehme, daß Preußen dem Staat den Namen gegeben, hier die Erhebung desselben zum Königreich geschehen, hier der Hof nach dem Tilsiter Frieden ein Asyl gefunden, daß von hier, von Memel und Königsberg aus, die thatsächliche Reaction gegen Frankreich, der politische Fortschritt seinen Beginn genommen. Man darf nur Niebuhr's Denkwürdigkeiten und Briefe lesen, um zu erfahren, in welchen Städten und Städtchen z. B. Bartenstein, hier bei uns die wichtigsten Arbeiten gemacht sind, aus denen Preußens Wiedergeburt hervorging. Das Krönungsfest a. 18. Januar, der Name Residenz, das Schloß erinnern den Königsberger beständig an seine vaterländische Bedeutung und doch muß er sich gestehen, daß er seine Stadt durch die unglücklichen Handelsverhältnisse mit Rußland von Jahr zu Jahr mehr sinken, Berlin aber nicht nur, sondern auch Städte, die früher kaum al pari mit Königsberg standen, z. B. Breslau, immer mehr

Gestalten tauchen nun andere auf, die einen kleinen Verdienst suchen. Hier werden dem Matrosen Schuh und Stiefel, da Bürsten, dort Spiegel, seidene Tücher, kleine Pappkasten u. s. w. angeboten. Endlich schleichen auch ganz verdächtige Figuren umher, die Holzspäne, verschüttetes Korn, Steinkohlensplitter, Flachsbüschel u. s. w. aufsammeln, gelegentlich aber auch ein Geräth, ein Kleidungsstück entwenden. Mitunter, allein selten, läßt sich auch auf einem Schiff ein Neger sehn.

Noch muß ich als eine Eigenthümlichkeit die Weiber erwähnen, die in den Speichern Heede, Hanf und Flachs zurichten und sortiren. Sie singen häufig, noch mehr aber klatschen sie. Sie haben einen starken esprit de corps.

Weiterhin folgen links und rechts, wo das Bohlenwerk aufhört, die Schiffswerfte. Das Ablaufen eines Schiffs vom Stapel gehört zu den größten Vergnügungen Königsbergs und wird daher auch wohl zur Ehre fürstlicher Personen veranstaltet. Es ist auch wirklich ein schönes Schauspiel, wenn die Brust des Schiffes sich in den Strom tief einbohrt, um dann mit einmal sich zu heben und zu wenden. Eine Menge Boote umtanzen es auf den mächtig schauckelnden Wellen; die Nachbarschiffe haben, wie zur Sonntagsfeier, die Flagge aufgezogen und es selbst entfaltet die seinige, indem es abläuft. Bis zu diesem Augen-

blick hin harrt Alles in ſtummer Erwartung, die ſich dann in einem allgemeinen Geſchrei von ihrer Gepreßtheit befreiet. Doch geſtehe ich, immer Muſik, mindeſtens Flinten- und Piſtolenſchüſſe, vor und während des Actes vermißt zu haben.

Eine beſondere Schattirung haben die Dampfſchiffe ſeit zwei Jahren in unſere Schiffswelt gebracht. Bei dem Dampfer fällt das reiche Segelwerk und die Kühnheit der Maſten fort. Es hat zwar auch Maſten und Segel, aber nur klein, niedrig als Nebenhülfen. Die Hauptmacht ſind die Räder und er bekommt daher durch den eiſernen Schornſtein etwas Hausartiges. Er wirbelt eine drohende Wolke über ſich fort, indeſſen die andern Schiffe innerhalb des Holländer Baums nicht einmal kochen dürfen. Das Königsberger Dampfboot, die Gazelle, ein ſchlankes, raſches Fahrzeug, geht beſonders zwiſchen Königsberg und Pillau, Königsberg und Danzig hin und her. Danzig, Memel, Schaaken, Elbing haben wieder ihre eigenen Dampfſchiffe. Die Fahrt auf der Gazelle nach Holſtein, ins Haff, nach Pillau gehört nun ſchon eben ſo zu den Volksbeluſtigungen, als eine Fahrt zu Wagen nach Arnau, Juditten, Aaweiden u. ſ. w. Die allmälige Erweiterung der Waſſerfläche, das immer fernere Zurücktreten der Ufer iſt ſehr ſchön. Schwarze

Tonnen, Birkenäſte, an Stricken hängend und mit Steinen im Grunde befeſtigt, tanzen rechts und links unermüdlich auf den Wellen, die Fahrlinie zu zeichnen. Holſtein iſt eigentlich ein Schloß, in Form eines H von einem Holſteinſchen Prinzen, der hier lebte, erbauet. In der Nähe deſſelben befindet ſich ein vielbeſuchtes Kaffeehaus, nach welchem man auch auf einem Damm am Pregelufer zu Wagen fährt. Auf einer Landzungenſpitze, die zu einer Mole erweitert worden, ſtehen hier die Backen d. h. die Feuerbecken auf einem Holzgerüſt als Wahrzeichen für die Schiffe auf dem Haff und von hier beginnt die Reihe der hülfreichen Tonnen und Sträucher, bis weiterhin dieſe flottenden Symbole auch ausgeworfene Netze bezeichnen.

Pillau, der eigentliche Hafen Königsbergs, liegt an der Mündung des Haffs in die freie See und iſt ein freundliches mit Holländiſcher Sauberkeit rein und blank gehaltenes Städtchen. Die Häuſer ſind mit dunkeln Oelfarben geſtrichen, mit Doppelfenſtern geſchützt. Meſſingknöpfe zieren die Thüren. Man macht einen Beſuch auf dem Leuchtthurm, an deſſen dicken Scheiben ſich zur winterlichen Zeit oft viele Vögel, vom Lichtſchein getäuſcht, den Kopf einrennen. Man beſieht ſich die Feſtung, auf der gewöhnlich einige Staatsgefangene leben und geht, Kaffe zu trinken, auf

die Plantage, einer jüngeren, trotz des vielen Sandes wohl gedeihenden Baumpflanzung. Die übrige Zeit schlendert man am Ufer umher und sieht dem Kommen und Gehen der Schiffe zu, worin einmal ein unaussprechlicher Zauber liegt. So bringt man einige Stunden ganz angenehm zu und ist nach einer Fahrt von drei Stunden zum Abend wieder in Königsberg, vom Verdeck des Schiffes unter einem Zeltdach das Schauspiel des Sonnenunterganges, der wechselnden Ufer, der allmäligen Verengung der Wasserfläche und des Hervortretens der Stadt Königsberg genießend. Früherhin galt die Fahrt nach Pillau auf der Post oder auf dem Bierboot zu Wasser schon für eine Reise; es ist bekanntlich die einzige, die Kant gemacht hat; gegenwärtig ist diese Tour von sieben Meilen hin und zurück zu einer Spazierfahrt zusammengeschrumpft.

Will man sich über das Schiffswesen orientiren, so muß man auf den Mast achten. Er ist für die Architektur der schwimmenden Bauwerke dasselbe, was die Säule für die Landarchitektur. Die Säule hat ihren Zweck im Tragen. Sie macht zwischen Fundament und Decke die Mitte aus. Ihre Stärke, Höhe, Anzahl ist daher das wahre Wesen des Gebäudes. In der Wand ist sie, so zu sagen, noch verborgen und muß erst bei weiterer Vervollkommnung aus ihr heraus-

treten. Alles aber drehet ſich um dies Element. Je weniger die Säule entwickelt iſt, um ſo mehr iſt die Schönheit einer Architektur zurück; je mehr, je freier und mannigfaltiger, zuletzt ſogar in Säulenbündeln, ſie erſcheint, um ſo höher ſteht eine Baukunſt. Gerade ſo iſt es mit dem Maſt, nur daß er, umgekehrt, wie die Säule nicht zu tragen hat. Aber er führt das Schiff. An ihm hängen die Segel. Seine Stärke und Höhe muß mit dem Körper des Schiffs in der genaueſten Proportion ſtehen, damit es das Gleichgewicht behalte. Ein Fahrzeug ohne Segel muß gerudert werden, allein wie weit kommt man damit! Die Schiffsbaukunſt ſchreitet alſo von dem Fahrzeug, das ohne Segel iſt, dadurch fort, daß ſie ein, zwei, drei Hauptmaſten aufſtellt. Hierbei kommt es, außer auf die Nebenmaſten, noch beſonders auf die gleiche oder ungleiche Höhe der Maſten an. Die äſthetiſch vollendetſte Form iſt unſtreitig der Dreimaſter, deſſen Mittelmaſt die beiden andern Maſten in gleichem Abſtande gleichmäßig überragt. (Siehe Beilage, Figur 2.)

Durch die Modificationen, welche der Maſt bedingt, wird daher der Charakter des ganzen Schiffs bis in die kleinſten Verhältniſſe hin verändert. Die ganze Größe und Schönheit zeigt das Schiff auch nur, indem es ſegelt. Die tiefe Empfindung, welche Heine und Wien=

barg für das Meer haben, hat ſich bei Freiligrath zur beſtimmten Anſchauung der Schiffswelt und ihrer länderverbindenden, völkervermiſchenden, Natur und Sitten contraſtirenden Treibens individualiſirt und hierdurch hat er, während die Führer unſerer vorangehenden Lyrik, insbeſondere die Schwaben, ſo zu ſagen, Binnendichter waren, der Poeſie ein neues und intereſſantes Feld erobert, das nur nicht in der platten Weiſe ſogleich abgewirthſchaftet werden muß, daß man Hoffmann's und Berghaus' geographiſche Handbücher in Reime bringt. Ohne Erlebniß wird auch hier kein poetiſches Ergebniß kommen.

An dem Hafen in der Mainacht bin ich auf und ab gegangen,
Bis des Morgens friſcher Odem kühlte meine heißen Wangen.
Rings auf den Verdecken hört' ich fremder Vögel Frühlied ſchallen,
Aus dem Garten überm Waſſer ſcholl das Lied der Nachtigallen.

Fremde Schaustellungen.

Wachsfigurenkabinette, Menagerien, Taschenspielkünste, Automatensammlungen, Akrobaten, Panoramen, Metamorphosentheater, Puppenspiele, Spanische Reiter, Riesen, Zwerge, und wie die „noch nie gesehenen“ Merkwürdigkeiten weiter heißen, kommen aus dem westlichen Europa auf ihren Wanderungen zunächst nördlich bis Danzig, südlich bis Warschau. Ob sie auch nach Königsberg gelangen, hängt meistens davon ab, daß sie nach Petersburg sich zu gehen entschließen. Königsberg ist darin sehr schlimm situirt, daß in einem großen Umkreise nicht wieder eine große Stadt liegt, die Wandernden daher erst eine weite Strecke durchzumachen haben, bis sie sich wieder etabliren können. Selbst auf die Handwerker hat dieser Umstand Einfluß, weil die Gesellen von hier nicht so schnell wieder in eine große gewerbtreibende

Stadt kommen können, wie in Deutschland, Frankreich, Belgien, wo fünf bis zehn Meilen ihnen wieder einen Kreis der Thätigkeit öffnen. Nach Petersburg lockt das Russische Geld, der Reichthum einer mächtigen Residenz. Unterwegs kann das wohlhabende Riga noch einen bequemen Ruhepunct darbieten. Das arme Königsberg aber, so bildungsbeflissen seine Einwohner sind, reizt die Fremden wenig. Gehen sie nach Petersburg, so ist Hoffnung, daß sie auch bei uns ein paar Tage verweilen. Seitdem jedoch das Dampfboot von Lübeck nach Petersburg die Wasserstraße schneller durchfliegen läßt, als die Post den langen, einförmigen Landweg, seitdem kommen viele Virtuosen gar nicht mehr her und die Armuth Königsbergs an fremden Seh- und Hörwürdigkeiten steigert sich von Jahr zu Jahr. Ist von einer interessanten Erscheinung dieser Art in den Berliner Zeitungen die Rede, so wird man bald die Frage vernehmen, ob das Panorama, der Künstler u. s. w. seine Tour auf Petersburg nehmen werde? Unsere Cultur in diesem Kreise hängt also von dem Interesse ab, welches die Producenten in Petersburg glauben voraussetzen zu dürfen. Wer dächte wohl in Deutschland an einen solchen Einfluß Rußlands? Endlich geht auch ein Künstler nach St. Petersburg, von den „Barbaren" die Silberrubel einzustreichen, aber bei uns

„geht er nur durch.“ Er hat nur eine Nacht „im Deutschen Hause“ zugebracht und ist gleich weiter gefahren. Wie lange haben wir hier oft einen Genuß erwartet und, o Schmerz, er geht verächtlich an uns vorüber. Wir trösten uns dann mit der Rückreise von Petersburg, allein nur zu oft wird uns alsdann Warschau gefährlich, in welchem der Polnische Adel eine gute Ausbeute verspricht. So kam einmal eine Reitergesellschaft Tourniaire's von Warschau hieher, hatte aber nur ein männliches Personal, weil das weibliche von Polnischen und Russischen Offizieren als Courtisanen zurückgehalten war.

Für den Gebildeten ist es wesentlich, die Phänomene, welche die Europäische Culturwelt epochemachend durchdringen, sich anzueignen. Es fehlt sonst ein Baustein des Ganzen; man ist nicht recht orientirt; die Andern haben ein Voraus, dessen bewußter Mangel uns drückt. Seydelmann z. B. ist von Schlesien aus auf allen Bühnen Deutschlands gesehen — bei uns nicht. Versprochen hat man ihn uns oft genug, aber gekommen ist er noch nicht, obwohl er nun in Berlin ist. Die Bayaderen sind bis Berlin gekommen; unsern Norden haben sie gefürchtet. Dieser Schmerz ist um so größer, als Königsberg auf Berlin einen gewissen Neid hat. Von Berlin aus blickt man auf Königsberg so hin, wie die

Götter des freudestrahlenden, Musendurchsungenen, Horendurchtanzten, seligen Olymps nach dem Lande des Kimmerischen Dunkels schauten. Wir sind für Berlin schon eine ultima Thule und man dankt Gott, diesseits der Weichsel nach Westen hin zu wohnen. Der Königsberger hat dagegen das Gefühl, daß seine Stadt für die Entwickelung des Preußischen Staats doch intensiv keine geringe Wichtigkeit in Anspruch nehme, daß Preußen dem Staat den Namen gegeben, hier die Erhebung desselben zum Königreich geschehen, hier der Hof nach dem Tilsiter Frieden ein Asyl gefunden, daß von hier, von Memel und Königsberg aus, die thatsächliche Reaction gegen Frankreich, der politische Fortschritt seinen Beginn genommen. Man darf nur Niebuhr's Denkwürdigkeiten und Briefe lesen, um zu erfahren, in welchen Städten und Städtchen z. B. Bartenstein, hier bei uns die wichtigsten Arbeiten gemacht sind, aus denen Preußens Wiedergeburt hervorging. Das Krönungsfest a. 18. Januar, der Name Residenz, das Schloß erinnern den Königsberger beständig an seine vaterländische Bedeutung und doch muß er sich gestehen, daß er seine Stadt durch die unglücklichen Handelsverhältnisse mit Rußland von Jahr zu Jahr mehr sinken, Berlin aber nicht nur, sondern auch Städte, die früher kaum al pari mit Königsberg standen, z. B. Breslau, immer mehr

aufkommen, immer mehr an Industrie, Handel, Luxus gewinnen sieht. Nichts ärgert ihn daher mehr, als wenn ein Berliner herkommt und sich nun über die altfränkische Bauart, das schlechte oder stellenweis ganz und gar fehlende Pflaster, die elende Beleuchtung, den Mangel an öffentlichen Merkwürdigkeiten u. s. w. ausläßt. Wie beredt weiß er dann darzuthun, welche Vortheile Berlin aus dem Aufenthalt des Hofes erwachsen, Königsberg dagegen aus seinen geringen Mitteln einige 70,000 Thaler Verwaltungskosten aufbringen muß, weil die Stadt unendlich weitläufig ist, also viel Straßen hat, viel Pflaster, viel Brückenreparaturen, viel Laternen, viel Nachtwächter u. s. w. erfordert.

Es ist daher ein großes Glück, daß durch die Geselligkeit des modernen Vereinslebens die Weite des Raums für manche Culturelemente kein Hinderniß mehr ist. Dahin rechne ich z. B. daß Königsberg eine der ersten Städte gewesen, die einen Kunstverein begründeten. Die Stadträthe Degen, Friedmann und der Professor August Hagen traten zur Bildung eines solchen 1831 zusammen, zunächst für einen wohlthätigen Zweck. Jetzt, nach zehn Jahren, hat der Verein, der erst ganz local war und seine Kunstmittel aus der Stadt und Provinz selbst entnahm, bereits eine große Ausdehnung und Ver-

bindungen bis nach Trieſt, Wien, Cöln und Brüſſel hin. Welch' ein Schmerz würde es ſein, wenn wir hier von Gemälden Leſſing's, Bendemann's, Schorn's, Schrödter's, Scheuern's, Achenbach's, Robert's, Gudin's, Roqueplan's, Verboekhoeven's, Sohn's, Hildebrand's u. ſ. w. immer nur leſen ſollten! Nicht nur aber ein Kunſt- und Gewerbeverein hat ſich gebildet, es iſt auch ein ſtädtiſches Muſeum in der Königsſtraße erbauet worden, in dem die Bilder, die der Verein kauft oder malen läßt, Eigenthum der Stadt verbleiben. Durch die Huld des verſtorbenen Königs von Preußen ſind auch Gemälde von älteren Italieniſchen und Niederländiſchen Meiſtern, die allerdings noch Staatseigenthum ſind, dem Muſeum zum Beſitz überwieſen worden. Zwar ſind dieſelben von untergeordnetem Werth, allein ſie können doch als Typen früherer Stylarten dienen und geben ſomit eine vortreffliche geſchichtliche Erweiterung und Vervollſtändigung, für die wir ſehr dankbar ſein müſſen. Erſt wenn wir in dem neuen Gebäude die Aufſtellung haben ordnen können, wird man ſich recht daran zu erfreuen vermögen, was bisher in dem zerſtückelten, theilweiſe lichtknappen Local am Altſtädtſchen Markt nicht möglich war. — Der Kunſtſinn iſt bei uns im entſchiedenen Fortſchritt begriffen und auf den Gütern gibt es bei

uns mitunter so gut, wie auf Englischen Landsitzen, überraschende Sammlungen.

Wenn Jemand, der irgend etwas zu zeigen hat, sich erst längere Zeit hier aufhält, so darf er darauf rechnen, daß er je länger, je mehr Theilnahme haben wird. Das hiesige Publicum scheint erst einer gewissen Gewöhnung zu bedürfen, ist dann aber um so anhaltsamer. Im Russischen Hause und im Altstädt'schen Gemeindegarten, dem gewöhnlichen Local fremder Schaustellungen, haben Panoramen, Automaten u. s. w. oft drei, vier Monate Besuch gehabt. Am merkwürdigsten war mir die lange Dauer des Aufenthaltes der „fünf Menschen von verschiedenen Raçen," die ein Capitain Hill vor mehren Jahren im Altstädt'schen Gemeindegarten zeigte. Es war eine Negerin von den Antillen, eine fein sollende Papunegerin, die aber auch in Westindien Sclavin gewesen war, zwei Neger ebenfalls aus Amerika und ein Malaie aus der Gegend von Madras. Sehr klug war es angefangen, daß es eben nur fünf Menschen waren. Dadurch entstand ein Anklang an den Begriff der fünf Menschenraçen, also die Erwartung sich „wissenschaftlich" belehren zu können. Auf dem Zettel bezeugten „Professoren" die Aechtheit der Raçen. Es war ein kleines Theater mit einer Decoration ausgerüstet, welche durch Palmen und

Cactus uns in die tropiſche Region verſetzen ſollte. Ein „erklärender Bediente“ ſchlug vor dem Beginn der Schauſtellung auf eine jener furchtbar ſchallenden Metallplatten, deren ſich die Buddhiſten in China bei ihrem Gottesdienſt bedienen. Die „Wilden“ waren nackt, aber anſtändig. Die beiden Neger hatten ſchöne rothe Mäntel, um die ſie ein König der Guineaküſte beneidet haben würde. Die Armen traten auf, brüllten einen Engliſchen Matroſen- oder Negergeſang, ſchlugen mit Keulen etwas auf einander los, trippelten hin und her, was einen Tanz vorſtellen ſollte und ließen ſchließlich Haar und Haut betaſten, wozu ſie widrig gutmüthige Mienen machten. Die Neger und Negerinnen verſtanden ſich am Beſten unter einander. Der ſogenannte Malaie war am meiſten iſolirt. Er tanzte auch mit Schild und Haifiſchbackenknochen ſeinen Kriegstanz allein und blieb bei dem Tanz der Uebrigen mit ſeinen weißen Baumwollenbeinkleidern ziemlich unthätig. Ich ging mehremal hin und fand jedesmal genau dieſelben Geſänge, dieſelben Klopffechtereien, dieſelben Grimaſſen und ſein ſollenden Tänze, woraus ich ſah, wie mechaniſch Alles eingeübt war.

Nie hat mich ein Schauſpiel mehr empört, nicht an ſich, aber durch folgende Reflexion. Dieſe Menſchen haben mit dem Capitain einen Contract geſchloſſen. Sie ſind mit freiem Willen

die Schauſtellung eingegangen. Aber ſind ſie nicht von ihm, der mit den Behörden zu thun hat, doch ganz und gar abhängig? Hat er nicht tauſend Mittel in Händen, ſie zu quälen, ſie ſeinem Willen zu unterwerfen? Er geht darauf aus, Wilde zu zeigen. In einer gedruckten Beſchreibung verſichert er, die Papunegerin, die einen Ring durch die Naſe trug und mit einem Kuhſchweif in der Hand auftrat, verehre dieſen, außerdem Sonne, Mond und Sterne; dies letztere wurde auch von dem Malaien verſichert, mit welchem der Profeſſor v. Bohlen ſich zu verſtändigen ſuchte, allein umſonſt. Sein Geſang klang mit ſeinen vielen Vocalen allerdings Indiſch, aber nur bei dem Wort Allah kreuzte er die Arme auf der Bruſt und blickte gen Himmel. Dieſe höchſt zahmen, ſclavenhaften Weſen, die von den verſchiedenſten Orten her zuſammengewehet waren — der Malaie ſollte bei Madras einſam auf einer Inſel gefunden ſein, ein wahrhafter Wilde! — machten doch gewiſſermaaßen ein Ganzes, eine künſtliche Familie aus — ohne Religion! Sie werden ihren Glauben, ihren Aberglauben haben, allein in welch' entſetzlicher Lage. Immer unterwegs, dem Publicum auf der Reiſe wie fremde Thiere verborgen gehalten, immer ihre lächerlich-beweinenswerthe Farçe abſpielend, ſobald zwanzig, dreißig Zuſchauer zuſammen, immer mit Ab-

ſicht brutaliſirt, von jeder ernſten Beſchäftigung entfernt, Rum trinkend, Karte ſpielend, auf Strohſäcken neben dem Theater Taback rauchend in ſtarrer Dumpfheit vegetirend, bis die Glocke ſchellt und ſie nun mit ihrer Keule, Kokosnuß, ihrem Haifiſchzahnſchwert und Kuhſchweif, mit bunten Lappen und gemachter Wildheit heraustreten — ſagt, iſt es nicht ein grenzenloſes Elend? Wahrſcheinlich ſind dieſe Wilden getauft und den Behörden dies bekannt, denn ſonſt wäre es zu grauenhaft, Fetiſchanbeter in einem chriſtlichen Staate zur Schau auszuſtellen. Ich hoffe alſo, daß das Publicum mit all dieſen officiellen Angaben betrogen wird, denn ſonſt, wie geſagt, würde es eine Schmach ſein, daß man nicht Anſtalt macht, dieſe Unglücklichen aus ihrer entmenſchenden Lage zu reißen, ſie mit dem Chriſtenthum bekannt zu machen. Wir ſchicken Miſſionare nach allen Richtungen der Windroſe hinaus, wir geben Rechenſchaft von jeder Seele, die in Afrika, Aſien und Amerika dem Chriſtenthum gewonnen wird und wir ſollten mitten unter uns, als Schauſpiel obendrein, den Glauben an einen Kuhſchwanz, an die Geſtirne dulden? Nein, hier muß die Toleranz ein Ende haben. Wir ſollen Niemand zu einem Glauben zwingen, aber wir ſollen ihn belehren, wenn er ſo tief im Aberglauben ver-

ſunken liegt. Wir ſollen einen ſolchen Menſchen wie ein verwahrlostes Kind behandeln. Unter den Pagoden am Ganges, im Zuſammenhang eines Cultus, an die entſühnende Kraft des heiligen Kuhſchweifes zu glauben, iſt eine ganz andere Sache, als dieſe Iſolirtheit.

Fluch der Sclaverei! Durch ſie iſt es geſchehen, daß Menſchen von ihrem Heerde, aus den Armen ihrer Eltern geriſſen, in eine fremde Umgebung hineingeſchleudert ſind, deren Sprache, Sitte, Religion ſie nicht kennen, in welcher ſie nur als Maſchinen thätig ſein, außerdem nur als Thiere leben können, die eſſen und trinken und zeugen — Sclaven zeugen, wie in den Sclavenſtaaten Nordamerika's, die den Sclaven die Erlöſung des Chriſtenthums vorenthalten, die ihr chriſtliches Recht, Sclaven zu halten, aus der Bibel alten Teſtaments beweiſen. — Die ſogenannte Papunegerin hatte auf dem Rücken tiefe Striemen der Peitſche und Brandmale, weil ſie zweimal entlaufen war. Da iſt es denn begreiflich, daß ein ſo armes, iſolirtes Geſchöpf, das ein Capitain dem Herrn abkauft, gern einem ſolchen Faullenzerleben ſich ergibt, in welcher alle Menſchheit abgerieben werden muß.

Wenn es nun mit dieſen Menſchen, die jetzt vielleicht ſchon halb Europa durchreiſt ſind, ohne etwas von demſelben zu ſehen, einmal zum

Sterben kommt, wie fürchterlich muß der Anblick des halben Blödsinnes sein, mit dem sie scheiden! Und aus was für einem Leben scheiden sie? Aus einem Leben, worin sie, einen dürftigen Kreis sinnlicher, verständiger Beziehungen ausgenommen, auf ihrem kleinen Theater ihr Dasein in einer Art Verrücktheit zugebracht haben, in der perennirenden Tautologie der elendesten Täuschungen des Publicums, das hier Kämpfe und Tänze der Wilden sehen will. Wahrlich, man könnte eine tiefe Wahrheit darin finden, daß der Gebildete einen solchen Hunger nach Anschauung der Naturvölker hat, etwa wie wir im Knabenalter, wenn wir den Robinson lesen, für die Indianer schwärmen und bei dem Gedanken ganz traurig werden, daß es einmal ein Ende mit ihnen und mit ihren Kinderwaffen, Pfeil und Bogen, haben soll. Aber wenn hier nur von solcher Natureinfalt die Rede sein könnte! Wenn diese Menschen von Rum, Kartenspiel u. s. w. nichts wüßten! Ich werde nie den entzückten Händedruck vergessen, mit welchem mir der Malaie für ein halb Pfund Varinasknaster dankte, das ich ihm schenkte, weil er immer so traurig und einsam schien. Es sind das nicht die schönen Otaheiter, zu denen Cook kam, es sind von unserer Cultur und ihren Lastern Ergriffene, Angesteckte, in denen auch die natürliche Gutmüthigkeit ohne alle sittliche,

volksthümliche oder kirchliche Haltung endlich zu Grunde gehen muß.

O wären diese Wilde doch nur so verstellte Wilde gewesen, wie jener König der Karaiben auf einem Französischen Boulevardtheater, der mit keinem Menschen reden konnte, weil Niemand seine Sprache verstand, immer Anwandlungen von Raserei hatte, einst aber, als ein Zuschauer auf die Bretter sprang, sich mit seiner Kraft zu messen, von diesem gequetscht, alsbald rief: „Mon Dieu, Vous m 'étouffez!“

Landſchaftsmetamorphoſe.

Tacitus erzählt in ſeiner Germania von den alten Deutſchen, daß ſie nicht in Dörfern, ſondern in Weilern jeder für ſich gewohnt hätten, alſo daß er um ſein Haus herum auch ſeine Aecker und ſeine Holzung gehabt. Dieſe Abgeſchloſſenheit des bäuerlichen Lebens iſt in unſeren Tagen durch die ſogenannten Separationen, die Gemeindetheilungen, wieder recht zum Vorſchein gekommen. In den Niederungen Weſtpreußens, aber auch in Oſtpreußen, namentlich um Königsberg herum, ſind große Dörfer ſelten. Dörfer, wie ſie in meiner Heimath, im Magdeburgiſchen ſind, z. B. Bardeleben, würden hier der Ausdehnung nach ſchon Flecken ſein. Dagegen ſind adlige Güter und Bauergüter, die eine Anzahl von kleinen Wohnungen der Inſtleute um ſich gruppirt haben, das eigentlich herrſchende Syſtem. Seit

den Separationen erhält daſſelbe von Jahr zu Jahr neuen Zuwachs. Ueberall entſtehen neue Gebäude, ſo daß der Anblick der Landſchaft ſich immer mehr verändert und die geſchloſſenen Dörfer immer mehr verſchwinden. Preußen iſt ein Colonieland, die Continentalkolonie Deutſchlands. Das Vertheilen des eroberten Bodens an einwandernde Bebauer unter Zugeſtändniß mancher Freiheiten und Vortheile, die ſie zu Hauſe nicht beſaßen, war ſchon bei den Rittern üblich. Allein zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde dieſer Act wiederholt. Die Peſt hatte Oſtpreußen und Litthauen ſo entvölkert, daß nicht nur Güter und Dörfer, ſondern ſogar Städte ausgeſtorben waren. Der König von Preußen zog eine Menge Coloniſten in's Land. Waren die älteren Coloniſten mehr Niederdeutſche geweſen, ſo kamen nun die Oberdeutſchen in's Land, Schweizer, Salzburger u. ſ. w. Das Vertheilen des Bodens begann alſo von Neuem. Die größte Zerſtückelung deſſelben fand aber im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts durch die ſchlechte Wirthſchaft des Adels ſtatt, der willkürlich ſeine Beſitzungen in kleinen Theilen veräußerte. E. H. Hagen, über das Agrargeſetz und die Anwendbarkeit deſſelben, Königsberg 1814, S. 53 ff. ſchildert die Verkommenheit deſſelben und ſagt, daß in Neuoſtpreußen die Zerſtückelung bis in's Lächerliche getrieben war.

„In manchem Dorfe befanden sich bis zweihundert adlige Besitzungen, deren Größe sich nicht einstens nach Morgen, sondern nach Zagors oder Beeten bestimmen ließ. Das Besitzthum mancher Edelleute beschränkte sich auf zwei Metzen Aussaat, nebst einem Hause, welches mehr einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung glich. Oefters hatten sie noch weniger Land. Als im Drohiczynschen Kreise des Bialystocker Kammerdepartements eine Landstraße verändert werden sollte, mußte einmal ein ganzes adliges Gut, welches im Wege lag, annullirt werden; und bei einem andern, welches gerichtlich vererbpachtet wurde, beschränkte sich der ganze jährliche Kanon auf ein Rebhuhn. Im vormaligen Bialystocker und Plocker Departement befanden sich 26,000 solcher kleinen Edelleute, welche in Rücksicht ihrer Bildung, Sittlichkeit, Ackercultur und Wohlstand den West-Preußischen weit nachstanden. Da sie sich auf ihren unbedeutenden Besitzungen nicht erhalten konnten, so gingen selbst die Gutsbesitzer mit ihren Frauen, besonders in der Erntezeit, auf die benachbarten großen adligen und königlichen Güter, auch wohl bis in die Westpreußische Niederung, um sich durch Handarbeiten ihren nothdürftigen Unterhalt für den nächsten Winter zu erwerben, und ihre Kinder nahmen Dienste als Knechte und Mägde theils bei andern Edel-

leuten, theils aber auch bei Bauern, ja ſogar bei Jüdiſchen Krugpächtern u. ſ. w.“

Man nennt hier das Zuſammenlegen der Grundſtücke und die Errichtung der Wohn- und Wirthſchaftsgebäude in ihrer Mitte „ſich Aus-bauen.“ Es bildet daſſelbe ſehr begreiflich hier einen häufigen Geſprächsſtoff. Beſonders iſt derſelbe ſeit einigen Jahren dadurch ſehr aufgeregt worden, daß die Berliner Evangeliſche Kirchenzeitung und das Berliner politiſche Wochenblatt das Princip der freien Bodentheilung und die Separationen heftig angegriffen haben. Die Intereſſen, die hierbei vorzüglich zur Sprache kommen, ſind: 1) die des Zuſammenhaltes des Güterverbandes durch Erbgeſetze und Beſtimmung eines Minimums des Flächeninhaltes; 2) die des Zuſamhaltes der Gemeinde als eines ethiſch-religiöſen Ganzen.

In erſterer Beziehung hat ein Oſtpreußiſcher Schriftſteller M. v. Lavergne-Peguilhen in ſeinen Grundzügen der Geſellſchaftswiſſenſchaft, Königsberg 1838 und 41, 2 Bde., ſich beſonders angelegen ſein laſſen, die unbedingte Theilung des Bodens zu bekämpfen. Er faßt Thl. I. S. 253 das Ergebniß ſeiner Unterſuchung in den Worten zuſammen: „Durch ausgedehnte, zur Spatencultur führende Bodenzerſplitterung wird man zwar eine zahlreiche Nation, aber eine Nation von

Bettlern und von Schwächlingen erziehen, welche bei ungünſtiger Witterung ſofort von Hungersnoth bedroht wird.“ Das fürchterliche Bild eines Tagelöhners, wie er in Folge der Theilung der Gemeinheiten ſelbſt noch in eine härtere Lage verfallen ſoll, als die des Sclaven iſt, findet ſich im zweiten Theil S. 214 ff. ausgemalt. Dieſer Schriftſteller arbeitet deshalb auf Begründung eines tüchtigen Bauernſtandes hin und hat ſein Ideal eines ſolchen, ſo wie Vorſchläge zu ſeiner Realiſirung, in einer eigenen Schrift, die Landgemeinde, Königsberg 1841, welche er auch dem Danziger Landtag überreichte, auseinandergeſetzt. Das edle, gemeinnützige Beſtreben wird Niemand in dieſen Bemühungen verkennen, wohl aber ſich ſagen müſſen, daß die Schilderungen des Elendes, welche Herr v. L. Peguilhen macht, hauptſächlich die Länder treffen, in denen die Theilung des Bodens noch nicht in die Geſetzgebung aufgenommen iſt. Irland, in welchem die Spatencultur gegenwärtig auf das Höchſte geſtiegen, iſt zu ſeiner Kartoffel- und Schweine-Wirthſchaft doch beſonders dadurch gekommen, daß der Boden nicht getheilt wird, um Grundeigenthum werden zu können. Vielmehr bleiben die großen Güter in ihrem Verbande und es treten nur Pächter und Afterpächter ein, welche auf die Cultur des Bodens unmöglich den Fleiß ver-

wenden können, wie der, welcher einen Beſitz als ſein bleibendes Eigenthum anſehen darf. Preußen iſt, bis jetzt wenigſtens, weſentlich ein Ackerland. Hätte es auch ein induſtrielles Leben, ſo würde es Tagelöhner entwickeln können, weil dieſelben dann auch in der Zeit, in welcher die Landwirthſchaft keine Beſchäftigung bietet, zu thun haben würden. Ohne ein ſicheres Dienſtverhältniß läßt ſich die Landwirthſchaft bei uns nicht wohl betreiben, denn wenn der Landwirth den Winter hindurch die Arbeiter wollte gehen laſſen, ſo würde er im Sommer in Verlegenheit gerathen, wo er welche hernehmen ſoll. Daher das Inſtitut der Inſtleute, welche von dem Ausdruſch immer den neunten oder zehnten Scheffel als „Deputat" den Winter hindurch erhalten.

Wir haben alſo einmal keine Tagelöhnervagabonden zu befürchten, vorausgeſetzt, daß das Armengeſetz, wovon früher gehandelt worden, geändert wird; wir haben aber auch keine Bodenzerſplitterung zu befürchten, wenn bei größeren Gütern, wie nach dem für Neuoſtpreußen gegebenen Geſetz, ein Minimum und bei kleineren Grundſtücken ein Vorkaufsrecht der Nachbarn feſtgeſetzt wird. Die Bemühung aber, einen Bauernſtand zu begründen, kann nur dann fruchtbar werden, wenn ſie eine reale Möglichkeit entwickelt, nicht aber eine ſolche erſchaffen will.

Herr v. L. Pegnitzen hat das Verdienſt, die Ergänzungsinſtitute, unter deren Bedingung unſer Bauernthum ſich mit der übrigen Cultur ausgleichen und ſeine Eigenthümlichkeit *ſteigern* kann, auseinandergeſetzt zu haben. Er verſteht unter *Bauer* denjenigen Grundbeſitzer, welcher zur Ausbeutung ſeines Bodens ſeine *eigenen* phyſiſchen Arbeitskräfte *unmittelbar* mit aufwenden muß. Er verlangt nun, daß der Staat, wie er den Städten das selfgovernment verliehen, ſo auch den Landgemeinden eine ſelbſtſtändige Verfaſſung mit Schöffen- und Friedensgericht und die Regulirung eines Hypothekenweſens zu Theil werden laſſe, welches den Bauer gegen die Nachtheile ſchütze, die ihm nicht durch ſchlechte Wirthſchaft, ſondern durch Krieg und Krankheit u. ſ. f. herbeigeführte Calamitäten bereiten. Man mißverſtehe alſo den Ausdruck: *Begründung* eines Bauernthums nicht. Der Gegenſatz von *ländlicher* und *ſtädtiſcher* Cultur, von *Acker-* und *Induſtriewirthſchaft*, iſt zwar ein nothwendiger, allein ob das *Bauernthum* ſich *fixiren* läßt, hängt von *gegebenen Umſtänden* ab. Nichts iſt für die praktiſche Politik verderblicher, als ein *abſtracter Schematismus*. Das Berliner politiſche Wochenblatt verfällt zu oft einem ſchlechten *Rationalismus*. Es ſtellt *Theorien* auf, nach denen es die *Wirklich-*

keit modeln will. Es mißachtet das geſchichtliche Recht. Es ſtellt willkürlich Zeitabſchnitte auf, von denen ab es rückwärts poſitive Beſtimmungen gelten läßt; andere Zeitabſchnitte ignorirt es, und was ſie hervorgebracht, caſſirt es als etwas, das, als gegen gewiſſe Principien laufend, nicht hätte geſchehen ſollen. Es iſt nun aber geſchehen und fordert alſo eben ſowohl ſeine Beachtung, als das, was früher, meinetwegen im Mittelalter, geſchehen. Wenn das bloße Geſchehenſein eine ſo große Autorität ſein ſoll, ſo hat Alles, was geſchehen, darauf Anſpruch, ſo darf ich mir nicht ausſuchen wollen, was mir als Geſchehenes gefällt. Die Gemeindetheilungen ſind einmal geſchehen und es würde zu einer Revolution führen, ſolches Geſchehen rückgängig zu machen. Das wäre doch aber gegen das Motto des Wochenblatts: Nous ne voulons pas la contrerevolution, mais le contraire de la revolution. Dies Gegentheil der Revolution iſt aber die geſchichtliche Entwickelung, nämlich nicht nach rückwärts in den Feudalismus, ſondern nach vorwärts in den concreten Humanismus. Das Wochenblatt quält ſich nun oft, die Stände zu fixiren. Es behauptet, Gleichheit ſei gar nicht in dem Syſtem Gottes gelegen, das beweiſe die Natur, worin Stein, Pflanze und Thier einander höchſt ungleich; das beweiſe das

Paradies, worin Adam und Eva ungleich; das beweise Aegypten, worin Kastenverhältnisse u. s. w. Es gäbe naturgemäß drei Stände, den Bauer- Bürger- und Adelstand. Freilich, zumal in Preußen, gebe es noch einen Stand, der seine Glieder aus allen andern Ständen entnähme, den Beamtenstand, indessen auf diese Abweichung einzugehen, sei zu weitläufig. Jene drei Stände seien die eigentlich göttliche Ordnung; der Adel, der zum Bauernstande ein besonders inniges Verhältniß habe, sei der von Natur zur Leitung Aller bestimmte. Er habe einmal unmittelbar einen Herrschertact, schlage aber auch ritterlich für das Wohl der Stände sein Leben in die Schanze u. s. w. Dies Raisonnement ist ein ganz dünner Rationalismus. Preußen hat sich viel mehr an die alte Standestheilung eines Nähr- Wehr- und Lehrstandes gehalten, mit welcher Allgemeinheit doch wenigstens wahrhaft qualitative Unterschiede gesetzt sind, nicht blos persönlich rechtliche; es hat sich schon lange nicht mehr nur auf die Herrscherfähigkeit des Adels verlassen, sondern aus allen Ständen seine Präsidenten und Staatsräthe, Feldherrn und Minister entnommen. Noch weniger aber hat es für seine Waffenkraft sich nur auf die ritterliche Virtuosität des Adels verlassen, sondern jeden Bürger zum Staatsvertheidiger gemacht. Zieht denn

der Adel allein in's Feld, ohne Bürger, ohne Bauern? Die Hauptſache iſt, zu bedenken, daß die Unterſchiede der Stände innerhalb der Einheit des Staates geſetzt werden und daher in einander müſſen übergehen können. Niemand muß, einem Stande anzugehören, gezwungen ſein. Der Stand hat durch die Qualität ſeines Geſchäfts ſeine ganz beſtimmte Sphäre, aus welcher der corporative Trieb von ſelbſt entſpringt. Aber einen Stand äußerlich machen zu wollen, iſt ganz umſonſt. Die Quantität des Grundbeſitzes und Capitals iſt eine zu oberflächliche Grenze, als daß ſie hier wirkliche Beſtimmungen abzugeben vermöchte. Der Bauer und der adlige Landbeſitzer haben mit dem bürgerlichen Landbeſitzer, mit dem Kaufmann, Juſtizcommiſſarius, Fabrikanten, der ein Gut bewirthſchaftet, weſentlich dieſelbe Qualität und wir haben bei den Verhandlungen der Landtage, namentlich des Rheiniſchen, über die Wahlberechtigung, genugſam geſehen, daß die Quantität zu einem wahrhaften Unterſchiede unausreichend iſt.

Der Bauer iſt dem Princip nach, in Anſehung des conſervativen Geiſtes, in Anſehung der Naturgebundenheit, der Liebe zum Herkommen, mit dem bürgerlichen und adligen Grundbeſitzer identiſch. Das ihm vom grundbeſitzenden politiſchen Ariſtokraten unterſcheidende qualitative Moment iſt

nicht der Grundbesitz als solcher, sondern daß er selbst mit Hand an den Pflug legt, was aber auch der Bürgerliche nicht nöthig hat, der hinreichende Arbeitskräfte stellen kann. Der bürgerliche Gutsbesitzer ist es nun vornämlich gewesen, der die Ritter- und Bauergüter, die er an sich kaufte und die er durch schlechte Wirthschaft meist in devastirtem Zustande fand, durch rationelle Cultur hob. Er führte die Fünffelderwirthschaft ein, hob die Brache auf, besserte die Wege, ließ die Steine von den Aeckern lesen, grub Stobben aus, machte urbar, schaffte neue Dungmittel, bequemere Instrumente u. s. w. Durften nun da der adlige und bäuerliche Nachbar zurückbleiben? Ist nicht der Bauer so gut als der Baron und Graf genöthigt, rationeller Landwirth zu werden? Hat nicht der Staat durch Verbesserung der Dorfschulen, durch Erweiterung des Kreises ihrer Unterrichtsgegenstände, die Nothwendigkeit einer Steigerung der Bildung der Intelligenz bei den Bauern anerkannt? Was für ein Unglück wäre es denn, wenn diese Leute endlich besser gekleidet gingen, hochdeutsch redeten, die Zeitung selbst läsen, ihre Correspondenz selbst besorgten, Chemie studirten, Botanik wüßten, Meteorologie trieben und eben so viel Gewinn aus ihrem Boden zögen, als die rationellen Landwirthschafter? Was für ein Unglück wäre es denn, wenn der Name Bauer

aufhörte, mit dumm, unaufgeklärt, tölpiſch, ſynonym zu ſein? Nichts wird bei uns den Untergang des Bauernſtandes in ſeiner alten Form hemmen, aber einen Untergang, der nur eine Metamorphoſe der Bildung iſt. Das Berliner politiſche Wochenblatt ſtellt ſo gern das Chriſtenthum mit dem Germanenthum zuſammen, liegt aber nicht im Germanenthum die Freiheit der Individualität ſo gut als im Chriſtenthum, in letzterem aber auch die Gleichheit der Menſchen und die Anerkenntniß aller daraus fließenden Rechtsbeſtimmungen? Eine abſtracte Anwendung der Begriffe der Natur auf die practiſche Philoſophie kann nur zum Recht des Stärkeren führen und überſieht im Geiſt, daß er in der Ungleichheit des Thuns an ſich der Eine iſt. Glaubt mir, im Geiſt iſt es anders, als in der Natur. Im Reich der Geiſter macht Gott nicht ſolche Unterſchiede, wie in der Natur und ohne das Chriſtenthum wäre die Franzöſiſche Revolution nie dazu gekommen, die Rechte der Menſchheit zu proclamiren. Nicht mit dem Begriff der weſentlichen Gleichheit der Menſchen, ſondern erſt mit dem Vernichtenwollen der ſich innerhalb der Gleichheit nothwendig erzeugenden Ungleichheit fängt der verwerfliche revolutionaire Fanatismus an.

Doch eben aus dem Chriſtenthum oder vielmehr

Kirchenthum entſteht eine heftige Anklage gegen die Separationen. Es wird behauptet, daß die Einheit des Gemeindelebens dadurch zerſtört, daß die Gemeinſchaft der Sitte aufgehoben und der Sinn ganz in die Selbſtſucht des Erwerbens und Genießens, in eine Atomiſtik der Geſinnung geſtürzt werde. Dazu kommen noch andere Anklagen wegen der Entziehung der Kinder aus dem Schulunterricht, weil man ſie zum Hüten der vereinzelten Gänſe, Pferde Schaafe und Kühe gebrauche; wegen Mangels der Controle durch den Nachbar, ſo daß jetzt Diebereien und Schändlichkeiten aller Art auf dem unbeobachteten einſamen Meierhof vorfallen könnten, die früher, wo man das Auge des Nachbarn ſcheute, wenigſtens in geringerem Maaße vorgekommen wären. Vor allen Dingen aber wird eine Entfremdung von der Kirche bedauert.

Dieſe Anklagen ſind vorzüglich von der Berliner evangeliſchen Zeitung in gut geſchriebenen, beredten Artikeln erfolgt und ſo weit darin gegangen, daß ſelbſt der Gensdarm, obwohl man ihm einen gewiſſen Nutzen für die öffentliche Sicherheit nicht abſprach, als ein nicht auf vaterländiſchem Boden entſproſſenes Inſtitut bemäkelt wurde. Guter Gott, ſoll nur das Urdeutſche gelten, was in den Eichenhainen vor der Völkerwanderung exiſtirte, ſo müſſen wir auch

die Kartoffel und den Taback abschaffen, dagegen wieder für Bären und Wölfe sorgen.

Ich habe mich, aufgeregt durch jene Anklagen, bei vielen Landwirthen, einigen Schulzen und Landräthen erkundigt, was es mit denselben auf sich habe. Allein obwohl sie eine Menge Uebelstände nicht verkannten, so meinten sie doch schließlich, daß: 1) jede menschliche Einrichtung ihre mangelhaften Seiten habe, 2) daß es bei dem Erfolg der Separationen allerdings vielfach auf die Beschaffenheit des Bodens ankomme und 3) daß die gegenwärtige Uebergangsperiode gar keinen Maaßstab für den Nutzen der Separationen darbiete. Sie sagten mir, daß früherhin die Kölmer. Bauern Abend vor Abend im Kruge gesessen und gespielt und getrunken hätten; daß Ehebrüche, daß Zank eben wegen der nachbarlichen Controle, die zu Neid und Verläumdung führte, daher auch Processe häufiger gewesen. Sie meinten, jetzt bekümmere sich jeder mehr um sich, um die Erziehung seiner Kinder, lese Abends wohl ein Buch u. s. w. Sie fragten mich, ob Anlegung von Schulen, Erbauung neuer Schul- Pfarr- und Kirchengebäude, insbesondere die bessere Dotirung der Schullehrerstellen, ob dies Alles wohl Beweis eines corrumpirenden Einflusses der Separationen sei? Sie fragten mich endlich, ob über dem Ausbauen der Communal-

verband aufhöre und ob es für die Sache einen Unterschied ausmache, wenn man zwar nicht zur Kirche *gehe*, wohl aber *fahre*? Die Entziehung der Kinder aus dem Schulunterricht kommt leider noch häufig vor, wird aber mit der immer häufigeren Einführung der *Koppelwirthschaft* unfehlbar abnehmen.

Mir scheint diese Angelegenheit so unendlich wichtig und mit so vielen andern Zeitfragen über das Verhältniß des Grundbesitzes und der Bildung für die politische Vertretung, über das Majorat, über die Befugniß der Kirche zur Sittenpolizei, über die Patrimonialgerichtsbarkeit, über die Einheit der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde, zusammenzuhängen, daß ich zum Schluß dieser Skizze einige Stellen hersetzen will, die mir in meiner Lectüre für diesen Gegenstand wichtig geworden sind.

Theilung des Bodens als Princip. K. H. *Hagen*, von der Staatslehre, Königsberg 1839 S. 130: „Je mehr Capital nach dem Stande der Bodencultur auf jede Hufe Landes gelegt werden muß, über desto *weniger* Hufen kann der Landwirth, wenn er seine Wirthschaft will stets übersehen können, seine Aufmerksamkeit ausdehnen, und ebenso je mehr Kräfte nach dem Stande der Wissenschaften und Künste jedes Feld derselben zu seinem Anbaue erfordert,

auf deſto ſpeciellere Theile derſelben muß Jeder ſeine Thätigkeit beſchränken. Daher hören mit der Zunahme der Capitale und dem Fortſchreiten der Cultur durch dieſelben ebenſo die ausgedehnten Landwirthſchaften, wie die Polyhiſtoren und Tauſendkünſtler auf, und daher hemmt Alles, was die Theilung des Bodens und der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſchäftigung beſchränkt, den Fortgang zum Beſſern und Höhern."

Aber die Theilung allein thut es nicht. Der eben citirte Schriftſteller ſagt in ſeiner Schrift über das Agrargeſetz S. 66: „An Beförderung einzelner Gewerbe wird in England gar nicht gedacht, und demungeachtet erreicht jedes, welches dort eingeführt wird, ſogleich einen hohen Grad der Vollkommenheit, ſtatt daß alle ſo häufig in andern Staaten angewandte und oft ſehr koſtſpielige Treibhauskünſteleien, wenn ſie auch ſelbſt glücklich genug waren, Gewerbe zu erwecken, ihnen doch nur ein ephemeres Leben verleihen konnten, welches gemeiniglich mit dem Aufhören der künſtlichen Wärme verſchwand. Gleichen Erfolg werden alle künſtliche Mittel, zu welchen auch die erzwungene Verkleinerung der Grundſtücke gehört, auf den Landbau haben; ohne harmoniſches Aufblühen der andern Gewerbe, ohne Zunahme an Wohlſtand, National-

reichthum und Bevölkerung, wird die Landescultur nicht steigen."

Für die Zusammenlegung der Grundstücke und Erbauung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude in der Mitte derselben, spricht das Culturgesetz, daß, nachdem aus den Dorfschaften als der primitiven Ansiedelungsform sich die ländlichen und städtischen Communen hervorgebildet haben, jene je länger je mehr in ihren Verbindungen divergiren, diese, weil sie nicht von der Beschaffenheit des Bodens in ihren Verrichtungen abhängen, sondern nur Raum überhaupt gebrauchen, aber sich auf einander beziehen, ein Beisammen der mannigfaltigen künstlichen Kräfte fordern, convergiren. Hagen's Staatslehre S. 175: „Je nothwendiger es wird, den ganzen Fleiß und die ganze Aufmerksamkeit auf den Boden zu verwenden, um ihn bei seinem gestiegenen Werth belohnend bewirthschaften zu können, desto weniger dürfen die Landwirthe von allen Theilen ihrer Ländereien entfernt sein, und desto dringender wird es einem Jeden derselben, sobald nur das angesammelte Capital seinen Wirthschaftsbetrieb von der gegenseitigen Unterstützung weniger abhängig macht, den bisherigen gemeinschaftlichen Wohnort zu verlassen, und, um die abgegrenzten Ländereien vollständiger übersehen zu können, in der Mitte derselben seine Wohnung zu wählen."

Daß die Separation eine für Preußen günstige Maaßnahme gewesen, möge ein Schriftsteller bezeugen, der aus dem Studium der ländlichen Verfassung Preußens sich eine Lebensaufgabe gemacht hat, der überall das geschichtliche Leben der Institute beachtet und von allem rationalisirenden, das Bestehende nivellirenden Fanatismus weit entfernt ist. Der Freiherr A. v. Harthausen sagt in seiner Darstellung der ländlichen Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen I., Königsberg 1839, S. 92: „Die Landwirthschaft steht in allen ihren Zweigen in der Provinz Preußen in einer Entwicklungsperiode. Ein für alle Classen der Einwohner, die sich mit dem Landbau beschäftigen, und für alle Theile und Striche des Landes allgemein gültiges gerechtes Urtheil, wie man dies z. B. ganz ohne Scheu und mit einem Jeden einleuchtender Wahrheit über den Standpunct der Landwirthschaft in den Provinzen Sachsen und Schlesien aussprechen kann, wird man über Preußen nicht fällen dürfen. Wenn irgendwo ein Theil der neuen Gesetzgebung, nämlich die Ausführung der Separationen und Gemeinheitstheilungen, eine durchweg günstige Einwirkung auf die Landwirthschaft, wenigstens bei gutem und mittlerem Boden ausgeübt hat, so ist es in Preußen; allein die Sache ist noch nicht beendigt, und wenn auch an vielen, doch lange nicht an allen Orten in allen ihren Wirkungen zu übersehen."

S. 101: „In den reichern Gegenden Oſtpreußens und Litthauens haben die Separationen ſich ungemein vortheilhaft erwieſen, und beginnen ſchon überall eine große Umwälzung in der ganzen Ackerwirthſchaft zu begründen und zu bewirken; ich fand ſelbſt bei einzelnen Dörfern, die von dem Litthauiſchen Volksſtamm bewohnt waren, Verſuche zur Verkoppelung; die Beſtellung eines Theils des Brachfeldes iſt faſt allgemein."

Ich habe dies Capitel Landſchaftsmetamorphoſe überſchrieben, weil Oſtpreußen immer mehr durch das Ausbauen einem großen Garten ähnlich werden wird, worin, wie in den Niederungen ſchon durchweg der Fall, Gut an Gut mit ſeinen Beſitzungen ſich anreihet. Ich könnte auch noch erwähnen, daß mit der allgemeinen Veränderung der Landwirthſchaft auch der Styl der Landhäuſer ſich ändert, was wir hier bei Königsberg vor dem Brandenburger Thor ſogleich an dem Gut Schönbuſch wahrnehmen können. Ueber Lage und Bauart der bäuerlichen Gehöfte überhaupt kann man Hartshauſen a. a. O. S. 69 ff. nachſehen. „Die Lage unterſcheidet ſie nicht weſentlich von denen in den Marken und Pommern gewöhnlichen. Es iſt ſtets ein geſchloſſener Hof, durch deſſen Thor man meiſt treten muß, um zu den, vom Wohngebäude abgeſondert liegenden, Scheunen und Ställen zu kommen. Die Lage und Bauart des Wohngebäudes iſt aber

in den verſchiedenen Theilen der Provinz ſehr verſchieden. Zwei Hauptarten laſſen ſich beſonders unterſcheiden, die man nach dem allgemeinen Verhältniß ihres Vorkommens die Preußiſche und die Litthauiſche nennen möchte: die erſtere findet ſich durch ganz Weſtpreußen und in Oſtpreußen faſt bis Heilsberg und Preuß. Eylau, wo ſie allmälig, und oft mit ihr gemiſcht, in die Litthauiſche übergeht. Das Charakteriſtiſche derſelben ſetze ich in die ſogenannte Vorlaube. Schon in den Preußiſchen Städten kommt dieſe Eigenthümlichkeit vor. S. 71: „Das Preußiſch-Märkiſche Haus hat in ſeiner reinſten Form das Anſehen, als ob es um ein offnes ſteinernes Gewölbe herumgebauet wäre. Dies Gewölbe iſt eigentlich ein ungeheuerer Schornſtein, worein man durch eine gewölbte Thüre tritt. Wenn ein ſolches Haus abgebrannt iſt, dann bleibt dieſer in der Regel unverſehrt ſtehen. (Beilage. Fig. 3.)

Um dies Gewölbe iſt dann gewiſſermaaßen der viereckige Kaſten des Hauſes herum gebauet, die Balken der Stuben und des Daches ruhen alle an jenem Gewölbe (das ehemals nur bis an den Boden des Daches reichte) und der Grundriß bietet diejenige Form, welche Fig. 4 der Beilage zeigt.

Von der baulichen Einrichtung der adligen Güter ſagt Harthauſen nichts. Sie iſt bei älteren der des bäuerlichen Hauſes ſehr ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß man in ſpäteren Zeiten die Küche

auf die eine Seite nach hinten ſchob, wo in vor liegendem Grundriß eine Kammer, den größeren Mittelraum aber, den hier die Küche und Waſchküche einnehmen, zu einem Saal benutzte, deſſen Flügelthüren in den Garten gehen, endlich zur Rechten und Linken noch Stuben und Kammern anfügte und, da man oft Gäſte zu beherbergen hatte, über dem Flur noch einen Erker aufſetzte. Dadurch entſtand, wie ich mir aus älteren Gütern in der Provinz nicht nur unweit der Stadt, wie Rodmannshöfchen und Rojehnen, ſondern auch weiter entlegenen, z. B. Karben am Haff, abſtrahire, ungefähr der Grundriß, wie Figur 5 ihn darſtellt.

a, Flur, der zur Aufſtellung vieler Dinge, z. B. von Mangeln, außerdem von Spinden, Koffern, von Kleiderriegeln u. ſ. f. benutzt wird. b, c, d, Stuben, h oder c die Wohnſtube; e, f, Gemächer, die als Kammern, als Gaſtſtuben, Schlafzimmer dienen; g, der allgemeine Geſellſchaftsſaal; h, die Küche, die aber auch in d ſein kann; i, der Gang, der vom Flur nothwendig wird, zur Küche zu gelangen; k, ein Hofausgang der Küche, der oft ein eigener Vorbau wird, oft aber auch fehlt, wenn nämlich k und l, wie ich hier gezeichnet habe, ausgebaute Kammern ſind; in dieſem Fall kann auch h noch eine Stube und die Küche erſt in k ſein. Der Aufriß iſt in Figur 6 gegeben.

Die hauptsächlichste Umänderung, die man nun in neueren Zeiten vorgenommen hat, besteht darin, daß man das Gebäude auf ein sehr hohes Souterrain gesetzt und in dieses die Küche, Vorrathskammer u. s. f. hinuntergelegt hat, wodurch nun der Flurraum ganz stubenmäßig benutzt werden kann und man an Wohnzimmern gewinnt. Mit dieser Hebung des Gebäudes durch den Unterbau sind dann Freitreppen und Säulenhallen für den oberen Eingang nothwendig verbunden. Mehre Stock aber bauet man nicht, sich nicht von der wärmenden Erde zu weit zu entfernen und der Wuth der Stürme zu sehr auszusetzen, denen man überdies durch Baumanlagen zu begegnen sucht.

Land- und Strandleben.

Der Nordiſche Menſch gleicht dem Bononiſchen Stein, der in der Sonne Licht einſaugt, um es im Dunkeln auszuſtrahlen. In der kurzen Sommerzeit ſucht er die Freundlichkeit der Natur ſo viel möglich zu genießen, denn er weiß, daß ein langer, trüber Winter folgt. Königsberg hat viele Häuſer mit ſchönen, großen Gärten, namentlich auf dem Steindamm, auf der Königsſtraße und dem Sack- und Tragheim, alſo in den jüngeren Stadttheilen. Aber die älteren entbehren nicht nur der Gärten, ſondern, wie in dem Capitel von der Architektur gezeigt worden, ſelbſt der Höfe. Hier wird alſo das Bedürfniß, der Natur ſich zu nähern, zur ſommerlichen Zeit, namentlich für die Kinder, um ſo größer. Und auch ein Garten iſt doch nur

ein Garten, den Gebäude einengen oder der früh am Abend kalt und näſſig wird oder worin die Kinder die zierlichen Beete verderben könnten. Daher iſt denn in Königsberg der Hang zum Landleben ſehr groß geworden und von der Faſtnachtzeit an beginnt ſchon die Frage, ob man auf das Land, beſonders an den Strand ziehen werde, ein ſtehendes Element der Unterhaltung auszumachen. Man miethet Sommerwohnungen in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, auf den Huben und in den Dörfern Ponarth, Juditten, Aaweiden u. ſ. w. oder man zieht an die See.

Früherhin ſollen die Königsberger gar nicht recht gewußt haben, welch' ſchöne Gegenden der Strand von Kranz bis Pillau enthält. Erſt ſeit der Franzoſenzeit hat man dieſelben, ſo zu ſagen, entdeckt und ſie zum Gebrauch von Seebädern eingerichtet, die ebenfalls erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Deutſchen, wenn ich nicht irre, von dem trefflichen Lichtenberg entdeckt wurden und die Anlegung eines Bades in Dobberan, alſo eines Oſtſeebades zum Ausgangspunct hatten. Gegenwärtig wird wohl die ganze Oſtſeeküſte von Kiel an bis nach Riga hinauf mit Badehütten beſetzt ſein. Die ſchönen Schilderungen, welche Kohl uns in ſo gründlicher als zugleich poetiſch anſchaulicher Weiſe

von den Deutsch-Russischen Ostseeprovinzen gegeben hat, sind mir eben erst zugekommen. Hätte ich sie früher gehabt, so würde ich theils ein gediegenes Muster der Auffassung Nordischer Natur und Sitte, insbesondere des ethnographischen Gemenges in unseren Provinzen, darin besessen, theils einen viel weiteren Blick gehabt haben. Ich sehe daraus, daß Preußen, Kurland, Livland in Natur und Sitte unendlich viel Gemeinsames haben und könnte auch wegen der Seebäder auf den Abschnitt Th. I., S. 47 ff. verweisen, da es bei uns ganz ähnlich hergeht. Der Hauptbadeort ist für Königsberger Kranz, ein Dorf, das öfter an 400 Gäste zählt, einen Arzt, eine Apotheke, Badewagen u. s. w. hat. Der Wellenschlag ist hier am stärksten, das Ufer hoch, die Gegend aber flach. Dann folgt Rantau, Neukuhren, Wangenkrug, Lapöhnen, Sassau, Rauschen, Georgswalde, Warnicken mit seiner berühmten Schlucht, Kleinkuhren mit seinen malerischen Bergen u. s. w. Ueberall sieht man hier in den Dörfern Zelte von Leinwand aufgeschlagen, begegnet man Spazierfahrenden, Reitern und Reiterinnen, Lustwandelnden. Am Ufer der See sind Badehütten aus Stroh errichtet, die oft aussehen als wäre ein Dorf von Negern hieherverpflanzt. Der Eingang der Hütte ist nach der mehrentheils bergigten Landseite zugekehrt, die geschlossene Hinterwand nach der

Seeseite und während man sich entkleidet, vernimmt man hinter sich das wundervolle Rauschen der Wellen als Einladung, in ihnen sich Gesundheit, besonders kräftigsten Appetit zu holen. Tausend Spaß würzt das Bad. Wer nicht schwimmen kann, muß sich an einem Tau halten, das an mehren eingerammten Pfählen befestigt ist. Doch ist dies nur bei stärkerem Wellenschlag oder bei unsicher gewordenen oder steinigtem Grunde, der nicht fest zu stehen vergönnt, nothwendig. Die Schwimmer und Schwimmerinnen aber lassen sich von den Wellen schaukeln und bilden die gaukelnde Peripherie des Strickdurchmessers. Ein Lieblingsvergnügen Vieler ist, sich in den Sand der Brandung zu legen und die brechende Welle über sich fortsprühen zu lassen. Eine Welle mit ihrem weißen Kamm und grün-dunklem Grunde herankommen zu sehen, als ob sie uns in ewige Nacht begraben wolle, sie plötzlich über dem Haupt fortschlagen zu fühlen, in welchem Moment Meer und Berg unserm Blick entschwindet, und im Nu darauf doch wieder frei da zu stehen, als ob nichts gewesen wäre und dieselbe Welle am Ufer zerschäumend zu erblicken, ist in der That ein wonniger Genuß. Es ist zu bedauern, daß die Damen ganz gegen die Forderungen der Gesundheit auch bei uns schon der Prüderei huldigen, mit Badekleidern in die See zu gehen, bei deren Abziehen sie sich nicht selten

erkälten, zu geſchweigen, daß dieſe Hülle das Bad unkräftig und unbequem macht. Sind die Holden denn nicht vor Unverſchämten durch ausgeſonderte Stunden, durch die bergigten Ufer und durch die mitgenommenen Badefrauen hinlänglich geſchützt und würde nicht Artemis noch jetzt jeden Frevler wie den Aktäon beſtrafen? Wurde nicht in Kranz, als doch einſt Beſchwerden gegen einige lorgnettirende Stutzer einliefen, zu ihrer Hut ein kurzſichtiger Gensdarm aufgeſtellt?

Jeder Königsberger hat ſein Lieblingsdorf, wohin er zieht, deſſen Lage, deſſen Bad, Geſellſchaft er herausſtreicht. Im Bade ſelbſt iſt von Nichts als vom Bade, von der See die Rede. „Haben Sie heute gebadet? War es nicht ein ſchönes Bad? Wie viel Grad hatten Sie? Werden Sie heute noch einmal baden? Haben Sie heute, bei dieſem Sturm, baden können? Bekommt es Ihnen? Haben Sie gute Geſellſchaft u. ſ. w. So geht es von Morgen bis Abend. Die Bewunderung der See iſt der ſtete Kanon, den man ſingt. Mag ſie nun lammfromm den Uferſand küſſen oder wie ein urweltliches Ungeheuer mit tauſend Rieſenhäuptern und ſchauerlichem Gebrüll die Erde zu verſchlingen drohen; mag ſie wie ein flüſſiger hellgrüner Smaragd blitzen oder in dunkelvioletten Tinten ſchimmern; mag ſie mit anmuthigem Gewimmel einen ſanften Wellentanz ausführen oder mit blanken Streifriffen wie zerbrochenes

Eis stagnirend daliegen; mag sie sich mit hohlem Gebuller in Schaum zerkochen und ihr Inneres verhüllen oder mag sie uns aufrichtig dasselbe offenbaren, so daß wir durch den glatten Spiegel die Steine und das Moos auf dem Grunde deutlich erblicken; die See ist wie eine Geliebte im Negligée oder in Galla, die See ist immer schön. Man wird sie nicht müde. Ihre Reize sind, wie ihr Wasser, unerschöpflich. Man kann auf einem Stein oder auf einem der Fischerboote, die am Ufer liegen, stundenlang dasitzen und zuschauen, wie die eine Welle reißend zurückströmt, während schon eine andere, wie es scheint auf derselben Bahn, wieder heranrollt, eben so zu zerschellen und rückstürzend, einer andern todessehnsüchtigen Schwester sich unterzubreiten. Stundenlang kann man sitzen, und den Wolken über der weiten Wasserfläche, dem Glanz der Sonne und des Mondes und der Sterne, wie sie aus der Tiefe wiederstrahlen, sich hingeben. Wenn man wieder fort ist von dem Schauspiel, so meint man, geträumt zu haben, aber von großen, herrlichen Dingen. Es ist uns, als hätten Homer und Shakespeare, diese meervertrautesten Dichter, denen das Wasser all' seine Geheimnisse offenbarte, mit uns eine Zwiesprache gehalten.

Der Städter macht hier einen Cultus aus der Natur, in welchem er sich auch in Beschränktheit der Wohnung und andern Dingen so Manches lachend

gefallen läßt, was er in der Stadt übel vermissen würde. Er tritt hier auch den Beschäftigungen der Strandbauern näher. Diese sind zu gleicher Zeit 1) Ackerbauer; 2) Fischer, die besonders Dorsche, Flundern und Strömlinge fangen; 3) Bernstein-fischer und gräber. Diese letztere Beschäftigung hat etwas sehr Aufregendes zur Folge, weil sie mit einer ähnlichen Spannung verknüpft ist, wie das Spiel in der Lotterie. Wochen vergehen ohne sonderliche Ausbeute und plötzlich bringt eine Stunde einen Gewinn von fünf bis sechshundert Thalern. Früherhin war der Bernstein Regal, aber die Bauern haben es abgelöst und stehen sich gut dabei. Dazu kommt noch der Miethzins, den sie im Sommer von den Städtern ziehen, nebst den hohen Preisen für Milch und Butter, die sie ihnen verkaufen. Man sieht daher, wie sie die Wohnungen verbessern, wie sie größere Scheiben in die Fenster bringen, die Laden mit freundlichem Grün statt des frühern düstern Roth streichen u. s. w. Möge denn mit dem Wohlstande auch das sittliche Leben emporblühen und nicht der Dämon der Habsucht einerseits, der Genußsucht anderseits sich der Dörfer bemeistern! Der Städter, der gerade in der Zeit am Strande ist, in welcher geerndtet wird, hat nicht nur an den Bernsteingräbereien, an dem Ausschlachten der Fische, sondern auch an dem Kornhauen und den damit verbundenen Festlichkeiten der Landleute die mannigfachste

Unterhaltung. Wunderschön war es sonst, daß der Geburtstag des Königs von Preußen, der dritte August, mitten in diese Sommerferienzeit fiel und einen Hochpunkt der Freude bildete. Gedichte wurden gemacht, Reden gehalten, Feuerwerke abgebrannt, getanzt und getrunken auf das Wohl Friedrich Wilhelm's des Gerechten!

Für die Königsberger Aerzte ist die Nähe der Seebäder eine unendliche Wohlthat, denn ein anderes Bad zu besuchen ist von hier aus bei der geographischen Isolirung Königsbergs sogleich sehr kostspielig, deshalb für viele Kranke unmöglich. Aber das Seebad am Strande ist eine Ausgabe, die auch der weniger Bemittelte erschwingen kann und wer auch nicht in die kühlende Fluth niedersteigt zur Umarmung der brünstigen Amphitrite, der schlürft wenigstens den heilsam erfrischenden Athem der Göttin.

Pregelſchlittenfahrt.

Das Seebad und das ſpazierende Umherirren in dem lieblichen Hügellande der Samländiſchen Küſte mit ſeinen ſchönen Wäldern, worin man noch Haſen und Rehe und Hirſche und wilde Schweine und Elennthiere findet, macht alſo für die Königsberger den Gipfel des ſommerlichen Naturgenuſſes aus. Ausgerüſtet mit den Erinnerungen an die Strandparthien in Kuhren, Rauſchen, nach Kram, Plinken, nach dem Borſtenſtein, nach der Finkenmühle, nach der Gauſuppſchlucht u. ſ. f., geht man in den langen Winter hinein. Iſt dieſer nicht ein unausſtehliches Schlackerwetter, worin man durch ſteten Wechſel von Froſt und Aufthauen, von Schnee und Regen in endloſem Nebel lebt, mindeſtens bei bezogenem Himmel, der das Bild der Sonne oft monatelang verſchleiert, iſt er vielmehr ein guter Winter, ſo bietet ſich aber-

mals ein großer Genuß. Der Pregel friert dann zu; der Schnee fällt schuhhoch und macht gute Schlittenbahn; die Sonne aber scheint so hell und freudig und der Rauch quillt aus den Schornsteinen so gerade und kraftvoll in den hellblauen Himmel; die Tritte der Menschen und Thiere knirren so vernehmlich auf dem festen Schneeboden; die Raben und Krähen schreien so munter, daß man ganz aufgeräumt wird. Zuweilen hält dies „klare" Winterwetter acht bis neun Wochen, nur von einzelnen Sturm- und Schneetagen unterbrochen, an. Dann ist für die Königsberger die Fahrt auf dem Pregel eine Hauptlust. Zwar läuft man auch, besonders auf dem Schloßteich, viel Schlittschuh, aber doch nicht so viel und nicht so schön, als im nordwestlichen Deutschland. Dagegen stehen unten am Kai, da, wo die Fähre zu gehen pflegt, hunderte von Schlitten, mit Pferden bespannt. Von hier fährt man gewöhnlich nach Holstein, Kaffe zu trinken. Der ganze Strom erklingt dann von den Hufen der Pferde, die mit Pfeilesschnelle getrieben werden, es einander zuvor zu thun, von dem Geläut der Schellen und dem Geknall der Peitschen.

Neben den Fahrenden schiebt sich die Masse der schauluſtigen Spaziergänger hin und her, die gewöhnlich bis zur Kosse, einem Kaffehause an dem nach Holstein führenden Damm, wallfahrten.

Der Anblick der vielen hin und her eilenden Schlitten, der flinken Spaziergänger in ihren dunkeln Mänteln und Pelzen auf dem weißen Grunde, von dem sich die Gestalten höchst malerisch abheben, hat viel Eigenthümliches. Dazu kommen große Frachtwagen, die von Pillau und landeinwärts von andern Orten kommen und gehen. Denn der anhaltende Frost befördert den Verkehr des Nordens außerordentlich und Königsberg seufzt daher oft über das „Stiemwetter," worunter man ein Durcheinander von Schnee, Regen und Wind versteht und über den im November und December so häufigen Schmuz, weil derselbe die Wege unfahrbar macht und die Zufuhr an Lebensmitteln abschneidet. Ein Frost von acht bis zehn Grad ist uns daher das angenehmste Winterwetter.

Kant's Haus.

Ein großer Mann gibt uns eine unendliche Beschäftigung. Nicht nur in die Tiefe führt er uns, auch in die Oberfläche. Aber nicht zur Oberfläche als Fläche, sondern zu ihr, wie sich die Tiefe bis zu ihr hin ausgedehnt hat, wie sie, auch in ihrer Aeußerlichkeit und Zersplitterung, noch gegenwärtig ist. Die Nothwendigkeit eines solchen hervorragenden Geistes scheint alle Zufälligkeit des Lebens und Daseins aufzuheben und wir werden versucht, uns die Harmonie des Innern mit dem Aeußern bei ihm bis in die geringsten Fasern hin zu entwickeln. Diese Thätigkeit ist allerdings mehr ein Spiel der Phantasie, allein man darf der Combination des Witzes bei einer solchen Veranlassung wohl schon einige Freiheit geben und muß nicht jedes seiner Wag-

niſſe der Inquiſitionstortur der kritiſchen Altklugheit unterwerfen wollen.

Wenn wir von Napoleons Feldzügen geſprochen haben, ſo bleiben wir zuletzt bei ſeinem dreieckigen Hut ſtehen. Haben wir die Weisheit und den Heroismus Friedrichs des Großen bewundert, ſo vergeſſen wir den Krückſtock des alten Fritz gewiß nicht. Bei Rouſſeau darf die Pudelmütze, bei Jean Paul der weiße Pudel nicht unerwähnt bleiben. Was aber in der Erſcheinung eines Menſchen ebenfalls von charakteriſtiſcher Wichtigkeit iſt, obwohl es nicht ſo unmittelbar, als Kleidung und Geräth mit ihm zuſammenhängt, das iſt unſtreitig ſeine Wohnung.

Im weiteſten Sinn iſt die Wohnung freilich nur dann völlig charakteriſtiſch, wenn der Menſch ſie ſich ſelbſt erbauet, wenn er nicht zur Miethe gezwungen und damit oft der Unangemeſſenheit des Aeußern zu ſeinem Innern überliefert iſt. In Ferney aber finden wir gewiß Voltaire, in Sansſouci Friedrich den Großen wieder. Der Styl dieſer Gebäude und Gartenanlagen iſt auch der Styl dieſer Männer.

Indem nun aber ein Menſch während ſeines Lebens verſchiedene Wohnungen haben kann, ſo werden wir in einem ſolchen Fall davon unſtreitig diejenige für die am meiſten charakteriſtiſche halten, worin er geboren und worin er geſtorben iſt. So

haben wir z. B. noch das Haus übrig, in welchem Göthe zu Frankfurt geboren ward. Ueber der Thür ist als Abzeichen eine Leier mit einem Stern darüber eingehauen, ein prophetisches Symbol des Dichters und seines Ruhms. Und so steht auch noch das Haus des Dichterfürsten in Weimar, worin er gestorben ist und worin über den hinterlassenen Sammlungen Göthe's jetzt im dritten Stock eine Mädchenpension eingerichtet ist. Man könnte scherzhaft sagen, daß Gutzkow's erziehungssüchtige Seraphine zu dem stets erziehungsbedürftigen Wilhelm Meister in's Haus gezogen sei. So haben wir in Eisleben noch das Geburts- und Sterbehaus Luthers. Das erstere steht an der Ecke einer kleinen Seitenstraße und ist gegenwärtig mit dem Schulhause verbunden; das andere steht an der Hauptstraße; der Hauptkirche gerade gegenüber und gehört jetzt einem Bäcker. In einer unscheinbaren Verborgenheit, abseits von der Oeffentlichkeit, begann Luthers Leben; an der Heerstraße der ganzen Welt endete es. –

Von Kant's Geburtshaus in der Vorstadt ist die Stätte nicht mehr zu finden. Der große Speicherbrand hat sie vernichtet. Die Kenntniß der Jugendzeit Kant's überhaupt ist die spärlichste. Er hat in verschiedenen Theilen der Stadt gewohnt. Das Merkwürdige hierbei ist, wie er von

jenſeits des Pregels endlich bis in ihre Mitte gedrungen iſt. Sein Haus würde unſtreitig der Fleck ſein, auf welchem das vielbeſprochene Univerſitätsgebäude zu ſtehen kommen müßte, wenn ſein Ort, wie gefordert, taliter qualiter, die geographiſche Mitte der Stadt ſein ſollte. Hierin ſpiegelt ſich ſchon der Philoſoph ab. Von Außen geht er nach Innen. Er ſucht in das Herz der Dinge ſich zu vertiefen. Er will in das Centrum der Welt eindringen und ſo ſiedelt er ſich, obwohl er von der Peripherie ausgeht, zuletzt auch in der Mitte und auf der Höhe an.

Betrachten wir aber die Lage des Kant'ſchen Hauſes näher, ſo zeigt ſich ſogleich das Intereſſante, daß die Rieſenthürme des Schloſſes die nächſten Nachbarn ſind. Das Schloß weiſ't uns auf die Zeit hin, als der Orden der Deutſchen Ritter, freilich mit dem Schwert in der Fauſt, Chriſtliches Leben und Germaniſche Sitte in dieſen Gegenden begründete. Noch zunächſt an das Gärtchen des Kant'ſchen Hauſes ſtößt der Thurm, der Uebelthäter gefangen hält. In dieſer ſogenannten Schützerei ſorgt die äußere Gewalt für die Aufrechthaltung der Geſetze der practiſchen Vernunft. Gegen die coloſſalen Mauern und Zinnen des Thurms iſt Kant's Haus unſcheinbar, ſtellt aber damit das Weſen unſerer Zeit dar, welche nicht ſowohl durch äußere Gewalt, als

durch Bildung des Geiſtes zu wirken ſucht; der Geiſt iſt etwas Unſcheinbares und zuletzt doch der Alles Bewältigende.

Indem wir ſo den Ritter der Philoſophie mit dem Schwert der Wahrheit den alten eiſernen Helden ſich anſchließen, indem wir an den äußerlichen Mittelpunct der Geſchichte Preußens das Hauptreſultat ſeiner neueren nachbarlich angrenzen ſehen, fällt uns weiterhin das Alleinſtehen des Kant'ſchen Hauſes auf und auch dies könnten wir ſymboliſch erklären. Der Philoſoph bekümmert ſich zwar um Alles. Er iſt die Univerſalcopula der Bildung, der Menſch, der mit allen Exiſtenzen Gemeinſchaft macht. Er ſucht Alles für die Wiſſenſchaft zu erobern und ſich immer in der Mitte des Univerſums zu halten. Aber er thut es zugleich auf eine eigenthümliche, auf eine freie und ſelbſtſtändige Weiſe. Er darf ſich nicht der Meinung des Tages überlaſſen; mitten in der Geſelligkeit muß er eine reservatio mentalis im edelſten Sinn haben, nicht von herrſchenden Vorurtheilen ſich anſtecken zu laſſen. Er muß die Kunſt der geiſtigen Iſolirung beſitzen, um Alles ſo faſſen zu können, wie es an ſich iſt, nicht, wie es unter dieſem oder jenem Geſichtspunct zu ſein ſcheint. So ſteht denn auch das Haus des Schöpfers der kritiſchen Philoſophie zwar mitten in der Stadt, allein abgeſondert für ſich da.

Es lehnt sich an keine Nachbarwand an. Kant glich einem Gensd'armen, der immer darauf denken muß, gegen alle Welt eine ihn isolirende Sprödigkeit zu beobachten, der mit stetem Mißtrauen gegen alle Erscheinungen, wenn er ein rechter Matador ist, selbst gegen seine Verwandten, mit Discretion selbst gegen seine Vorgesetzten, gegen die anziehendsten Physiognomien erfüllt sein muß, weil sie möglicherweise verdächtig sein konnten; einem Gensdarmen, der, immer nüchtern, selbstbewußt, auch das Kleinste nicht außer Acht lassen darf, weil es plötzlich in eine Begebenheit bedeutungsvoll eingreifen könnte; der sich um Alles umthun muß, gar nicht seinetwegen, sondern höchst uneigennützig der öffentlichen Sicherheit halber.

Kant's Haus ist nicht nur von den Seiten her frei, sondern läßt auch den Blick auf der Rück- und Vorderseite, wo es auch eine Gartenansicht darbietet, möglichst ungehindert schweifen. Der Philosoph darf sich die Aussicht nicht verbauen lassen.

Kant besaß aber nicht nur ein eigenes Haus, was weder von Schelling noch von Hegel gesagt werden kann, die immer abhängige Miethwohner geblieben sind, sondern auch einen Garten dabei. Einige der kräftigsten Bäume, die noch gezeigt werden, hat er selbst gepflanzt. Dieser Zug ist

wiederum sehr schön. Die Philosophie muß immer auf das gehen, was in den Dingen sich gleich bleibt. Auch von dem Geist soll sie uns doch endlich das Wesen finden lassen, das in aller Veränderung sich nie untreu wird, sondern nur eine angemessenere Gestaltung sucht. Obwohl daher der Philosoph ein Freund der Cultur und des Fortschrittes ist, so bleibt er doch auch ein Freund der Natur und ihres denselben Rhythmus in sich wiederholenden Kreislaufes, dessen unverrückbare Einfalt dem Drang der Geschichte nach immer neuen Gestalten gegenübersteht. Auch vom Thiere gilt noch diese Gleichheit, aber es wird schon vom Menschen durch die Dressur und äußere Zustutzung für allerlei Zwecke viel mehr in den Wechsel der Cultur und Mode hineingerissen. Das Joch gibt dem Ochsen, der Sattel dem Pferde, das Halsband dem Hunde schon eine espèce von historischer Physiognomie. Aber die Pflanze bleibt solchen Manipulationen nicht so zugänglich. Es gibt zwar auch Modeblumen und Modebäume und die Passivität des Vegetativen läßt es vom Menschen beliebig winden und ranken. Allein mit dem Thier kann man die Pflanze hierin doch nicht in Vergleich bringen. Eine Pflanze kann man nur cultiviren, nicht dressiren. Das stille, gesetzmäßige Leben der Pflanze und der aller Menscheneinwirkung un-

erreichbare Gang der ewigen Gestirne waren Kant's Lieblinge.

Treten wir nun in Kant's Haus selbst ein, so finden wir es für einen Junggesellen ganz behaglich und geräumig. Die niedrigen Decken harmoniren mit Kant's persönlicher Bescheidenheit sehr gut. Man hätte dies Haus für die Universität kaufen und dem jedesmaligen Inhaber des philosophischen Lehrstuhls als Freiwohnung geben sollen. Zwar vererbt sich der Geist nicht wie ein Haus, aber eine Anregung entströmt doch auch solchen Aeußerlichkeiten und jedenfalls würde keiner der Nachfolger Kant's eine solche Gunst unangenehm empfunden haben. Die Straße ist ruhig und doch nicht todt; die Lage zurückgezogen, aber so, daß sie nach allen Seiten hin die bequemsten Verbindungscanäle mit allen Hauptstraßen, Hauptplätzen der Stadt eröffnet. In diesem Hause hätte man ein Zimmer dazu arrangiren sollen, die Werke Kant's in allen Ausgaben, seine als Manuscript nachgelassenen Schriften und Briefe, die Uebersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen, die Schriften über Kant'sche Philosophie, genug, eine Bibliotheca Kantiana, außerdem eine Büste Kant's, alle Bildnisse und Reliquien von ihm, z. B. seinen Zopf und Spazierstock, gegenwärtig im Besitz des Herrn Professor Schubert, aufzustellen. Solche problematische Gedanken fielen mir

ein, als ich auf der Universitätsbibliothek zu Prag Mozart auf solche Weise verherrlicht sah.

Hier könnte ich meine Betrachtungen über Kants Haus bereits schließen, schienen nicht einige seiner ferneren Schicksale noch einer kurzen Nachricht zu bedürfen. Es gehört gegenwärtig einem Zahnarzt Döbbelin, der es 1835 kaufte, restaurirte und mit einer marmornen Denktafel schmückte, auf deren dunkelm Grunde mit goldenen Buchstaben Kant's Name steht. Gegen Zahnschmerzen richtet die Macht des Gemüths, der Kant eine eigene Abhandlung widmete, wenig oder nichts aus. Nicht die Besserungsmethode, sondern die Todesstrafe muß hier entscheidend angewendet werden. Der Zahnarzt ist daher in Kant's Hause eine artige Ironie. Die indianermäßigste Geduld hilft endlich nichts gegen den Schmerz, den corrumpirte Zähne verursachen und man muß sich dem Schaffot des Arztes anvertrauen. Kant hatte nicht nur geistig, sondern auch physisch ein treffliches Gebiß und war auch hier, nach Mendelsohns Ausdruck, ein Alles Zermalmender. — Außerdem ist hier ein Bad in einem Seitenhause des Gartens eingerichtet. In balneis salus! lächelt uns auf schmuzig blauem Grunde die Inschrift mit mattgoldenen Buchstaben zu. Dies ist wiederum symbolisch auszulegen. Wie die Philosophie uns auf den Zahn fühlt, ob wir auch gesunden

Menſchenverſtand beſitzen, ſo will ſie uns auch das Bad ſein, uns von der gemeinen Anſicht des Lebens, von den irrthümlichen Auffaſſungen der Natur und des Geiſtes zu reinigen. Sie will ein Jungbrunnen ſein, den ganzen Organismus unſeres geiſtigen Menſchen zu erfriſchen. Nur darf man nicht vergeſſen, daß, wie zum Baden eine gewiſſe Vorſicht und Kunſt gehört, ſo auch das Philoſophiren ſeine Zeit und Art hat, widrigenfalls es ganz verkehrte Wirkungen hervorbringen kann. — Endlich iſt im Kant'ſchen Hauſe ein Erkundigungsbüreau. Wer ein Capital aufnehmen oder unterbringen; wer eine Wohnung ſuchen oder aufgeben; wer einen Dienſt oder Dienſtboten haben will; wer nichts gelernt hat und doch eine Beſchäftigung, wenigſtens ein Unter- oder Auskommen ſucht; wer eine hübſche, junge, reiche Gattenſchaft wünſcht — er komme hieher und wird für alle Verlegenheiten eine Auskunft finden. Verſprochen wird alles Mögliche, gehalten kann immer nur wenig werden, denn in allen Dingen muß jeder zuletzt das Beſte doch ſelbſt thun. Den meiſten Menſchen erſcheint die Philoſophie auch wohl als ein Erkundigungsbüreau, wo ſie ſich über die Probleme des Lebens und Wiſſens wollen aufklären laſſen, hinterher aber ſehen, daß ihnen ſelbſt die wahre Arbeit zugemuthet wird. Sie ſtellen ſich unter der Philoſophie

einen passe partout, einen Ring Salamonis, einen Stein der Weisen vor, den man im Siegelring am Finger zu beliebiger Zauberei tragen könne. Können sie nun besonders, obschon sie sich speculativ zurecht geschult glauben, obschon sie Examina bestanden haben, keine Carrière machen, verwandeln sich die Schriften der Philosophen in kein Tischchen decke dich, — ach! wie bitter beklagen sie sich dann über die Täuschungen der Philosophie, wie loben sie dann die Praxis, die den Zurückweg zu den Fleischtöpfen Aegyptens kennt, und wie armselig, eingebildet erscheint ihnen der fabelhafte Simurgh der Idee.

Indem uns diese verschiedenen Metamorphosen des Kant'schen Hauses vorübergehen, dämmert uns auch wohl die Zukunft entgegen, wo es vielleicht gar nicht mehr existiren wird. Ein Neubau, eine Feuersbrunst kann seine Stätte verwischen. Schon vor vielen Jahren ist von einem Bürger hiesiger Stadt an den Magistrat die Bitte ergangen, die Straße, worin dies Haus steht, Kant's Straße zu nennen. Eine Straße erhält sich viel länger, als die Häuser in ihr. Sie ist die Gattung, welche sich gleich bleibt, während die Individuen in ihr entstehen und vergehen. In allen Ländern verfährt man so. Von Paris, von der rue Rousseau u. s. f. will ich gar nicht einmal reden. Aber noch

in unſerm Jahrzehnt haben die Nürnberger nach ihrem Volksdichter die Straße, worin ſein Haus ſteht, die Grübelſtraße genannt und in Berlin iſt eine ganz neu erbaute Straße nach einem noch in ihr lebenden Mathematiker die Ohmſtraße geheißen. Die Straße des Kant'ſchen Hauſes hat einen recht vornehmen Namen: Prinzeßſtraße. Aber Prinzeſſinnen überhaupt ſind etwas ſo Gewöhnliches, als Prinzeſſinnen, die Philoſophie ſtudirten, wie Chriſtine von Schweden, Charlotte von Preußen, etwas Ungewöhnliches. Ein Kant hingegen iſt eine Seltenheit, wie nur Jahrhunderte ſie zeitigen. Dazu kommt noch, daß wir hier nicht einmal Prinzeſſinnen haben, ſo ein großer Ueberfluß daran auch in der Welt iſt, für uns würde daher die Benennung Kant's Straße eine lebendige, tief eingreifende ſein.

Da nun unſere Zeit dem Cultus des Genius ſo viel Monumente widmet, ſo würde es gewiß ſehr zweckmäßig ſein, auf jenen ſo leicht ausführbaren Vorſchlag einer Umtaufung des Straßennamens zurückzukommen. Auf alle Fälle ſoll uns dies Häuschen mit ſeinem idylliſch bürgerlichen Antlitz, mit ſeinem kleinen beſchaulichen Garten, auf alle Fälle ſoll uns die Wohnung, welche Kant der Vernunft begründet und die Straße, die er der Freiheit eröffnet hat, theuer

sein. Wünschen wir, daß Preußen, um fortzuschreiten, von dem Zwillingsgeiste Friedrich's und Kant's des Großen niemals abfallen möge!

Deutsche Gesellschaft.

Die Isolirung Königsbergs bewirkt in ihm ein bedeutendes literarisches Interesse. Zwar klagen die hiesigen Buchhändler über Mangel an Absatz, allein nichts destoweniger haben sich seit den acht Jahren, daß ich hier lebe, zwei neue Buchhandlungen etablirt, die doch immer mehr vorwärts als rückwärts zu kommen scheinen, und die Zahl der Leihbibliotheken und Lesevereine, auch solcher, die nur verbotene Bücher ankaufen, wächst von Jahr zu Jahr. Alle großen Erscheinungen der Literatur werden assimilirt und der Königsberger darf in der Belesenheit mit jedem andern Großstädter in die Schranken treten. Ich verweise über diesen Punct auf meine Geschichte der Kant'schen Philosophie S. 101 ff. Diese geistige Regsamkeit der Stadt hat sich

auch in einigen gelehrten Gesellschaften Organe erschaffen. Die eine derselben, die physikalisch-ökonomische, hält vom Herbst bis zum Sommer, mit Ausschluß desselben, alle vierzehn Tage eine öffentliche Sitzung, worin naturwissenschaftliche, technische, ökonomische Gegenstände abgehandelt werden, und stets ein zahlreiches, aufmerksames Publicum finden. Ich habe sie deshalb anderwärts eine Akademie mit demokratischen Institutionen genannt. Wenn hier also die Natur ihre Vertretung hat, so die Geschichte in der Deutschen Gesellschaft, die 1745 gestiftet wurde. Diese hat sich seit vorigem Winter auch zu öffentlichen Sitzungen entschlossen; früherhin hielt sie nur zwei öffentliche, zu denen sie verpflichtet ist, 1) am Geburtstag des Königs und 2) am Krönungstage der Monarchie den 18. Januar. Es ist Ton, daß die obersten Militair- Civil- und Stadt-Behörden diesen beiden Sitzungen beiwohnen. Der Director oder Secretair der Gesellschaft hält zuerst einen auf Preußen mehr oder weniger sich beziehenden Vortrag und macht zugleich den Interpreten der Festfeier, worauf ein Mitglied noch eine Abhandlung ablies't. Mir ist es interessant gewesen, daß ich es war, der den letzten Geburtstag Friedrich Wilhelm's III. in Abwesenheit des Directors ganz allein und ein Jahr darauf den ersten Geburtstag Friedrich

Wilhelm's IV. als Mitglied der Gesellschaft durch einen Vortrag feiern half. Es scheint mir angemessen zu sein, den letzten Vortrag zur Charakteristik der ganzen damaligen Stimmung der Stadt in diese Skizzen einzureihen. Die Begeisterung für den König war allgemein. Ich sprach folgendermaaßen über:

Schleiermacher als Ethiker und Politiker.

Am dritten August des vorigen Jahres betrat ich ebenfalls diese Tribüne, das Wiegenfest eines Königs, unseres Königs, zu feiern. Ein furchtbar schönes Schauspiel hatte mit seiner gefahrdrohenden Wuth vom Abend des vorigen Tages an die meisten Bewohner Königsbergs eine schlaflose Nacht zubringen lassen. Wie aber der Sinn des Volkes immer zum Dichterischen aufgelegt ist, so hörte man auch an jenem Abend, während die Flammenwogen sich über die Speicherreihen, die Dampfwolken über den Spiegel des Pregels hinwälzten, manche bange Reflexion über die Bedeutung des Riesenbrandes gerade vor dem Geburtstage des Königs.

Stumm, in wehmüthiger Trauer, ist uns denn auch diesmal der dritte August, an dessen fröhliche Begehung wir uns so lange gewöhnt hatten, vorübergegangen und zum erstenmal feiern wir heute den Geburtstag Friedrich Wilhelm's IV.

als unſers Königs. Eine neue Zukunft hat ſich uns hiermit aufgethan. Wir alle begrüßen ſie mit den geſpannteſten Erwartungen, mit den aufrichtigſten Hoffnungen für den Fortſchritt Preußens. Je lebhafter das Intereſſe iſt, welches die perſönliche Energie unſeres verehrten Fürſten uns einflößt; je tiefer das Vertrauen zu dem in ihm waltenden Genius des Hauſes Hohenzollern; je mehr die Räume dieſes Schloſſes noch vom Widerhall ſeines Alles erſchütternden Königswortes zu ertönen ſcheinen: um ſo mehr würde es ein ſchneidender Widerſpruch ſein, wenn unſere Geſellſchaft ſich heute mit einer Abhandlung beſchäftigen wollte, deren Gegenſtand ein Gedicht des Mittelalters, Kufiſche Münzen, Griechiſche Romane, die Notabilitäten fremder Literaturen und ähnliche Stoffe wären. So nothwendig ein ſolches Studium, ſo willkommen ſolche Belehrung iſt, heute würde es uns ſeltſam gemahnen, wenn wir nicht unſern Staat, nichts Heimathliches vor unſer geiſtiges Auge bringen könnten. Es würde uns gleichſam ein Verrath an unſerem Könige dünken, wollten wir, die Feier ſeines Geburtstages zu begehen, in ſolche Entlegenheiten auswandern, wie wenn unſer Vaterland zu arm wäre an Erſcheinungen, welche, an einem ſolchen Tage betrachtet zu werden, würdig ſind.

Wenn nun in dieſem Jahre am Feiertag

der Erhebung Preußens in den Rang eines Königthums ein anderer Redner Leſſing zum Gegenſtand nahm, um mit geiſtvollen Zügen, mit durchdringender Kenntniß der Zeit in ihm den individuellen Typus für die Entwicklung unſeres Staates nachzuweiſen, nämlich eine merkwürdige Einheit des kritiſchen und des productiven Talentes: ſo ſcheint für unſere jetzige Situation Friedrich Schleiermacher, wohl ein nicht minder geeigneter Gegenſtand. Schleiermacher beſaß in univerſeller Gelehrſamkeit, kritiſcher Feinheit, Liebe zu den Alten, theologiſchen Freiſinn, tapferer Polemik auch viel Leſſing'ſche Gaben, aber er hatte zugleich eine durch die Macht des lebendigen Wortes in die Welt dringende Thatkraft, welche ihn weſentlich unterſcheidet. Leſſing ſtarb einſam in der Zurückgezogenheit unter Büchern zu Wolfenbüttel: Schleiermacher im Schooß ſeiner Familie, als Mittelpunct zahlloſer perſönlicher Beziehungen, in der Hauptſtadt Preußens, und Tauſende folgten ſeinem Sarge.

Aber nicht über Schleiermacher im Allgemeinen will ich reden. Auch wäre dies zum Theil überflüſſig, denn ein Bild dieſes gewaltigen Geiſtes, und zwar ein mehr oder weniger richtiges Bild, trägt wohl jeder in ſich, der um unſere Zuſtände, um unſere Literatur, unſeren

Glauben und seine Wissenschaft, auch nur einigermaaßen sich bekümmert.

Allein auch nicht von Schleiermacher, dem Theologen und Kanzelredner, oder von Schleiermacher, dem kunstreichen und gefürchteten Dialektiker, will ich reden. In beider Beziehung ist seit zehn Jahren, zuletzt von Strauß, so viel Treffendes veröffentlicht worden, daß wir die Zahl dieser Schilderungen und Beurtheilungen, wie ein so reicher und eigenthümlicher Geist sie verdient, noch täglich zu einer eigenen Bibliothek anwachsen sehen.

Dagegen scheint es mir, als sei die ethische Seite Schleiermachers gegen die dogmatische und philologisch-dialektische noch immer zu wenig beachtet worden. Ganz zu übersehen hat man sie natürlich niemals vermocht, allein ihr ein so umfassendes Studium, wie namentlich seiner Theologie zu widmen, ist man bisher sehr entfernt geblieben. Und doch muß man behaupten, daß erst die völlige Durchdringung auch des ethischen Elementes in Schleiermacher für seine Auffassung als Dogmatiker und Geistlichen das volle Licht geben wird.

Aber noch eine Beschränkung für meinen Vortrag muß ich mir ausbedingen. Es würde unmöglich sein, in der mir auferlegten Kürze mich in ein Detail der Darstellung Schleiermachers als

Ethiker und Politiker einzulaſſen. Aber den Umfang und die Mannigfaltigkeit ſeiner Leiſtungen auf dem ethiſchen Gebiet im Allgemeinen zu ſchildern, werde ich den Verſuch machen.

In ſeinen „Reden über die Religion" hatte Schleiermacher ſein religiöſes Glaubensbekenntniß niedergelegt; ſein ethiſches ſprach er zuerſt im Jahr 1800 in dem Büchlein der Monologen aus. Er proclamirte darin die Lehre von der Schönheit der Individualität, von der Freiheit der Bildung, von der unendlichen Wandlungsfähigkeit des Gemüths, während es doch ſeiner Eigenthümlichkeit nach ſich immer gleich bleiben könne.

Beſeelt von der Gewißheit, daß das Weſen der Menſchheit, die Gemeinſchaft der Geiſter in Allem, was wahr iſt und ſchön und gut, ihm aufgegangen war und daß nichts wahrhaft Menſchliches ihm fremd bleiben dürfe oder könne, nahm er in demſelben Jahr an der Feſtſtellung des Urtheils über Friedrich Schlegels Lucinde Theil. Dieſe Theilnahme war ſchon an ſich ein Act ächter Sittlichkeit. Bei dem Hervortreten paradoxer, vielleicht zweideutiger Producte in der Literatur pflegen die Theologen ein Stillſchweigen zu beobachten. Oft iſt daſſelbe ein Werk zurückhaltender Klugheit und wird ihnen vom Publicum als eine von ihrem Stande abgedrungene heuchleriſche Nothwehr ausgelegt; allein noch öfter

ist es gewiß die einfache Folge einer baaren Urtheilslosigkeit, einer Verlegenheit, welche dem Neuen und Verfänglichen gegenüber sich nicht zu benehmen weiß. Dies Stillschweigen, mag es nun ein freiwilliges der geistlichen Vorsicht oder ein unfreiwilliges der beschränkten Einsicht sein, ist immer viel höher zu halten, als die Verdammung, welche, je weniger sie von selbstständiger Bildung, je mehr sie also von Unwissenheit, von Rohheit des Geistes ausgeht, nur um so heftiger und schreiender sich zu geberden pflegt. Diese letzteren Theologen handeln nach dem Grundsatz a tuto. Gegen irgend ein Werk, sollte man es auch nur dem Namen nach kennen, als gegen ein tugendverderbendes, sittenuntergrabendes, vornämlich glaubensgefährliches die Waffen zu erheben, kann niemals, auch wenn man sich irren sollte, die Gesinnung des geistlichen Herrn compromittiren. Solche schnöde Kriegskunst kannte Schleiermacher nicht. Er hat zwar zu den vertrauten Briefen über die Lucinde seinen Namen nicht genannt, jedoch wahrscheinlich nicht, wie man dies auslegen könnte, um nicht bei Schwachen mit seiner Apologie Anstoß zu erregen, sondern um der Kritik, die aus Namen so gern ein Vorurtheil macht, eine größere Unbefangenheit zu erhalten. Dennoch ist diese Apologie, bis auf unsere Tage, bis auf den Zusammenhang, worin

man ſie mit der Emancipation des Fleiſches, mit der Auflöſung der Ehe, hat bringen wollen, arg genug mißverſtanden, weil man das Syſtem der Liebe, welches Schleiermacher, unabhängig von Schlegel, in jenen Briefen aufgeſtellt hat, überſah. Man bedachte nicht, daß ein Schleiermacher wohl noch ganz andere Dinge zu ſagen habe, als in dem Schlegel'ſchen Halbroman vorkommen, bedachte nicht, daß er an dieſen nur anknüpfen wollte. So iſt es aber. Schleiermacher zeigte, beſonders in dem herrlichen ächt Platoniſchen Verſuch über die Schamhaftigkeit, dem Mittelpunct dieſer Briefe, daß die Einheit der Liebenden eine ungetheilte ſei, der Leib alſo nur das äußerliche Symbol des Geiſtes, unvermögend, für dieſen eine Schranke zu bilden. Er faßte, um, nach ſeinem Ausdruck „die leeren Schatten vermeinter Tugenden zu verdrängen" das Weſen der Liebe und der Ehe als die abſolute Verſöhnung des Geiſtigen mit dem Sinnlichen und es wäre ſehr zu wünſchen, daß unſere Moraliſten ſich das von ihm Geſagte zu Herzen nähmen.

Nachdem Schleiermacher auf ſolche Weiſe ganz poſitiv den Kern ſeiner ſittlichen Weltanſicht ausgeſprochen hatte: nämlich in der Einheit des allgemein Menſchlichen die Beſonderheit der Individualität, auch in der engſten Gemeinſchaft, in der Ehe, zu erhalten; das Particuläre

aber durch das Universelle zu reinigen, wie das Universelle durch das Particuläre zu befestigen und bestimmter darzustellen; nachdem er, sage ich, mit diesem Princip der schönen, selbstgewissen Individualität gegen die Abstraction des reinen Pflichtbegriffs in der Kantischen und Fichte'schen Moral durchgebrochen war, stellte er 1803 ein Gericht über die Wissenschaft der Ethik an in dem Werke: Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. Er gab darin eine auf den gründlichsten Studien beruhende Kritik der höchsten Grundsätze der Sittenlehre, der ethischen Begriffe und der ethischen Systeme. Er machte von da an unmöglich, zu den bis auf ihn entwickelten Formen der Ethik zurückzukehren. Als ganz eigenthümlich erschien das Bestreben, den ethischen Werth der Gewöhnung, des Scherzes und Witzes, vornämlich aber der Freundschaft geltend zu machen. Dieser antike Zug verblieb fortan allen seinen ethischen Arbeiten. Außer solchen Verdiensten hatte das Buch das große, in Deutschland leider zu wenig geschätzte einer wahrhaft geschmackvollen Darstellung, einer selbstbewußten Unterdrückung alles zu Schau Stellens der nothwendigen Gelehrsamkeit.

Von Stolpe, wo er dies classische Buch schrieb, ging Schleiermacher als Professor und akademischer Prediger nach Halle. Da er nicht zu

den engherzigen Naturen gehörte, die nicht aus der Nothwendigkeit der Sache nur Eines betreiben, sondern welche für den Ruhm der Fachvirtuosität die Universalität der Studien pedantisch perhorresciren und proscribiren, so las er allerdings auch damals schon philosophische Ethik. Doch werde ich von dieser, wie sie auch als Ganzes dem Publicum erst nach seinem Tode bekannt geworden, späterhin reden. Desto mehr muß ich hier auf die beiden ersten Bände seiner Predigten aufmerksam machen, insofern dieselben gar nicht die dogmatisch-kirchliche Richtung haben, die ihn als geistlichen Redner späterhin auszeichneten, sondern vielmehr eine ethisch-politische. Der erste Band nämlich enthält vorzüglich Ausführungen zur Tugend- und Pflichtenlehre, der zweite aber geht in den weiteren Kreis des Staates über. Unter den Predigten der ersteren Gattung sind die Themata hervorzuheben: daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung keinen Werth haben —; was wir denen schuldig sind die unseren Wandel beobachten —; die Grenzen der Nachsicht — und: das Leben und Ende des Trägen, ein Schaudergemälde, welches ohne allen Redepomp durch seine zermalmende Wahrheit Jeden im Innersten erschüttern muß. In solchen Predigten war Schleiermacher gleich weit von moralisirender Trocken-

heit, als von überschwänglichem Dogmatisiren entfernt. Er hält uns keine nüchterne Vorlesung über den Begriff einer Pflicht oder Tugend; er bannt uns aber auch nicht in eine mehr erstarrende als belebende Bewunderung des unübertrefflichen Vorbildes Jesu. Eine reiche Erfahrung im eigenen Herzen, eine ausgedehnte feine Lebensbeobachtung, ein immer frisches Denken, ein durch seine Wahrheit treffender, malerischer und doch fast bildloser Ausdruck, werden von dem unermüdlichsten Ringen des Geistes, von dem tiefsten christlichen Gefühl getragen. Und weil Schleiermacher ein ganzer Mensch war, so konnte er auch mitunter Dinge auf der Kanzel zur Sprache bringen, deren Betrachtung sonst diesem Orte fremd zu sein scheint.

Preußen's Katastrophe von 1806 brach herein. Schleiermacher war ein Schlesier, also ein Sohn derjenigen Provinz, welche Friedrich der Große Preußen einverleibt nicht nur, sondern auch bewundernswürdig schnell durch das Interesse für sein schöpferisches Genie mit dem Geiste des Ganzen vereinigt hatte. Preußen ist der eigenthümliche Staat, in welchem die provincielle stammthümliche Individualität sich in ihrer Selbstständigkeit erhält, ohne einer abstracten Centralorganisation zum Opfer zu fallen, allein auch ohne die Centralisation, insoweit sie für

die reelle Souverainetät nothwendig ist, zu hemmen. Frankreich hat Paris gegenüber, Lyon etwa ausgenommen, keine einigermaaßen gleichgewichtige Stadt. Preußen stellt gegen Berlin Breslau, Posen, Königsberg, Stettin, Magdeburg, Münster und Cöln als relative Centra auf. Preußen läßt jeden Provincialgeist frei, sucht aber diese in ihrer Eigenthümlichkeit anerkannten Besonderheiten in die Einheit des allgemeinen Geistes zurückzuführen, während Oestreich als der schärfste Gegensatz Frankreichs sogar nur ein Aggregat von Staaten ist, die sich im Besonderen nur in wenigen realen Interessen, als totale Einheit nur in der Anerkennung desselben Fürsten begegnen. Der Schlesier, der Pole, der Pommer, der Sachse u. s. f. soll nicht, wie der Ungar, der Böhme, Lombarde, bis zu einer sich in sich abschließenden Nationalität fortgehen, vielmehr mit allen übrigen Provinzen sich in der Continuität des Preußenthums, als Glied eines Organismus erkennen. Ein Einhausen in die nur provinciellen Interessen, eine von Seiten des Ganzen nur administrative Existenz derselben, würde die Gefahr mit sich bringen, die Stämme einander politisch zu entfremden und die Macht des Staates nach Außen hin, die wesentlich auf seiner Einheit im Innern beruht, zu entkräften. Schleiermacher, als geborener Schlesier, war zu gleicher Zeit vom

tiefſten und reinſten Enthuſiasmus für Preußen, und, wie billig, für den beſeelt, welcher die Möglichkeit einer ſolchen Sympathie erſchaffen, für Friedrich den Großen. Als daher unſer Staat ſeine geſchichtliche Bedeutung zu verlieren ſchien, die Hegemonie Norddeutſchlands und, da Norddeutſchland in der Geſchichte der Deutſchen ſeit dem Kampf der Welfen gegen die Waiblinger der eigentlich productive Factor geworden iſt, die Hegemonie Deutſchlands ſelbſt zu repräſentiren, da wurde Schleiermacher auch auf der Kanzel der Prieſter des proteſtantiſchen Selbſtgefühls der Norddeutſchen Progreſſivität, des Preußiſchen Patriotismus. In Halle, dem Schauplatz der enttäuſchenden Schlacht von Jena ſo nah gelegen, hielt er im akademiſchen Gottesdienſt mit wahrhaft prophetiſchem Geiſt die herrlichen Reden: wie ſehr es die Würde des Menſchen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, der er angehört —; daß überall Friede iſt im Reiche Gottes —; über die Benutzung öffentlicher Unglücksfälle —; daß die letzten Zeiten nicht ſchlechter ſind, als die vorigen —; was wir fürchten ſollen und was nicht.

Von Halle ging Schleiermacher 1807 nach Berlin und hielt hier am Geburtstag Friedrich des Großen, a. 24. Januar 1808 eine höchſt denk-

würdige Predigt, welche uns die ganze sorgenvolle Lage jener Zeit, deren Resignation und Besinnung wir die Wiedergeburt unseres Staates zu verdanken haben sollten, auf das Anschaulichste zurückzurufen vermag. Er predigte über die Weissagung Christi, daß vom Tempel zu Jerusalem auch nicht Ein Stein übrig bleiben werde, der nicht zerbrochen werde. Er zog daraus das Thema: über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit. Er zeigte, wie wir es anzusehen haben, daß auch das Große, dessen wir uns erfreuten, wieder verschwunden ist. Er bekämpfte das Vorurtheil, als wenn in der gegenwärtigen Noth nur derjenige der einzige Retter sein könnte, welcher zu seiner Zeit der erste Begründer der nun vergangenen Größe gewesen. Er bekämpfte den thörigten Wunsch, die äußeren Einrichtungen und die ganze Verfassung einer glänzenden Periode zurückrufen zu können. Er mahnte, ja nicht durch jene verfehlte Anhänglichkeit an das Vergangene sich zurückhalten zu lassen, dasjenige nicht gern und willig zu thun, was der gegenwärtige Zustand der Dinge fordert. Allein nach solcher Verwahrung gegen eine mißverstandene Verknüpfung der Gegenwart mit der Tradition der Geschichte machte er den Uebergang zu einer Entwickelung: Das Bleibende und Un-

vergängliche im Vergangenen zu verehren. Er wies auf die Bildung des Volkes durch Friedrich den Großen zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit. Er pries unser Vaterland wegen des Bestehens rechtlichen Wesens und wahrer Biederkeit zwischen Obrigkeit und Unterthan; er erinnerte daran, daß bei uns seit Friedrich alle Bürger vor dem Gesetz gleich sein müssen; er zeigte, daß Irrthum, Vorurtheil und Aberglauben nicht weiter helfen, daß wir also fortfahren müssen in dem rühmlichen Bestreben, richtige Einsichten in Alles, was dem Menschen werth und wichtig sein muß, so weit als möglich zu verbreiten, den Sinn für Wahrheit zu erwecken, das Vermögen der Erkenntniß zu stärken und zu beleben. Das Ganze schloß er mit einer Einschärfung der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Er sagte: „O es war wahrlich nicht, wie Manche wohl geglaubt haben, nur Gleichgültigkeit gegen die bestehende Art gemeinsamer Gottesverehrung, weshalb jener große König so leicht und so unbeschränkt diese Freiheit bewilligte in seinem Reich; es war der Wunsch, Unterthanen zu haben, welche würdig wären, beherrscht zu werden; es war eine laute und edle Anerkennung der Grenzen seiner Macht, es war ein seinem liebevollen Gemüth einwohnendes Gefühl davon,

daß Alles, was zur unmittelbaren Beschäftigung der Seele mit Gott gehört, ein unvergängliches Heiligthum sein müsse für jede Willkür und jede Gewalt. Wem auch irgend Frömmigkeit einen Werth hat als göttliche Kraft und Tugend, der muß ja fühlen, daß der tiefste Verstand keinen kräftigeren Schutz für sie aussinnen könnte, als diese Freiheit, indem sie sich nur da rein erhalten kann, wo Niemand durch Gesetze und öffentliche Einrichtungen muß in Versuchung geführt werden, zu heucheln. Wem irgend die Liebe werth ist als die Quelle aller Tugenden, als das vollkommene Band aller Kräfte, der muß ja einsehen, daß es keine innigere und umfassendere Aeußerung, keine kräftigere Sicherstellung derselben gebe, als dieses brüderliche Anerkennen dessen, was einem Jeden das Heiligste ist."

Während nun Preußen durch die Gewalt der Franzosen in Deutschland äußerlich auf das Peinlichste beschränkt ward, sammelte es in sich seine geistigen Kräfte, seine sittliche Thatkraft. Wilhelm v. Humboldt, der Unvergeßliche, ward für die Wissenschaft Mittelpunct dieser Vertiefung des Geistes in sich selbst. Die Universität Königsberg ward mit einer Menge neuer, von dem Fortschritt der Wissenschaft geforderter Institute versehen, tüchtige, kraftvolle Lehrer, in der Blüthe ihrer Entfaltung, ein Lobeck, ein Herbart,

Beſſel, wurden berufen. Allein noch mehr. Es ward in Berlin eine neue Univerſität begründet. Man vertraute damals der Macht der wiſſenſchaftlichen Bildung, daß ſie auch für das ſittliche und geſchäftige Leben die beſte Grundlage ſei. Schleiermacher betheiligte ſich auch bei dieſer großen Angelegenheit durch ſeine treffliche Schrift über die Univerſitäten, worin er, was die Gegenwart von ihnen verlangen müſſe, mit Schärfe und Begeiſterung auseinanderſetzte und wir dürfen annehmen, daß ſeine Worte dem todten Buchſtabenweſen der Katheder eine tödtliche Wunde geſchlagen haben. Nicht Vorleſungen, Vorträge ſollen gehalten werden; die Zimmer ſollen nicht Schreibſtuben, ſondern wirklich Hörſäle ſein.

Als nun Preußen mit ganz Deutſchland ſich nach Außen von dem Druck Frankreichs emancipirt, nach Innen zu aber durch eine Menge neuer, zeitgemäßer Inſtitutionen ſittlich und geiſtig wieder gekräftigt hatte, da erſcholl unter den jubelfrohen Deutſchen plötzlich ein verdächtigender Mißlaut in dem berüchtigten Schriftchen von Schmalz: Berichtigung einer Stelle in Venturini's Chronik. Die Begeiſterung der Deutſchen, mit der ſie Gut und Blut geopfert hatten, ſollte nicht lauter, ſie ſollte von revolutionairen Hintergedanken vergiftet geweſen ſein. Heimliche Bündniſſe ſollten für die Realiſirung hochverrätheriſcher

Plane, außer dem bekannten Tugendbunde, geſtiftet ſein. Schmalz begann die unſelige Richtung einzuſchlagen, jede warme und öffentliche Theilnahme an Deutſchlands politiſcher Durchbildung ſofort aus demagogiſchen Verſchwörungen abzuleiten und in jeder auf das Ganze gerichteten Aeußerung das Werk, den Verrath geheimer Geſellſchaften zu wittern, „Thron und Altar“ zu ſtürzen; eine Richtung, welche erſt jetzt für Preußen durch die Amneſtie unſeres verehrten Königs als beendet, als antiquirt zu betrachten iſt. Schleiermacher erkannte ſogleich die unendliche Gefahr eines ſolchen Verdachtes, welcher das Aufblühen eines ächt politiſchen Lebens im Keim ſchon durch ein Uebermaaß polizeilicher Controle erſtickte und ganz dazu gemacht war, die Meinung zu erzeugen, als ob man dann dem Begriff des beſten Bürgers am meiſten entſpräche, wenn man ſich um den Staat gar nicht mehr, nur um ſich und ſein Auskommen und ſein Privatvergnügen bekümmere; eine Meinung, welche die Staaten noch immer zur größten Kraftloſigkeit herabgedrückt und zur Beute der Nachbarſtaaten gemacht hat, weil ſie nothwendig die Selbſtſucht groß zieht, die Selbſtſucht aber alle Aufopferung tödtet, ohne Aufopferung aber kein Gemeingeiſt möglich iſt. Wie Rühs, Niebuhr und Andere kehrte ſich daher auch Schleiermacher 1815 mit patriotiſchem Zorn gegen Schmalz und

ich kann nicht umhin, folgende Stelle aus dieſem Pamphlet hervorzuheben, da ſie mir für Schleiermachers politiſche Stellung zu charakteriſtiſch ſcheint. Er ſagt unter Anderem: „Man mag denken über Deutſchland's Beſtimmung, wie man will, wiſſen kann doch Niemand, wie es in hundert oder zweihundert Jahren ausſieht und was die geſchichtliche Entwickelung, die bisweilen Rieſenſchritte macht, bringen wird. Ein Volk übrigens ſind die Deutſchen ſchon lange geweſen, wenigſtens ſeitdem es eine hochdeutſche Sprache gibt als Träger einer gemeinſamen Bildung, nur Ein Staat ſind ſie nicht geweſen, und ſie ſcheinen dieſe beiden Begriffe auf eine ganz wunderliche Weiſe zu verwechſeln. Mag man aber darüber denken, wie man will, keiner wird doch das leugnen wollen, daß die Deutſchen Staaten feſt zuſammenhalten müſſen, damit das Verſchlingungsſyſtem von Weſten her ſich nicht wieder erneuere. Preußen nun iſt der größte Staat im nördlichen Deutſchland, an den die kleineren ſich halten und dem ſie vertrauen müſſen. Wir haben uns gefreuet, daß durch den letzten Krieg ein ſo bedeutender Fortſchritt in dieſer großen Angelegenheit geſchehen iſt, daß Preußen Veranlaſſung gehabt hat, zu zeigen, wie es jedes gemeinſame Intereſſe wahrnimmt, das Wohl der kleinen Staaten im Auge hat und mit ſeinen großen Kräften mehr

will, als ſich ſelbſt ſchützen und verſorgen. Und dies keimende Vertrauen, die theuer, aber nach unſerm Gefühl nie zu theuer erkaufte Frucht ſo großer und ſchöner Thaten ſoll vernichtet werden durch einige trübſelige Schreier, welche einen unſinnigen Eifer anwenden, um Preußen darzuſtellen wie einen Vulkan, der jeden Augenblick anfangen kann, zu toben und aus deſſen Nähe man ſich entfernen muß. Ja, wenn Ihr ängſtlichen Mitbürger Eure Beſorgniſſe erledigen könntet durch Verhandlungen, die unter uns gepflogen würden, ſo wollten wir uns gern ſchweigend oder anders dazu hergeben. Aber bei dieſer unglücklichen Publicität, iſt es nicht die theuerſte Pflicht, daß recht viele Stimmen, namentlich die etwas gelten, könnte es ſein, aus allen Gegenden des Staats und aus allen Claſſen der Geſellſchaft, dagegen aufſtehen und dies Gewäſch Lügen ſtrafen oder Verblendung? — Ein kühner Entſchluß, gefaßt mitten in der Bedrängniß und in der Schmach, die wir fühlten, endlich auch an den großen Zug des Zerſtörers als ſeine treuen Bundesgenoſſen gefeſſelt zu ſein, ſchmilzt wie ein großer elektriſcher Schlag König und Volk zuſammen; von Einem Sinn und Geiſt, von Einem Verlangen zu Einer That durchdrungen, ſind auf einmal vergeſſen die frühern vergeblichen Seufzer und Wünſche, alle kleinen Zerſpaltungen, die entſtehen wollten aus abrathender

Bedenklichkeit hier, aus gewaltſamen Voranſtellen dort, verſchwunden und im heiligen Vertrauen ſtehen König und Volk feſt in einander verſchlungen da. Der König erklärt ſeine und ſeines Volkes Sache für Eins und unzertrennlich, und wer hat nicht gefühlt, das ſei nicht geweſen flüchtige Aufregung eines erhöhten Augenblicks, deren man ſich halb ſchämt, wenn Ruhe und Beſonnenheit zurückkehren, ſondern es ſtand feſt für immer, das fühlten wir Alle! Und aus der Ferne, nach ſeinem glänzenden Triumphzuge in jene unſelige Stadt, die mit dem ſchauderhafteſten Andenken mahnen muß an die Hölle auf Erden, an die Hölle im Herzen, die aus Zwietracht zwiſchen Volk und König hervorgeht, von da begrüßt der König mit königlichen und erhebenden Worten, voll deſſelben Gefühls einer unzertrennlichen Einigkeit und Liebe, die alten und die neuen Unterthanen. Er kehrt zurück wie lang entbehrt, wie herzlich geliebt; und das Erſte, was ihm entgegenkommt, ſoll nun ſein jenes Argwohn erregende Natterngeziſch, und mit hölliſcher Kunſt ſoll ein dämpfender, verdunkelnder Flor gebreitet werden über die allgemeine Freude? Und ſtatt der herzlichen im Gefühl großer Thaten und einer großen Zeit innigen Freudigkeit, womit Er das große Werk anheben wollte, alle Theile ſeines Reiches inniger zu verſchmelzen unbeſchadet ihrer Eigenthümlichkeit,

ſie mit einem noch kräftigeren, lebendigeren Gefühl der großen Einheit zu beglücken und durch freieren Umlauf und leichteren Gebrauch gemeinnütziger Weisheit und Einſicht das geiſtige Leben des Staates zu erhöhen, ſtatt deſſen ſoll das theuere Haupt des Königs umwölkt werden durch geheime nagende Sorge, ob ſeine großen und weiſen Abſichten nicht ſelbſtſüchtige und zerſtörungsſüchtige Feinde haben in ſeinem Volk?"

Dieſem edeln Sinne, wie er ſich hier ausſpricht, iſt Schleiermacher beſtändig, nicht nur in ſeiner Theorie, ſondern, was mehr ſagen will, auch in ſeiner Praxis treu geblieben. Schleiermacher war nicht nur ein Talent, er war auch ein Charakter. Durch eine Reihe von Abhandlungen hat er es möglich gemacht, die Ausbildung ſeiner ethiſch-politiſchen Denkweiſe faſt in jedem ihrer Schritte zu verfolgen. Er war Akademiker in Berlin und viele Jahre hindurch der perpetuirliche Secretair der philoſophiſchen Claſſe der Akademie. In beiden Eigenſchaften hat er eine Menge Abhandlungen geliefert, denn er war mit Leidenſchaft Akademiker, weil er ein Meiſter auch der wiſſenſchaftlichen Geſelligkeit und unerſchöpflich an Hülfsquellen für die Belebung derſelben war. Er wußte immer die rechte in den Moment eingreifende Aufgabe, aber auch, worauf es nicht weniger ankommt, den rechten Ausdruck

dafür zu finden. Die kühnſten Reflexionen ſprach er mit maaßvoller Unerſchrockenheit aus. Tapferkeit verſtand er mit Zierlichkeit, Höflichkeit mit Wahrhaftigkeit, Patriotismus mit Kosmopolitismus, corporativen Geiſt mit Humanität zu verbinden. Scheiden wir von ſeinen akademiſchen Reden diejenigen aus, welche ſich auf die Geſchichte der Philoſophie beziehen, ſo behalten wir die ethiſch-politiſchen zurück.

Dieſe zerfallen in drei Gruppen. Die eine beſchäftigt ſich mit der Betrachtung Friedrich des Großen und iſt als eine Fortſetzung der vorhin erwähnten 1808 gehaltenen Gedächtnißrede anzuſehen. — Eine zweite Gruppe zur Feier des dritten Auguſts gehaltener Reden hat direct oder indirect unſeren verſtorbenen König zum Gegenſtand. Eine dritte endlich ſtellt ganz allgemeine Unterſuchungen an. Wie aber die Reden der beiden erſten Gruppen zwar ausgehen von dem Beſonderen, allein übergehen zu dem Allgemeinen, ſo auch ſtehen die allgemeinen Unterſuchungen oft in dem allerbeſtimmteſten Bezuge zur damaligen Gegenwart und bemühen ſich, über die großen Intereſſen derſelben zu einem gewiſſen, faſt möchte ich ſagen, geſetzgeberiſchen Abſchluß zu gelangen. Nun kenne ich ſehr wohl das kleinmeiſterliche Gerede, welches für die Thaten großer Männer mit frechem Scharfſinn immer eine Menge fremder Motive in Bereitſchaft hat und ſie durch

Zurückführung auf so nichtige Gründe um den Ruhm der Größe bringen möchte; ja ich gebe sogar zu, daß nicht selten auch solche Winkelbeziehungen in den Gesichtskreis der Männer der Geschichte vorübergehend miteintreten, daß sie ihre Seele wie ein leichter Schatten durchfliegen können: aber das wahre Urtheil kann sich doch immer nur an ihre Thaten selbst halten. Diese sind der wirkliche Geist, der unzweideutige, der alle kleinen Vermittelungen, alles Nebenwerk des Entstehens hinter sich liegen läßt. Und so müssen wir auch bei Schleiermacher, unbekümmert um die Mäkelei seiner Neider und Hasser, den Einen Geist seiner Auffassung Deutschlands, der Gegenwart, Preußens und unseres erhabenen Königshauses als einen hohen und würdigen anerkennen, der uns eine Fülle von neuen und fruchtbaren Gesichtspuncten eröffnet und mit lauteren Empfindungen erquickt. Wenigstens die Themata, welche sein erfinderischer Genius auf diesem Gebiet ausgesonnen und in der edelsten Simplicität dargestellt hat, will ich kürzlich anführen.

Die Reden, welche die Betrachtung Friedrichs des Großen zum Inhalt haben, gehen vom 24. Januar 1817 bis 1833. Die erste schließt sich noch genau an den ersten Theil der mehrerwähnten Predigt über Friedrich und ist merkwürdiger Weise bei uns neuerdings, so viel Aehnli-

ches auch auf die Bahn gebracht worden, ganz mit Stillschweigen übergangen. Es wäre traurig, wenn man daraus schließen sollte, daß Schleiermachers Werke unter uns wenig studirt würden. Die Rede handelt nämlich davon: wie Friedrich der Große heute regieren würde? In welchem Sinne diese Frage dürfe aufgeworfen werden und wie weit nur man sie beantworten könne? — Die zweite Rede 1821 handelt über das Thema: Friedrich der Große auch darin groß, daß er zugleich die Volksschulen und die Akademie der Wissenschaften förderte. Die dritte 1825 enthält Erinnerungen an die großartige und freisinnige Weise, in welcher Friedrich die Aufsicht des Staats auf die schriftstellerischen Hervorbringungen führen ließ. — Die Rede 1826: über den Begriff des großen Mannes bezieht sich indirect auf Friedrich. Der große Mann ist nach Schleiermacher der, welcher die Masse zu organisiren versteht, aber in dieser Organisation nur das als Trieb in der Masse selbst liegende Gesetz entwickelt. — 1828: Wie ist es anzusehen, wenn ein Regent mit wissenschaftlichen oder künstlerischen Productionen öffentlich hervortritt? — 1832: Die Akademie der Wissenschaften, ein Werk der königlichen Kunst. — 1833: über Denkmal und Biographie Friedrichs des Großen.

Einen Cyklus von ganz andern Betrachtun-

gen begreifen die Reden zur Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelm III. in ſich vom 3. Auguſt 1819 bis 1830. Zuerſt ſprach Schleiermacher über die allgemeine Frage: Was beabſichtigt die Akademie, des Königs Geburtstag feiernd? — 1822 zur Nachfeier des Regierungsjubelfeſtes des Königs ſetzte er auseinander: Wodurch Reinheit und Vollſtändigkeit einer Freude, wie dieſes Feſt ſie vorausſetzt und erregt, bedingt ſeien. — 1823 ſprach er über die Frage: Was erwirbt auch innerhalb deſſelben Volkes dem einen Staate vor dem andern die entſchiedene Zuneigung derer, welche der Wiſſenſchaft leben? — 1826 zeigte er, wie es eine eines großen Herrſchers würdige Anſicht ſei, wenn der König ſeinen Geburtstag nicht als ein bürgerliches Feſt behandelt wiſſen will. — 1827 erörterte er mit der meiſterhaften comparativen Anatomie, die ihm für ſolche Gegenſtände zu Gebote ſtand, den Gedanken: wie treffend der Totaleindruck, den uns die Art zu ſein eines Mannes gibt, durch die Aehnlichkeit mit den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft bezeichnet werde. — 1829 beſchäftigte ihn die weitgreifende Verwandtſchaft der Europäiſchen Fürſtenhäuſer in dem Probleme: Wie mußte ſich das Verhältniß entwickeln zwiſchen Geſchlecht und Volk, ehe ein königliches Leben nach dem Styl unſerer jetzigen Europäiſchen Welt konnte zu Stande kom-

men? — 1830, im Jahr der Julirevolution, sprach er über die Frage: Welches Loos glücklicher sei, zu herrschen oder beherrscht zu werden?

Eine dritte Gruppe von Abhandlungen bezieht sich unmittelbar auf die Wissenschaft der Moral und Politik und zerfällt eigentlich wieder in zwei Abtheilungen, indem die eine Reihe ganz politisch, die andere ganz moralisch ist. Die erstere schließt sich enger an die Bewegung der Zeit, die zweite steht unabhängig von solcher Beziehung mit rein constructivem Charakter da. 1814 stellte Schleiermacher eine Kritik: über den Begriff der verschiedenen Staatsformen an, worin er dialektisch nachzuweisen suchte, daß eine so abstracte Isolirung des monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elements einerseits, so wie der gesetzgebenden, richtenden und vollziehenden Gewalt anderseits, als man oft vorauszusetzen scheine, in der Wirklichkeit sich nie habe realisiren können. Daran knüpfte er den Nachweis, daß erst durch die erbliche Fürstendynastie die Persönlichkeit eines Volksgeistes sich vollenden könne, insofern der Staat durch die fürstliche Familie in sich selbst zur Innigkeit und unmittelbaren Heiligkeit des natürlichen Gemeinwesens zurückkehre. — In demselben Jahr las er eine Abhandlung: über den Beruf des Staates zur Erziehung, worin er namentlich hervorhob, wie

dadurch, daß in Preußen für die Kinder der Bürger und der Adligen dieſelben Bildungsanſtalten vorhanden ſind, die Schroffheit der ſtändiſchen Differenz, die Neigung zur ſelbſtgefälligen Sonderung, von vorn herein aufgehoben werde. — 1817 unterwarf er in einer Abhandlung über die Auswanderungsverbote eigentlich die Geſetzgebung des Deutſchen Bundes über dieſen Punct einer gerechten Kritik, indem er die unbedingte Freizügigkeit von einem Deutſchen Staat in den andern, die unbelaſtete Ueberſiedlungsfähigkeit, als aus dem Begriff der Einheit Deutſchlands mit Nothwendigkeit hervorgehend forderte. — 1820 las er: über die verſchiedene Geſtaltung der Staatsvertheidigung. Schleiermacher beſaß eine große Kunſt, die äußerſten Grenzen eines Begriffs zu fixiren und zwiſchen dieſen Extremen die mannigfaltigen nach der einen oder nach der andern Seite hin ſchwankenden Geſtalten zu verzeichnen. So ſtellte er hier dem Religionskrieg den Geſchäftskrieg entgegen und wies nun das Uebergehen dieſer Formen in einander durch verſchiedene Medien nach, z. B. wie Regierungen wohl darauf hinarbeiten könnten, einem bloßen Geſchäftskriege, um ſeiner Führung mehr Nachdruck zu geben, den Charakter eines heiligen, eines Religionskrieges einzuimpfen.

Die letzte der hieher gehörigen Abhandlungen

1825: über Platon's Ansicht von der Ausübung der Heilkunst; ist eine im heitersten Ton gehaltene bittere Kritik des Heilunwesens in unserer modernen Gesellschaft. Schleiermacher untersucht die scherzhaft klingende Frage, ob es uns als Gliedern des Staats auch erlaubt sei, krank zu sein, und verfolgt die unter uns herrschende Sucht, krank zu sein, mit unerbittlicher Satire. Indem er hierbei auch die gegen eine solche Sucht oft zu gefällige Praxis der Aerzte mit seinem Spotte nicht vergißt und sowohl die Modeärzte wie die Badecuren mit reichlicher Lauge übergießt, kehrt er sich doch vornämlich gegen die das sittliche Leben im Innersten auflösende Gewöhnung, immerfort krank oder kränklich zu sein und immerfort sich heilen zu müssen.

Die noch übrigen vier Abhandlungen betreffen 1819 den Tugendbegriff, 1824 den Pflichtbegriff, 1826 den Tugendbegriff, 1829 den Pflichtbegriff, 1826 den Begriff des Erlaubten, 1827 und 1830 den des höchsten Gutes.

Ich habe bisher allerdings nur eine katalogartige Aufzählung der Schleiermacher'schen Abhandlungen gegeben, allein auch diese halte ich schon für ausreichend, sich von der Vielseitigkeit ihres Verfassers und von dem in ihnen herrschenden Geist eine Vorstellung zu machen. Es war Schleiermacher nicht vergönnt, sie selbst zu

Einem Ganzen kunstmäßig zu verarbeiten. Er starb vor Vollziehung dieser That, die er selbst schon 1803 in der Kritik der bisherigen Sittenlehre verkündete. Große Schätze hat er hinterlassen, in Beziehung auf unsere Betrachtung eine philosophische Ethik, eine theologische Moral, eine Pädagogik, Politik. Die theologische Moral behandelt die schwierigsten und verfänglichsten Fragen der Gegenwart, das Recht und die Pflicht der Todesstrafe, der politischen Intervention, der äußerlichen kirchlichen Disciplin u. s. w. Möchte sie nicht zu lange auf sich harren lassen! Bis jetzt ist nur durch Professor Schweizer 1835 die philosophische Ethik als das System der Sittenlehre nach Vorlesungsheften herausgegeben. Die eigenthümlichsten Ausführungen scheinen mir darin diejenigen zu sein, die von der ethischen Bedeutung der Sprache und der Kunst handeln, weil Schleiermacher hierin stets ein Hellene blieb. Unter Ethik versteht er das Ganze der Rechtslehre, Moral und Politik und stellt sie zwischen die Natur- und Geschichtswissenschaft in die Mitte. Die Geschichte soll das Bilderbuch der Ethik, die Ethik das Formelbuch der Geschichte sein. Sittlich ist nach Schleiermacher das zur Vernunftwerden der Natur. Das höchste Sein ist nach ihm die Identität von Natur und Vernunft. Die Natur ist an und für sich weder unvere-

nünftig, noch die Vernunft als naturlos zu denken. Alles Sein iſt deshalb ein Stoff für die handelnde Vernunft, die ihm ſich einbildet und die Maſſe organiſirt. Durch das Handeln ſoll die Differenz von Natur und Vernunft verſchwinden. Die Natur ſoll ſich überall als vernunftdurchdrungen, die Vernunft überall als zum Sein gewordene anſchauen laſſen. Inſofern die Vernunft durch die Natur ſich darſtellen will, iſt dieſe Organ; inſofern ſie aber ſich durch ſie hindurch dargeſtellt hat, iſt ſie Symbol. Daraus folgt, daß der Gegenſatz zwiſchen Organ und Symbol nur ein relativer ſein kann und daß das Maximum der Sittlichkeit da ſein muß, wo die Natur nur Vernunft iſt, d. h. nach Schleiermacher, in der Kirche, in welcher auch nach ihm die Kunſt die vollkommenſte Mittheilung des höchſten Gefühls wird.

Noch kurze Zeit vor ſeinem Tode ſollte Schleiermacher eine Veranlaſſung finden, ſich über ſeine Politik in der Zeitung zu erklären. Es war von ihm im Pariſer Méssager in dem Sinne die Rede geweſen, als ob er an der Spitze einer Faction von Unzufriedenen ſtehe, die nur auf die Gelegenheit warteten, eine Revolution zum Ausbruch und mit ihr den Preußiſchen Staat zu einer andern Verfaſſung zu bringen. Schleiermacher, dem man als erſten chriſtlichen Redner, als dem großen

Manne schmeichelte, war namentlich in Betreff des Königs in ein übles Licht gestellt. Er schwieg hiezu nicht, sondern ließ in der Staatszeitung eine ironisch abgefaßte, aber ehrliche Erklärung drucken, worin er unter Anderem von Preußen sagte: „Wir haben hier seit dem Tilsiter Frieden — mittelweges liegt der Besuch in Paris und die zurückgebetene Victoria — reißende Fortschritte gemacht und das ohne Revolution, ohne Kammern, ja selbst ohne Preßfreiheit; aber immer das Volk mit dem Könige und der König mit dem Volke. Müßte man nun nicht seiner gesunden Sinne beraubt sein, um zu wähnen, wir würden von nun an besser vorwärts kommen mit einer Revolution? Darum bin ich auch meines Theils sehr sicher, immer auf der Seite des Königs zu sein, wenn ich auf der Seite der einsichtsvollsten Männer des Volkes bin."

Und diese Einheit des Königs mit dem Volke, des Volkes mit dem Könige, das Vertrauen beider zu einander, das Streben beider mit einander zum Fortschritt, sie sind das Banner, unter welchem wir Alle in Krieg und Frieden kämpfen. Und wenn wir bedenken, daß Preußen der Staat ist, der für die vernunftgemäße Auflösung so vieler Räthsel der politischen und kirchlichen Welt da zu sein scheint, so erkennen wir auch wohl, welch' einen

Schatz es an Schleiermacher als Prieſter und Bürger, als Erzieher und Lehrer beſaß und in ſeinen Schriften noch beſitzt. Und ſo möge uns ſein Andenken als eines der ſeltenen Theologen, die Sinn hatten auch für den Staat und die Kunſt, als eines der großen Vorkämpfer für Freiheit und Recht, Wahrheit und Schönheit, an dieſem feſtlichen Tage geſegnet ſein.

Das Albertinum.

Königsberg hat eine alte 1544 gestiftete Universität. Seit Kant an derselben Professor war, ist dies wohl eine welthistorisch bekannte Thatsache. In Königsberg ist aber nicht sowohl von der Universität, als von dem Albertinum die Rede. Der Stifter der Universität war der Herzog Albrecht. Ein Convolut alter Gebäude am Kneiphöfer Dom, die der Herzog von der Stadt kaufte, wurde abgebrochen und auf ihrer Stelle das alte und neue Collegium Albertinum erbaut. Faber a. a. O. S. 79 sagt: „Das alte Collegium nimmt die ganze Ostseite und einen Theil der Nordseite ein. Die Herzogin Dorothea hat einen Theil desselben von ihrem Leibgedinge erbauen lassen. Hierin ist das Sessionszimmer des Senats, das Gerichtszimmer, die Universitätscasse, das Secretariat, drei Auditorien, zwei Carcer,

die Wohnung des Carceraufsehers, und die vor Kurzem eingerichtete Handbibliothek. Die ganze Ostseite nimmt das große Auditorium, in welchem die Promotionen und andere akademische Feierlichkeiten gehalten werden, und das dazu gehörige Versammlungszimmer ein. Jenes ist 1821 nach dem Plan des Geheimen Regierungsrathes Müller neu und geschmackvoll eingerichtet. Es sind darin die Marmorbüste Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III., die Bronzebüste Sr. Königlichen Hoheit des damaligen Kronprinzen als Rector magnificentissimus und die Marmorbüste Kant's aufgestellt. An den Wänden hängen die lebensgroßen Bildnisse des Stifters der Universität, Herzogs Albrecht, und der nachfolgenden Herzoge, Churfürsten und Könige. An der Außenseite befindet sich das schwarze Brett, an welchem die Bekanntmachungen für die Studirenden angeschlagen werden, darüber das aus Stein gehauene Brustbild des Herzogs Albrecht, mit der Inschrift: Insignia Academiae Regiomontanae. — Das sogenannte neue Collegium ist vom Herzoge Albrecht Friedrich 1569 errichtet. Ueber dem Eingange sind die Brustbilder der Herzoge Albrecht und Albrecht Friedrich aus Stein gehauen eingemauert, zwischen beiden das Brandenburgische Wappen mit der Unterschrift: Exstructa est haec domus A. MDLXIX qui fuit secundus a Rectoratu

illustrissimi principis junioris. Es enthält die Dienstwohnung des Secretairs, der beiden Pedelle, das Mineraliencabinet der Universität und das dazu gehörige Auditorium, die Wohnung des Inspectors des Collegii Albertini und drei Studentenwohnungen. — Der Collegienplatz, dessen östlichster Theil mit alten Linden bepflanzt ist, war vom Herzog Albrecht für eine Freistätte erklärt, „daß wenn ein Scholar oder Anderer im Particular (ehemals der Name für die Gesammtheit der hier befindlichen Gebäude) etwas verbrochen, kein Stadtgericht denselben angreifen oder herausnehmen, sondern derselbe allein der Gerichtsbarkeit des Rectors unterworfen sein solle.“ — Sonst sind die akademischen Gebäude durch nichts ausgezeichnet und es ist die Absicht, ehestens ein neues Universitätsgebäude an einem schicklichen Ort zu errichten.“

Diese Beschreibung habe ich voranschicken wollen, damit der Leser eine authentische Vorstellung vom Albertinum bekomme. Von Außen her angesehen, bietet dasselbe einen malerischen Anblick. Von der Wasserseite stehen Bäume vor den alten hier und da schon sehr gesenkten, ausgebauchten Mauern und das lange Dach des Domes streicht über die Dächer mit einigem Schwunge hin. Wäsche, zum Trocknen ausgespreitet oder auf Leinen gehängt, diese beliebte Staffage städtischer

Prospecte, fehlt auch nicht. Von Innen her, vom Hof angesehen, gewinnt es durch den Dom, der die eine Seite desselben ausmacht und durch einen Baumgang alter Linden, namentlich zur sommerlichen Zeit, ein recht pittoreskes Wesen.

Das Innere der Auditorien des Albertinums bleibt dagegen hinter der Eleganz, an welche die jünger gestifteten oder mit neuen Localen, wie Leipzig und Halle ausgestatteten Universitäten sich gewöhnt haben, zurück. Es ist schon ganz gut, wenn ein Auditorium, um nicht zu zerstreuen, einfach gestrichene Wände, schlicht gehobelte Tische und Bänke hat. Wir brauchen nicht die glänzende Einrichtung der Römischen Kaiserzeiten, in denen zu Athen, Alexandrien und Rom kostbare Teppiche den Boden, schöne Gemälde in Fresken die Wände bedeckten und in Nischen die Marmorstatuen derjenigen Weisen umhergestellt waren, welche der Lehrer vorzugsweise als seine Vorgänger, als seine Autoritäten verehrte. Aber weil solcher Prunk überflüssig, brauchen wir uns auch nicht den Zeiten des Mittelalters zu sehr zu nähern, in denen sich der Student, wie Bulaus in der Geschichte der Pariser Universität erzählt, wenn er sitzen wollte, ein Bund Stroh mitbrachte. Das beste und größte Auditorium des Albertinums, das auch durch zwei Oefen am meisten gegen den bei uns oft empfindlichen Frost geschützt werden kann,

wird durch die triefende Näſſe ſeiner Wände unbrauchbar.

Jahre lang iſt ſchon von dem Bau eines neuen Univerſitätsgebäudes die Rede, um eine Centraliſirung der Collegienlocale zu bewirken. Denn auf dem Albertinum leſen nur die ſeit zehn, zwölf Jahren angeſtellten Lehrer, die hiezu beſonders verpflichtet ſind. Die älteren Profeſſoren haben das Vorrecht, bis zur Erbauung eines neuen Gebäudes in ihren Häuſern zu leſen. Andere wieder können manche ihrer Vorträge nicht auf dem Albertinum halten, weil dieſelben einen nicht transportabeln Apparat erfordern. Praktiſch aſtronomiſche Vorleſungen kann Beſſel nur auf der Sternwarte halten; ſpeciell botaniſche Meier nur inmitten des botaniſchen Gartens; experimentell chemiſche Dulk nur, wenn er ſein Laboratorium benutzen kann; die Anatomen und Pathologen aber, Seerig und Sachs, können ſich nicht wohl von den Kliniken entfernen. Intereſſant iſt es, zu beobachten, wie ſich bei uns die Naturwiſſenſchaft auf einem abgeſchloſſenen Terrain gruppirt und nur die Mathematik und Kryſtallographie dem Albertinum überlaſſen hat. Der Phyſiker Moſer lieſt hier nur, weil er zufällig jetzt das Inſpectorat des Albertinums bekleidet. Auf einem Hügel am Wall nach dem Holländer Baum zu mit ihren phantaſtiſchen Dach-

zinnen weit über den Fluß und die Stadt ausschauend hat sich die Sternwarte als Vorhut aufgestellt. Auf einem sanften Abhang mit lieblichen Gründen lagert sich ihr zur Seite nach der Stadt hin der botanische Garten. Ueber diesem, in gleicher Entfernung von ihm wie von der Warte erhebt sich auf einem Hügel unter Rathke's Obhut das zoologische Museum, ein äußerlich schmuckloses, in rein verständiger Symmetrie gehaltenes Gebäude. Der kranke oder todte Mensch der Kliniken verliert sich seitwärts von diesen modernen Anlagen in ältere, unansehnliche Gebäude.

Dies ganze Ensemble bildet unter dem Namen des Butterberges eine eigene Welt. Das Wesen unseres Jahrhunderts hat hier seine Keime entfaltet. Die unwiderstehliche Richtung auf die Naturwissenschaft hat diese Schöpfungen hervorgerufen, gegen deren Glanz das Gebäude des Albertinums mehr an die ältere Zeit der Universitäten erinnert, in welchen Theologie, Jurisprudenz und Philosophie die Naturwissenschaft bei weitem überragten. Merkwürdig genug für das verständige Element Königsbergs, welches alle Unterschiede sorglich auseinander hält, hat auch die philologisch-historische Section sich halb und halb für sich gruppirt, indem die Königliche Bibliothek mit der Amtswohnung des Bibliothekars

Lobeck und dessen Auditorium, welches zugleich von dem Historiker Schubert benutzt wird, mitten in der Königsstraße sich befindet und vom Butterberge über eine Viertelmeile entfernt ist. Der zweite Bibliothekar, der Historiker Drumann, liest in seinem Hause.

Man kann hiernach sich ungefähr vorstellen, welche Wege bei uns ein Student zu machen hat, aus einem Collegium in ein anderes zu gelangen. Dazu nehme man das Bergigte der Straßen, ihr oft schlechtes Pflaster, ja das Fehlen des Pflasters am Butterberge, den vielen Sturm, Regen und Schnee, die wir haben und man wird gestehen müssen, daß viel Frische dazu gehört, wenn man zwanzig Minuten von einem Viertel der Stadt in das andere athemlos gelaufen ist, sogleich wieder in den Vortrag eines Docenten sich zu stürzen, der noch dazu vielleicht von ganz anderen Dingen, als der eben verlassene, handelt. In den älteren kleinen Universitätsstädten ging dies Umherwandern schon an, allein bei uns, wo die „Helfer" beim Umziehen die Fortschaffung der Sachen von einer Straße in die andere, schon eine „Reise" nennen, ist die Centralisirung der Vorlesungen in Einem Gebäude zum Besten der Gesundheit, wie zur Förderung der Wissenschaft durchaus nothwendig. Die drei viertel Stunden, auf welche der Vortrag des Docenten be-

ſchränkt iſt, ſchmelzen durch das oft unvermeidliche zu ſpät Kommen der Studirenden und durch die billige Rückſicht auf ihre Wegweiten, mit dem Schlag zu ſchließen, eigentlich auf eine halbe Stunde ein. Docent wie Hörer ſind dann oft erſt recht in die Sache hinein gekommen und durch das Bedauern, abbrechen zu müſſen, geht komiſcher Weiſe noch mehr Zeit verloren. Die Centraliſirung der Studirenden gewährt auch für dieſelben den Vortheil, ihre Zeit ökonomiſcher und vielſeitiger benutzen zu können. Wie manche Vorleſung wird jetzt der phyſiſchen Unmöglichkeit wegen nicht gehört, weil man des Fortunates Wünſchhütlein haben müßte, Albertinum, Bibliothek und Butterberg zu verbinden. Wie manche ſchon angenommene Vorleſung wird aus demſelben Grunde im Lauf des Semeſters wieder aufgegeben. Beſonders aber ſind es die Zwiſchenſtunden, welche jetzt oft ungenützt verfließen und die nicht haben zu müſſen unſer Student zu Anfang jedes Semeſters einen großen Calcul anſtellt, ſich die Stunden zurecht zu legen, damit er einigermaaßen ein Continuum habe. Exiſtirt ein Centralgebäude, ſo kann der Student entweder hospitiren und ſich dadurch eine größere Ausdehnung wiſſenſchaftlicher Anregung geben, oder er kann in einem gerade nicht benutzten Auditorium für ſich arbeiten, wie ich z. B. in Berlin es einmal

faſt ein ganzes Semeſter gethan zu haben mich eben erinnere. Gegenwärtig kann man bei uns beobachten, wie der Studirende oft nur die Lehrer ſeines Faches kennt, die Lehrer anderer Facultäten aber vielleicht nur bei einer akademiſchen Feierlichkeit geſehen, ſie aber nie gehört hat und dies in ſpäteren Jahren gewiß oft bedauert. Entweder verbringt der Studirende bei uns eine Zwiſchenſtunde in jenem unbeſtimmten Zuſtande, welchen der techniſche Studentenausdruck Dämmern nennt oder — er geht zum Conditor. Früherhin hatte der Student überdem nicht ſo viel Collegia als jetzt zu hören und konnte daher ſelbſt bei uns noch mit einiger Bequemlichkeit umherziehen, allein auch hier hat ſich der Etat geändert und man muß Zeit erſparen, um Zeit zu gewinnen. Die Centraliſation hat außerdem für das geſellige Zuſammenleben der Studirenden viel Förderliches. Die verſchiedenen Facultäten, welche jetzt nothdürftig in dem Auditorium der Logik und etwa noch der Pſychologie und Aeſthetik zuſammenkommen, miſchen ſich mehr durcheinander; der Einzelne hat leichter Gelegenheit den Commilitonen zu ſprechen, braucht nicht erſt lange Wege durch die Stadt zu machen, u. ſ. w. Die Studirenden halten bei uns allerdings im Albertinum von Zeit zu Zeit auf dem Flur vor dem Auditorium maximum Verſammlungen

zur Berathung ihrer Angelegenheiten, allein hier zeigt sich denn oft in den Reden, die von einer als Tribune dienenden Treppe herabgedonnert werden, wie fremd sich die einzelnen Facultäten einander gegenüberstehen.

Allein nicht nur für die Studirenden, auch für die Docenten, ist die Centralisation wünschenswerth. Die jetzt noch für viele existirende Bequemlichkeit, im Hause lesen zu dürfen, hat denn doch auch ihre Unbequemlichkeit. Wie schwierig ist es für den Docenten, der zur Miethe wohnen muß, ein passendes Local zu finden. Wie große Fatalitäten macht oft die zu nachbarliche Häuslichkeit. Es ist dem Docenten gewiß zuträglicher, sich für den Vortrag aus seinem Privatleben ganz herauszuziehen. Die Selbstvergessenheit, welche dem akademischen Lehrer so nothwendig ist, dürfte durch das Verlassen des eigenen Hauses, durch den Gang über die Straße, durch den Eintritt in ein dem wissenschaftlichen Cultus ausschließlich gewidmetes Gebäude wesentlich gesteigert werden. Hier erinnert ihn keine knarrende Thür, keine gezogene Klingel, kein Schrei der Kinder u. s. w. an seine private Existenz. Hier ist unmittelbar alles particuläre Interesse verschwunden. Der Kotzebuianismus des lieben Familienlebens, der bei uns Deutschen nicht zu selten ist, sinkt wie ein Traumbild hinter uns

fort und die Allgemeinheit, die allein in der Wiſſenſchaft gilt, kann ſich frei in unſerer Stimmung ausbreiten. Außerdem aber entſpringen für die Benutzung der Zeit und für die Geſelligkeit den Docenten aus der Centraliſation die nämlichen Vortheile, wie den Studirenden. Man weiß, daß es auf Univerſitäten unter den Docenten oft Antipathieen giebt, die dadurch zuweilen eine fabelhafte Größe erlangen, daß die Antipoden, weil ſie Jahrelang nur Gerüchte von einander vernehmen, endlich für einander mythiſche Perſonen werden, welche nur darin noch einen Zuſammenhang haben, daß jeder von dem andern ſeine Vorſtellung, reſpective ſein Vorurtheil, das er ſogar oft wieder durch einen Andern als Tradition empfangen hat, in einſeitiger Conſequenz für ſich fortbildet. Die Gemeinſchaftlichkeit des Locals wird wenigſtens eine Gelegenheit, ſich, wenn nicht zu ſprechen, mindeſtens zu ſehen und dieſer ſo unbedeutend ſcheinende Act iſt für Zerſtörung perſönlicher Entfremdungen doch ſchon von großer Wichtigkeit. Daß ein Sprechzimmer da ſein müßte, in welchem die Docenten vor dem Beginn ihrer Vorträge ſich verweilen könnten, verſteht ſich von ſelbſt. Und dies Zimmer müßte dann zum Auflegen aller der Journale und literariſchen Novitäten benutzt werden, welche die Königliche Bibliothek gegen Einen

Thaler jährlichen Beitrags seit diesem Jahr in ihrem Local einmal in der Woche zu einer Zeit auf zwei Stunden auslegt, in denen wohl die meisten Docenten entweder eine Sieste oder Vorlesungen halten oder spazieren gehen.

Gewiß ist die erwähnte Einrichtung ein Fortschritt, aber noch ein unvollkommener. Das Unbestimmte, wie das Journal, wie die Brochüre, die Novität, müssen an mich kommen; ich muß sie nicht zu einem festen, eng abgegrenzten Termin, der überdem, wenn Viele ihn einhielten, Verlegenheiten der Benutzung erzeugen würde, aufsuchen müssen. Ueberhaupt finde ich in dieser Beziehung noch viel zu viel Mangel an Oeffentlichkeit. Königsberg hat z. B. eine Bibliothek der Königl. Deutschen Gesellschaft. Da dieselbe aber nur an ganz bestimmten Tagen und Stunden, die man immer wieder vergißt, geöffnet wird, so existirt sie beinahe für Niemand. Die schönsten Bücher thun ihre Schuldigkeit nur halb; sie sind da, sie stehen im Schrank, sie sind einregistrirt im Katalog — aber sie circuliren nicht. Aehnlich ist es mit der sehr interessanten Wallenrodt'schen Bibliothek in einem Seitenthurm der Domkirche; eine Bibliothek, die vorzüglich ist im Fach der scholastischen Literatur und die unter der Leitung des Professor Richelot beständig zweckmäßig erweitert wird. Aehnlich ist

es mit der städtischen Bibliothek, die sich mit der Königlichen in demselben Local in der Königsstraße befindet, aber sehr wenig benutzt wird. Bibliotheken müßten eigentlich — was freilich ohne Geld nicht ermöglicht werden kann — die ganze Woche hindurch in den Nachmittagsstunden von 2 — 6 beständig geöffnet sein und die Zeitungen müßten daran von Zeit zu Zeit erinnern. Noch existirt eine Handbibliothek der Studirenden bei uns auf dem Albertinum, deren Fond von den Studenten selber zusammengebracht wird. Es muß nämlich jeder für ein Publicum, das er im Local des Albertinums hört, fünf Silbergroschen Einschreibegebühren an die Quästur entrichten. Von der Summe, die hiervon sich anhäuft, wird zunächst die Lampenerleuchtung der Auditorien bewirkt, der Rest aber zum Ankauf von Büchern verwendet. Natürlich kommt nicht zu viel zusammen. Hegel's Werke z. B. ein so dringendes Bedürfniß sie für die Studirenden wären, haben noch nicht angeschafft werden können. Es wäre wohl zu wünschen, daß die Studirenden selbst bei der Pflege dieser Bibliothek einen gewissen Antheil bekämen, daß sie selbstgewählte Ausschüsse aus sich bildeten, welche sich damit beschäftigten, diejenigen Bücher auszufinden und in Vorschlag zu bringen, welche vorzüglich für den Handgebrauch sich eignen. Dadurch würde

dem einseitigen Uebergewicht Einer Richtung, welches bei der Vermehrung des Vorraths außerdem nur zu leicht möglich ist, entgegengearbeitet. Der Apparat der verschiedenen Facultäten würde gleichmäßiger angebauet werden. Diese Ausschüsse der Studirenden müßten dem Bibliothekar auch diejenigen Werke in Vorschlag bringen, welche, als besonders stark benutzte, in doppelten Exemplaren anzuschaffen wären. Eine solche Betheiligung der Studirenden dürfte übrigens auch auf den wissenschaftlichen Sinn und Verkehr derselben nicht ohne günstigen Einfluß bleiben.

Dieselbe Forderung vermehrter Oeffentlichkeit ist an die Sammlungen von Kunstwerken zu stellen und diese Oeffentlichkeit dürfen wir hoffen, bald erreicht zu sehen. Das Gebäude in der Königsstraße, welches wahrscheinlich die Kunst- und Gewerbschule, die Bilder des städtischen Museums, das Antikencabinett und die Kupferstichsammlung in sich aufnehmen wird, nahet sich seiner Vollendung. So lange solche Gegenstände nicht mit der größten Liberalität zu sich einladen, so lange sie nicht freundlich zu sich heranziehen, sind sie nicht wahrhaft da, wie die Erfahrung hinlänglich gezeigt hat, bis das Belvedere in Wien, die Pinakothek in München, das Museum in Berlin den großen, vom dankbarsten Erfolg gekrönten Schritt in eine so zu sagen permanente

Oeffentlichkeit ohne alle Trinkgeldergêne machten. Ich gestehe es nicht ohne Scham, aber ich gestehe es, weil ich mit diesem Geständniß gewiß das vieler Anderen ablege, daß ich unser Antikencabinett, dessen Katalog ich sehr wohl kenne, bis diesen Augenblick noch nicht gesehen habe, sondern es stets nur habe sehen wollen. Allein wo ist es? In welchem Theil des weitläufigen Schlosses befindet es sich eigentlich? Wo ist der Castellan? Ja, noch mehr. Ich gehöre seit ein paar Jahren selbst zum Vorstand des hiesigen Kunstvereins, aber wann sehe ich dessen Bilder? Nur wenn ich pflichtmäßig das Local betrete. In freier Muße, ohne solche Aufforderung, nicht. Dies liegt lediglich in der kümmerlichen Localität, in der damit verbundenen halben Secretirung dieser Gegenstände. Fremde, die zur Stadt kommen, müssen sich erst mühsam nach dem äußerlich verfallenen Eckhause des Altstädtschen Marktes hinzeigen lassen, um hier die Bilder aufzusuchen, die nun in der mangelhaften Beleuchtung und zerstückten Localität gar nicht den Eindruck machen, den sie in der That machen könnten. Dieser Umstand war es, der uns bewog, auf der letzten Kunstausstellung im Moscovitersaal die besten Gemälde des städtischen Museums mit auszustellen, damit das Publicum wenigstens bei dieser Gelegenheit zu ihrem Wiedergenuß gelangte. — Unser

zoologiſches Muſeum, unſer botaniſcher Garten, unſere Sternwarte werden von Fremden viel mehr beſucht, weil ſie leichter zugänglich ſind, weil ſie zu ihrer Anſchauung gleichſam auffordern und in ihrer Form modern ſind.

Daß alſo, um darauf zurückzukommen, die Univerſität ein eigenes Gebäude haben müſſe, iſt völlig unzweifelhaft, aber deſto zweifelhafter war es viele Jahre hindurch, wo daſſelbe erbaut werden ſollte. Die Grundbeſtimmung des Wo war, daß es den Mittelpunct der Stadt in gleichmäßiger Entfernung vom Butterberge und von der Bibliothek einnehmen ſollte. Man muß geſtehen, daß es dann ganz wohl auf die Inſel des Kneiphofs zurückkommen könnte, wäre nicht der Umbau des Albertinums zu koſtſpielig und wegen des daran hinrauſchenden Pregels, der die unteren Geſchoſſe feuchtet, zu unpraktiſch. Nach langem Verhandeln ſcheint endlich Königsgarten in der That zu dem zweckmäßigſten Platz deſignirt zu ſein. Die Statue Friedrich Wilhelms III. wird dem Platze dann vollends den ſchönſten Mittelpunct geben. Die militäriſchen Uebungen, die gegenwärtig hier ſtatt finden, ſollen, wie es heißt, verlegt werden.

Der Königsberger Student lebt übrigens ganz in dem Dualismus, der unſerer Zeit überhaupt eigenthümlich iſt. Er hat auf der einen

Seite alle Formen der mittelaltrigen Einrichtung des Instituts noch in der Erinnerung, findet dieselbe aber von der andern in der Wirklichkeit überall durchbrochen. Das Mittelalter hatte auch die Universitäten als völlig selbstständige Corporationen hingestellt. Unsere Zeit geht darauf aus, das Gesetz als allgemeine Macht des Staates geltend zu machen. Es soll zwar die individuelle Freiheit erhalten werden, aber das Besondere soll nicht gegen das Allgemeine oder Einzelne sich negativ verhalten dürfen. Es soll den Charakter des Ueberganges zwischen beiden Extremen haben und deshalb für beide durchdringlich sein. Die particuläre Bevorrechtung des Besonderen hört auf. Seine Rechte drücken jetzt nur die Eigenthümlichkeit seiner Function aus, ohne sonst ein Privilegium in sich zu schließen. Z. B. Wenn die philosophische Facultät Jemand zum Doctor der Philosophie creirt, so läßt sie auf dem Titel des Diploms drucken, daß sie ihm die jura et privilegia des Magisteriums der Philosophie übertrage. Worin bestehen diese aber? 1) Der Doctor der Philosophie darf sich also nennen; er hat, nach bestandener Leistung, wie billig, den Namen erworben, der die Qualität derselben ausdrückt. 2) Der Doctor darf noch eine Dissertation schreiben, sie auf seine Kosten drucken lassen, darf eine Probevorlesung halten und seine

Dissertation unter den Auspicien der Facultät öffentlich vertheidigen. Durch alle diese Acte bereitet er sich die Möglichkeit, sich bei der Facultät als Privatdocent zu habilitiren. Ob dies gelingt, hängt von der Beschaffenheit der Dissertation, der Vorlesung, der Disputation ab, zuweilen auch noch von anderen Umständen. Die Erlaubniß, als Privatdocent auftreten zu dürfen, geht positiv nicht von der Facultät, sondern von dem Ministerium aus, an welches der Dekan der Facultät einen Bericht über die Vorlesung und Disputation zu erstatten hat, der aber von einem Bericht des jedesmaligen Curators der Universität begleitet wird, als welchem die Pflicht obliegt, das persönliche, biographische Moment des Candidaten besonders zu berücksichtigen. 3) Der Doctor der Philosophie hat die Pflicht, bei keiner anderen Facultät noch einmal den Doctorgrad zu erwerben. Von besonderen Vorrechten in bürgerlicher Hinsicht ist also gar nicht die Rede. — Eben so sind aber auch die Rechte des akademischen Senates sehr zusammengeschrumpft. Seine größte Thätigkeit besteht in der Ertheilung von Beneficien an die Studirenden und in der hiermit aufs Engste zusammenhängenden pädagogischen Wahrnehmung des gesitteten Verhaltens derselben. Aber in letzterer Beziehung ist das Preußische Landrecht die Norm der Beurtheilung. Die Senatoren urthei-

len über das Schuldig und Unſchuldig ſo wie über Art und Grad der Strafe als Schöffen. Ein eigener Univerſitätsrichter hat die Unterſuchungen anzuſtellen, dem Senat Vortrag zu halten, demſelben die Strafe, die er nach den Paragraphen des Landrechts erkennt, zu motiviren und der einzige Unterſchied, der dies Verfahren von dem gewöhnlichen Gericht unterſcheidet, iſt die Modalität der Strafe, daß der Studirende durch Prorectoralverweis, Unterſchreibung des Consiliums abeundi, akademiſches Gefängniß, durch das Consilium abeundi ſelbſt, durch Remotion auf gewiſſe Termine, durch Relegation beſtraft wird. Jede criminelle Frage geht dagegen ſogleich an das Criminalgericht über. Jene corporativen Formen enthalten ſomit Nichts, was dem Staatsbürger, der nicht „akademiſcher Bürger“ iſt, das verletzende Gefühl der Ungleichheit vor dem Geſetz gäbe. Die Recrutirung des Lehrerperſonals pflegt ſich zwar an den Deutſchen Univerſitäten durch das Syſtem der Privatdocentenſchaften in der Weiſe von ſelbſt zu geſtalten, daß auf die Privatdocenten der Univerſität ſelbſt bei Entſtehen einer Vacanz zunächſt reflectirt wird. Allein die Facultäten haben hierbei nur ein Recht der Petition an das Miniſterium, nur ein Recht der Begutachtung, die Beſetzung ſelbſt gehört ihnen nicht mehr und der mittelaltrige

Charakter der Corporation ist hierin wohl am entschiedensten fallen gelassen.

Wenn wir uns daher neuerdings des Ausdrucks Corporation wieder vielfach bedienen, so müssen wir doch bei demselben nicht vergessen, daß wir ihn nicht mehr in dem Sinn des Mittelalters anwenden können. Der Staat kann die absolute Einheit mit sich, die Flüssigkeit der Gliederung, nicht wieder aufgeben und man spricht deshalb auch gegenwärtig, wenn von der Selbstgestaltung particulärer Elemente des Ganzen die Rede ist, mehr von Associationen. Das Moment der Besonderheit, das im Mittelalter Totalität war, geht nicht an sich, wohl aber, und mit Recht, in der Ausschließlichkeit seiner Form unter, weil der Staat sich zur Monarchie erhoben hat und mit der Einheit derselben, je mehr sie sich entwickelt, eine solche monopolistische Bevorrechtung des Besondern verschwinden muß. Im Mittelalter war dieselbe nothwendig, weil damals das Besondere in seiner Mannigfaltigkeit sich überhaupt erst erzeugte. Damals hatte es sich gegen andere Particularitäten zu wehren und mußte daher schroff auftreten. Die Burg, das Kloster, die Städte umgürteten sich mit Mauern; der Ritter hüllte sich in den Panzer; jeder Stand beinah hatte seine eigenthümliche Gerichtsstätte, jede Stadt ihre Frei-

heiten, d. h. Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetz; für die Verbrecher wimmelte es von Asylen u. s. w. Jetzt ist das Besondere von der Noth des Kampfes, seine Eigenthümlichkeit durchzusetzen, frei geworden. Es ist in der Monarchie, welche alle Particularisationen der sittlichen und intellectuellen Bildung als freie Organe ihrer selbst anerkennt, zu einer höheren Festigkeit gekommen. Freilich darf die Monarchie nie vergessen, daß die Wahrheit des politischen Lebens nur die productive Einheit des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen ist. Wollte sie sich selbst mißverstehen, wollte sie übersehen, daß sie ihre Macht in der Heiligkeit der Gesetze und in der allgemeinen Bildung der Einzelnen hat, übersehen, daß nur die freigelassene Entfaltung des Besonderen in den Einzelnen der Allgemeinheit die Einheit sichert, so wäre sie auf dem für ihre Existenz gefährlichsten Wege, in Despotie auszuarten. Sie würde damit die Reaction der Nemesis aller besonderen Gestalten gegen sich aufrufen, während sie ihrem Begriff nach das Maaß ist, jede Particularität innerhalb der ihr nothwendigen Schranke zu halten und allen aristokratischen Uebermuth, alle Herrschsucht des Besondern gegen das Besondere, zur Erzeugung der Gerechtigkeit zu überwinden.

Dies fühlt auch der heutige Student. Er

möchte noch gern in der früheren Weise auftreten, allein er ist in der Idiosynkrasie der Burschicosität gebrochen. Er kann sich nicht mehr in exclusive Interessen einhausen, zumal sogar der Erwerb gründlicher wissenschaftlicher Bildung längst nicht mehr an das akademische Triennium gefesselt ist. Die Allgemeinheit des Staatsgesetzes und der socialen Bildung ist dem Studenten jetzt schon zu nahe gerückt. Er ist noch immer ein eigenthümlicher Stand, aber das auf andere Stände und Beschäftigungen nicht ohne einigen Hochmuth herabblickende Selbstgefühl, das früherhin besonders in kleineren Universitätsstädten für den sogenannten Philister drückend wurde, ist ihm genommen. Er merkt nur zu sehr, daß die wissenschaftliche Bildung allein im Staat, in der Gesellschaft ihm einen wahrhaften Anspruch auf Auszeichnung geben könne, daß er diese mithin, wie jeder Andere, durch sein Betragen verdienen müsse und daß das versilberte Bild des Herzogs Albrecht, das er noch an seiner Mütze trägt, nur unter jener Bedingung von den Nichtstudirenden respectirt werde.

Wie schon mehrfach erörtert, ist Preußen ein Kolonieland. Noch jetzt kann man hier in und um Königsberg viel Einwanderer auch aus der jüngsten Zeit her zählen. Ich machte neuerdings darin eine überraschende Erfahrung. Ich befand

mich auf einem Landgut in einer Gesellschaft von zwanzig Männern, von denen die Mehrzahl Landwirthe, zum Theil sogar Nachbarn waren. Die Verschiedenheit des Dialekts unter uns führte uns darauf, unsere Abkunft aufzusuchen und es ergab sich, daß fast alle nicht eingeborene Preußen, sondern aus Anhalt-Dessau, aus Bremen, Holstein u. s. w. Uebersiedelte waren. Selbst der anwesende Prediger, der neu angezogen war und dem zu Ehren das Fest eigentlich gegeben wurde, war zwar in Preußen geboren, allein seiner Abstammung nach ein Salzburger. So sieht man bei Fabricanten in den Ankündigungen der Zeitung, auf den Aushängeschilden in den Straßen häufig den Beisatz: aus Berlin. Früherhin studirten in Königsberg viele Kur- Liv- Esthländer, Russen und Polen. Allein gegenwärtig, wo Rußland den Besuch Deutscher Universitäten so außerordentlich erschwert, wo es nur speciell betraute Kronstudenten unter die Deutschen Universitäten vertheilt, Königsberg aber, um Studenten aus Deutschland anzuziehen, zu entfernt liegt, gegenwärtig ist es höchst selten, daß unter den Studirenden Ausländer vorkommen. Hier ist der Kolonisationscharakter ausgelöscht. Die Provinzen allein liefern die Studirenden, so daß unter diesen keine hervorstechenden Unterschiede der Sinnesweise existiren. Die wenigen Russen, Berliner, Schweizer, die

um Beſſel's, Jacobi's, Neumann's u. A. willen hierherkommen, ſind zu ſparſam geſäet, gegen den Provincialgeiſt ein erfriſchendes, gegenhaltiges Element bilden zu können. Sie leben meiſt zurückgezogen in engerem Anſchluß an die Lehrer, um derentwegen ſie kommen. Weil nun dieſer Zug fremder Gäſte fehlt, ſo bleibt auch die Anzahl der Maſſe der Studirenden ſich bei uns ziemlich gleich; ſie ſchwankt beſtändig ſeit zehn Jahren zwiſchen 300 — 400.

Die Miſchung verſchiedener Stammthümlichkeiten in der akademiſchen Sphäre iſt der wiſſenſchaftlichen Bildung ſehr vortheilhaft und es iſt ſehr zu bedauern, daß unſere Lage uns derſelben ſo ſehr entbehren läßt. Namentlich leiden unſere Privatdocenten darunter, denn vom Ausland kommende Studenten bringen gewöhnlich Geld mit und bezahlen die Vorleſungen, wogegen es für den Einheimiſchen Regel iſt, ſie wenn irgend möglich nicht zu bezahlen. Er betrachtet die Academia Albertina im eigentlichſten Sinn als ſeine alma mater, die ihm Freitiſche gibt, die ihm Bücher leihet, die ihm in den zahlreichen Stipendiengeldern die Mittel zu Kleidung und Wohnung reicht oder ihm im Kypkeanum auch letztere ertheilt und die ihn pflegt, wenn er krank wird. Die Vorleſungen ſoll er zwar bezahlen, allein den meiſten werden ſie bis

zur künftigen Anstellung gestundet. Für sein Studium Geld auszugeben, kommt daher bei unseren Studirenden mehr ausnahmsweise vor. Mithin hat der Privatdocent von seinen Zuhörern auf keine Einnahme zu rechnen, obwohl er gerade in seinem Hungerleiderstande ihrer so sehr bedürfte. Daher sieht man denn auch die hiesigen Privatdocenten nach einigen Jahren vergeblichen Experimentirens gewöhnlich ihre Vorlesungen wieder aufgeben. Sie suchen Stellen bei Schulen, kleine Rectorate, Pfarrämter, Assessorate zu erlangen. Nur als eine Insignie höherer Bildung scheinen manche noch immer Vorlesungen anzukündigen, die sie aber nicht halten. Noch andere, nachdem sie anderweit ihr Auskommen gefunden, kündigen nicht einmal mehr bestimmte Collegia an, sondern schreiben in den Lectionskatalog: N. N. lectiones suas intermittet. — Aber noch ein anderer Umstand ist mit dem Besuch einer Universität durch Fremde verknüpft. Der fremde Student ist unabhängig von den Provinzialprüfungsbehörden, welche zum Theil von den Professoren selbst zusammengesetzt sind, zum Theil auch durch Cumulation der Aemter, die freilich nur in seltenen Fällen nicht ein Ruin der akademischen Wirksamkeit wird, sich erzeugt, z. B. wenn ein Professor der Theologie zugleich Consistorialrath ist. Daß die Studirenden zunächst

von den Professoren geprüft werden, welche ihre Lehrer waren, ist an und für sich zweckmäßig, weil es ihrem Studium Bestimmtheit verleihet. Aber diese Bestimmtheit kann Befangenheit werden. Das Urtheil des Einheimischen über den Docenten ist nicht so frei, als das des Fremden, der außerdem gewöhnlich noch auf andern Universitäten studirt hat und leichter verschiedene Lehrer desselben Fachs mit einander vergleichen kann. Der Einheimische wird im Collegium oft in die Reflexion verfallen, daß gerade das eben Gesagte von dem Herrn Professor einst im Examen gefragt werden könne. Er wird deshalb oft nicht der Sache, sondern des Examens wegen lernen und er wird dies zuweilen, wenn er ängstlich berechnend ist, selbst dann thun, wenn die Billigkeit, die Humanität des Prüfenden hinlänglich bekannt ist. Durch fremde Studenten, welche ohne die Furcht, im Examen „durchzufallen" die Wissenschaft betreiben, wird also die sachliche Kritik der Docenten gefördert und die Freizügigkeit der Deutschen Universitäten steht daher auch aus dem Grunde lebhaft zu wünschen, dem Mechanismus des Lehrens und Lernens entgegenzuarbeiten. Ein Professor, dem durch seine Stellung bei den prüfenden Behörden eine gewisse Herrschaft über die Studirenden gesichert ist; ein Professor, der von

Amtswegen darauf beſtehen muß, daß man dieſe oder jene Doctrin bei ihm gehört habe; ein Profeſſor, der gar keine Vernachläſſigung der Studirenden erfahren kann, ein ſolcher kann, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, nur zu leicht in eine gewiſſe Einſeitigkeit und Kurzſichtigkeit verfallen. Es fehlt ihm ja in keinem Semeſter an Zuhörern. Daß dieſelben ſeine Collegia oft nicht hören, alſo nur Annehmer ſeiner Vorleſungen ſind, das liegt dann in der Trägheit, in dem ſchlechten Geiſt der Jugend oder wozu man ſich ſonſt noch überreden kann. Die Zahl der Zuhörerliſte, welche dem Miniſterium eingeſandt wird, bleibt trotz dieſes Defects in der Mitte des Semeſters am Anfang und Ende die nämliche.

Rühmlichſt muß man von Königsberg ſagen, daß die Größe und geiſtige Regſamkeit der Stadt eine ſolche Zwingherrſchaft der Profeſſoren, wie ſie ſonſt in kleinen Univerſitätsſtädten, namentlich in Göttingen, vorkam, glücklicherweiſe gar nicht zuläßt. Der Profeſſor kommt mit zu vielen Gebildeten anderer Stände in Berührung, als daß er ſich auf ſeine Alleinweisheit etwas einbilden könnte. Er iſt zu ſehr für die Gymnaſiallehrer, Prediger, Officiere, Kaufleute, Beamte u. ſ. w. ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und des Urtheils, als daß er nicht auch von Seiten

dieſer Männer, die von dem äußeren Einfluß der Univerſität ganz unabhängig ſind, eine Kritik erleiden müßte, welche der Auffaſſung der Studirenden, wenn ſie in Befangenheit zu gerathen droht, ſupplementariſch, correctiv zur Seite ſteht.

Der univerſelle Bildungstrieb der Stadt iſt auch wohl der Grund, daß die Königsberger Docenten ſich in ihrer Darſtellung durch Popularität im edelſten Sinne des Worts hervorthun. Der Pedantismus, mit der Würde des Profeſſorthums in ſtirnrunzelnder Feierlichkeit zu kokettiren, kann in unſerem ernſten, eben deshalb aber wahrhaft heitern Königsberg nicht aufkommen. Man denke an Kant und Herbart, an v. Baer und v. Bohlen, an Kähler und Burdach, an Lobeck und Sachs, an Voigt und Schubert, an Meier und Beſſel u. ſ. w., denn ich fühle ſchon, daß ich mit dem Niederſchreiben dieſer Namen, die ſich mir unwillkürlich aufdrängten, einen Fehler gemacht habe, da man der Delicateſſe wegen in ſolchen Fällen, wo man Lobdiplome vertheilt, klug genug ſein ſollte, Niemand oder Alle zu nennen. Am Beſten nehme man den erſten Band der Schriften der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft oder ein paar Jahrgänge unſeres Provincialblattes zur Hand, von dem Geſagten ſich zu überzeugen. Die Docenten ſind bei uns, ohne aus dem Schooß

des akademiſchen Lebens zu ſehr herauszugehen, vielfach veranlaßt, ſich als Mitglieder gelehrter Geſellſchaften, als Prediger oder auch aus reiner Mittheilungsluſt dem nicht akademiſchen, ſelbſt einem aus Männern und Frauen gemiſchten Publicum aufzuſchließen und ſich dadurch den Tact der ächten Popularität anzueignen: Popularität nicht als die triviale Salbaderei, welche den Leuten nur ſagt, was ſie ſchon wiſſen und es ihnen ſogar, um das zweideutige Lob der Verſtändlichkeit einzuärnten, eben ſo wieder ſagt, wie ſie es wiſſen; Popularität nicht als der überliſtende Kunſtgriff, alle Augenblick die Verſicherung zu geben, daß, was man ſo eben geſagt, offenbar ganz klar ſei; Popularität nicht als ſchweifwedelnde Accommodation an vorauszuſetzende Lieblingsmeinungen des Publikums oder gar als ein Blumenſtrauß bildſtrotzender, witzſchillernder Phraſen — ſondern Popularität als das Streben nach dem angemeſſenſten und kürzeſten Ausdruck, der immer zugleich auch ſowohl der wirkſamſte als geſchmackvollſte iſt.

Die Allgemeinheit der Königsberger Bildung wendet ſich mit Theilnahme auch Vorleſungen zu, welche von andern, als Profeſſoren, gehalten werden. Dieſe Thatſache, die zu Berlin noch in der Kindheit zu ſtehen ſcheint, iſt bei uns ſchon alt und höchſt erfreulich. Sie führt den Beweis,

daß die mündliche Darstellung der Wissenschaft als ein freies Kunstwerk bei uns gar nicht mehr an die Universität gebunden ist. Man kann Vorträge halten, ohne graduirt zu sein. Man sei nur der Sache mächtig und — nicht langweilig. Diese Thatsache gewährt die Aussicht in eine schöne Zukunft, in welcher wissenschaftliche Forscher immer nur dann ein Publicum um sich versammeln werden, wenn sie die Lösung eines Problems so eben beendigt haben oder wenigstens mit einer neuen Form der Darstellung beschäftigt sind. Sie können dann den periodischen Impulsen ihres Bildungsganges folgen, während sie jetzt als angestellte Lehrer oft vortragen müssen, was zwar zu ihrer Wissenschaft gehört, ihnen deshalb auch theuer ist, nur worin sie gerade jetzt nicht mit dem heiligen Geist des productiven Interesses verweilen, das gerade in einer anderen Sphäre sich relativ fixirt hat.

Die Wissenschaft ist eine Macht in der Welt, wie nur irgend eine. Ihr Name erinnert uns an die höchsten und edelsten Bestrebungen der Menschheit. Auch der Roheste, der von dem Wesen, wissenschaftlicher Forschung keine Vorstellung, nur eine trübe Ahnung hat, widmet diesem Namen einige Ehrfurcht. Die Namen derer, die in der That geforscht und auch etwas erforscht haben, sind in das Buch der Unsterblichkeit eingeschrieben.

Selbst die Namen der Reichen und Fürsten, die der Wissenschaft und ihren Männern Schutz verliehen, die achtungsvoll ihre Arbeiten durch die ihnen zu Gebot stehenden Mittel unterstützten, die ein wenn oft auch nur dilettantisches Interesse daran nahmen, haben von diesem Glanz auch ihren Theil an sich genommen. Kein Staat wird von der öffentlichen Meinung mehr geehrt, als der, welcher für die Wissenschaft, ohne die Philosophie in ihren kühnsten Versuchen auszuschließen, nach Kräften thätig ist, denn man vermuthet, daß ein solcher wisse „was des Geistes ist", vermuthet, daß er mit dem Patronat der Freiheit der Intelligenz auch das jeder wahren praktischen Freiheit übernommen habe.

Die Universität ist das höchste Organ, das die Menschheit bis jetzt für die lebendige Ueberlieferung und Fortzeugung der Wissenschaft erfunden hat. Das Gymnasium, das Realgymnasium und die Realschule lehren nur das fertige Wissen, die gleichsam als solide garantirte Errungenschaft der Erkenntniß; die Akademie aber als ein Bund von Meistern der Wissenschaft schließt das eigentliche Lehren aus und die Akademiker erscheinen der Wissenschaft gegenüber selbst als durch eigene Anstrengung Fortlernende. In dem wissenschaftlichen Erbe soll nun nichts sein, was nicht für die Universität in irgend einem

ihrer Mitglieder als deſſen eigenſtes Intereſſe fortlebte. Was der Theologe nicht weiß, weiß der Juriſt u. ſ. f. Und was in der Theologie der Exeget nicht weiß, weiß der Dogmatiker u. ſ. w. Allein die Univerſität ſoll nicht nur als Schule lehren, was andere früher erkannt haben, ſie ſoll auch aus der Vergangenheit in die Zukunft greifen, das Erkennen weiterbilden und dadurch immer in der rechten Mitte der Gegenwart ſtehen. Sind nicht in Deutſchland die meiſten Akademiker zugleich Univerſitätsprofeſſoren? Freilich, ſollte die Univerſität nur ein beſtimmtes, ſcheinbar ausgemachtes Quantum von Kenntniſſen überliefern, ohne daß ſie daſſelbe mit ihrer Kritik begleiten dürfte — da ja der Kritik die Skepſis zu Grunde liegt, die Skepſis aber auf Wiederbeſtätigung oder höhere Geſtaltung deſſen dringen muß, wogegen ſie ſich richtet — ſo würde es allerdings, wie Unkundige vorgeſchlagen haben, beſſer ſein, Chineſiſcher Barbarei zu huldigen und nur Fachſchulen zu haben, welche Staat und Kirche ſich nach ihrem Bedürfniß zurichteten. Die Regierung könnte dann gewiſſe Compendien und Hefte als legitime Wiſſenſchaft mit der Erlaubniß ausſtatten, vorgeleſen und nachgeſchrieben werden zu dürfen. Aber die Univerſität ſoll auch den Werdeproceß der Wiſſenſchaft darſtellen. Sie bedarf daher der Freiheit der Entwickelung.

Der Lehrende kann, gerade wenn er redlich und ſtrebſam iſt, nicht im Voraus wiſſen, auf was für Reſultate er im Lauf ſeines Lebens durch ſeine Forſchung noch geführt werden wird. Er würde eine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Wiſſenſchaft begehen, wollte er der Regierung ein Verſprechen ablegen, *immer daſſelbe lehren zu wollen*. Wie jämmerlich ſolche Subjecte daran ſind, die in dieſem Sinne handeln, hat die Geſchichte oft genug gelehrt, wenn nämlich, was ja auch vorkommt, *die Regierung ihre Richtung änderte*. Kann der wiſſenſchaftliche Menſch die Entdeckungen voraus ahnen, die er, die ein anderer machen wird? Kann er voraus die Metamorphoſen der allgemeinen Bildung berechnen, aus denen wie mit einem Zauberſchlage alle Begriffe oft plötzlich in einer ganz neuen Beleuchtung erſcheinen, die es nothwendig macht, die alte Faſſung der Erkenntniß umzuarbeiten? Er kann in dieſer Hinſicht der Regierung nur verſprechen, einem *beſtimmten* Felde des Wiſſens ſeinen beſondern Fleiß mit aller Kraft und Redlichkeit widmen zu wollen, über das Wie aber, über die nähere Geſtaltung des Inhalts kann er nichts beſtimmen, weil er hier ſelbſt von der Sache abhängig iſt. Jene Fixirung eines eigenthümlichen Feldes iſt nothwendig, weil die Regierung eine Vorſorge tragen muß, daß keine

wesentliche Richtung der Erkenntniß ohne Repräsentation bleibe; für die Tüchtigkeit derselben wird sie um so besser sorgen, je freier sie den Forschenden gewähren läßt. Der Mißbrauch der Lehrfreiheit kann nur darin bestehen, daß der Docent Dinge vorträgt, welche mit den Landesgesetzen nicht als Theorie, sondern praktisch im Widerspruch stehen, in welcher Hinsicht er somit den allgemeinen Censurgesetzen, den Gesetzen über Injurien, Verletzung der Sittlichkeit, Religionsverspottung, absichtliche Verbreitung grundloser Unzufriedenheit, Majestätsbeleidigung, Hochverrath verfällt.

Es denkt auch Niemand daran, in der Mathematik, in den Naturwissenschaften, in der Philologie, Geschichte und Philosophie, ja selbst in der Rechtswissenschaft, die unbedingte Freiheit der Lehre als Princip in Abrede zu stellen. Nur die Theologie scheint hier in Verlegenheit gesetzt zu werden, aber nur so lange, als ihre Darstellung auf der Universität sich von dem Zweck der Praxis abhängig macht und nicht der Wissenschaft an und für sich die Ehre gibt. Soll die theologische Facultät eine directe kirchliche Vorbereitungsschule, eine Anstalt zur Bildung von Geistlichen sein, so muß im Verlauf der Zeit die Schranke des confessionellen Symbols mit dem universellen Trieb der Wissenschaft in Conflict treten, weil das Symbol, wie die Theologie

dies ſelbſt begreiflich machen muß, nur eine Stufe in der erſcheinenden Selbſterkenntniß des Chriſtenthums ausmacht. Das Symbol iſt nur ein relativ Abſolutes, nicht ein abſolut Abſolutes und jedem theologiſchen Profeſſor, mag er ſich vor den Größen der Vergangenheit noch ſo ſehr erniedrigen, flüſtert der Geiſt der Geſchichte in die Ohren, daß Luther und Melanchton, Calvin und Boza ja auch Profeſſoren geweſen wären. Früherhin waltete gar kein Zweifel ob, daß nicht der Univerſitätstheologe, die Dogmatik, Exegeſe, Kirchenhiſtorie, ganz nach dem Standpunct ſeiner Confeſſion vorzutragen habe. Seit der Periode der Aufklärung, ſeit der Franzöſiſchen Revolution, ſeit dem Beſtehen einer Wiſſenſchaft des Kanons, einer comparativen Symbolik, einer wahrhaft philologiſchen Interpretation, einer aus weltgeſchichtlicher Perſpective aufgefaßten Kirchenhiſtorie, endlich einer ſpeculativen Dogmatik und kirchlichen Union des Proteſtantismus — iſt dies unmöglich. Strauß hat das Loſungswort in der Vorrede zu ſeiner Glaubenslehre ausgeſprochen, daß von jetzt ab alle confeſſionelle Differenzen, ſelbſt die des Katholicismus und Proteſtantismus, in den Gegenſatz der Heteronomie und Autonomie des Wiſſens zuſammengeſunken wären.

Die theologiſche Facultät hat gegenwärtig das Kreuz, gegen die philoſophiſche gar keine

sichern Grenzen mehr zu besitzen. Ein Historiker, Ranke, kann die Reformationsgeschichte, ein Orientalist, Ewald, kann den Hiob, die Psalmen eben so wohl zum Gegenstand seiner Untersuchungen und Vorträge machen, als der Professor der alttestamentlichen Exegese; ein Philologe, Lachmann, revidirt den Text des neuen Testamentes u. s. f. Worin soll nun ein solcher Theologe die ihn von dem Philosophen unterscheidende Qualität suchen? Soll er seine Auffassung im Dienst einer bestimmten — aber wohl zu merken auf ihrem Gebiet selbst wieder angefochtenen — dogmatischen Ansicht von der Inspiration, Versöhnungslehre, Messianismus modeln, soll er wohl gar darnach dem geschichtlichen Zeugniß der sprachlichen Kunde Gewalt anthun? Soll er meinen, daß, weil er nicht blos Doctor der Philosophie, sondern auch Licentiat, vielleicht selbst Doctor der Theologie ist, ihm ein ganz anderes, höheres, wahrhafteres Verständniß möglich sei, als dem einfachen Philologen? Muß er sich nicht sagen, daß dieser doch, wie er, ein Christ ist? Soll er so hochmüthig, so beschränkt sein, in dem Umstand, der theologischen Facultät anzugehören, ein besonderes wissenschaftliches Erleuchtungsmittel zu erblicken? Soll er sich zu dem Glauben überreden, daß sein Christenthum, weil er nämlich nicht nur ein schlichter Christ, sondern ein Theologe, eine

höhere Potenz des Christenthums? — Am interessantesten ist für das Verhältniß der Theologie zur Philosophie in der letzteren Zeit die Erscheinung gewesen, daß theologische Facultäten solche Mitglieder, welche die gemeinten Grenzen ihres positiven Wissens durch Philosophie überschritten, drängten, ihren Austritt aus der Facultät nehmen zu sollen, um sich in der philosophischen Facultät mit ihrer speculativen Häresis abzulagern.

Die armen Theologen! Wahrlich, ihre Lage ist oft sonderbar und ich wundere mich nicht, wenn sie im entschiedenen Streben nach Herrschaft oft einen Ausweg aus ihrem gepreßten Innern suchen. Wie oft wird ihnen der Vorwurf der Heuchelei gemacht! Das kahle Gefühl, der platte Verstand sind bald fertig, einen Andersgläubigen als Lügner zu behandeln. Eben so ist die kluge Welterfahrung, die mit den Winkeln und Falten menschlicher Gebrechlichkeit vertraute Psychologie des Herrn v. Knigge dazu bereit. Allein welche Stufen gibt es nicht vom Anlügen einer Ueberzeugung, vom Selbstbetrug, von der Selbstbelügung, vom Schwanken und Wechseln zwischen Selbsttäuschung und Täuschung Anderer bis zur selbstbewußten Heuchelei! Diese Scala, welche Daub's noch wenig gelesenes, noch weniger bisher verstandenes, seine Epoche erst erwartendes Buch: über die Selbstsucht in der Theologie so gründlich ent-

wickelt, dieſe Scala läßt man den armen Theologen zu wenig zu gute kommen. Man ahnt nicht, in welchem geheimen Zwieſpalt ihre Intelligenz oft mit ſich lebt und für die Philoſophie ſich bald begeiſtert, bald ſie wieder als eine Verrätherin fürchtet. Man ahnt nicht, welche moraliſchen Vorgänge in ihrem Leben ſie leiten, welche entſetzlichen Erfahrungen ſie ganz im Stillen an ſich von der Sünde und ihrer dämoniſchen Gewalt, von der Hülfsbedürftigkeit des Menſchen, von göttlicher Vorſehung gemacht haben und wie nun dieſe verborgene biographiſche Empirie ihre öffentliche Kanzeltheologie geſtaltet. Man *ahnt* nicht, welchen Kampf ſie oft beſtehen mit dem, was ſie lehren, bald, indem ſie ſich im Geheimen ſagen müſſen, in der That nicht zu wiſſen, ob, was ſie verkünden, die ewige Wahrheit ſei und deshalb deſto eifriger dem Glauben ſich zuwenden; bald, indem ſie den Widerſpruch erkennen, worin ihr Handeln, ihr Empfinden noch mit der vom Glauben geforderten Heiligkeit des Wandels ſteht! Wie glüht ihnen oft der Pfahl im Fleiſch! Wie ſind ſie in verzehrender Schönſeligkeit verſunken!

Es iſt vorgeſchlagen worden, für die proteſtantiſchen Theologen zwiſchen der Univerſität und dem Amt Seminarien eintreten zu laſſen, wo ſie durch techniſche Vorbereitung für den

Kirchendienſt eingeſchult werden ſollen. Preußen beſitzt ſogar ein ſolches Seminar in Wittenberg. Würtemberg verbindet in ſeinem Tübinger theologiſchen Seminar eigentlich beides, Theorie und Praxis. Aber der proteſtantiſche Candidat hat nicht, wie der katholiſche, viel Aeußerlichkeiten zu lernen. Die Hauptſache bleibt einmal bei uns Proteſtanten die Predigt als die Urform der Darſtellung des Chriſtenthums. Das ächte Chriſtenthum reducirt alles Aeußerliche auf ein Minimum und jetzt beſonders haben wir an dieſe Wahrheit uns zu erinnern, weil man die Religioſität nicht nur als Chriſtlichkeit, ſondern dieſe nur als den Mechanismus einer beſtimmten Kirchlichkeit gelten laſſen will. Als Wittenberg zum Erſatz für ſeine nach Halle verlegte Univerſität das theologiſche Seminar erhielt, erinnere ich mich, wenn ich nicht irre, in einem Jahrgang des Kayſer'ſchen Reformationsalmanachs eine ſchöne Abhandlung von de Wette geleſen zu haben, welche gegen den Plan ſich erklärte und ſehr eindringlich auseinanderſetzte, wie das precäre, umhergeworfene, kampfreiche Leben des proteſtantiſchen Candidaten gerade den rechten Pauliniſchen Geiſt in ihm entwickle.

Früherhin war die theologiſche Facultät die erſte und die philoſophiſche die unterſte. Im Lectionscatalog, in der ceremoniellen Dignität iſt

es noch so. Aber in der Wissenschaft ist die philosophische Facultät allmälig nicht nur intensiv bedeutender geworden, sondern hat auch extensiv einen Umfang gewonnen, mit welchem sie dem der andern Facultäten ganz gleich zur Seite tritt. Es ist sehr merkwürdig, daß Kant in seinem Streit der Facultäten das Bewußtsein dieser Veränderung zuerst aussprach.

Seine Gebeine ruhen gegenwärtig im Albertinum. Ein offener Gang an der Seite des Domes endigt mit einem Gewölbe, worin der Sarg beigesetzt ist. Er führt den Namen Stoa Kantiana. Bei Regenwetter geht man auf seinen Steinplatten spazieren. Die Kuchenmarketenderinnen der Studenten haben hier ihren Lieblingsplatz. Es ist schön, daß Kant an den Außenwerken der Kirche in einer offenen Halle, in welche die Linden sommerlich ihren süßen Duft hineinstreuen, wie ein König allein ruhet. Er läßt hier die akademische Jugend nicht ohne Erinnerung an sich. Er zwingt sie, ihn nicht zu ignoiren. — Eine Stiftung existirt, nach welcher an seinem Todestage in der Aula des Albertinums sein Gedächtniß durch eine Rede gefeiert wird, die ein Studirender hält. Der Stifter dieser Feierlichkeit, Schreiber, hat einen Preis ausgesetzt, um welchen das eine Jahr in Deutscher, das andere in Lateinischer

Sprache concurrirt wird. Die Aufgabe beſteht im Enkomium Kant's in der Erläuterung irgend eines Satzes aus den Kant'ſchen Schriften. Dieſe Erläuterung iſt im Lauf der Zeit auch nicht ſelten zur Polemik geworden, denn unter Herbart wurde Kant Herbart'ſch, gegenwärtig wird er Hegel'ſch aufgefaßt. Dies iſt ganz natürlich und ganz im Geiſte Kant's. Nichts würde ihm verhaßter ſein, als ſeine Philoſophie gleichſam lebend einbalſamirt zu wiſſen, ihm, der ſelbſt von Standpunct zu Standpunct ſich fortbildete, ihm, dem jedes unkritiſche Wiederkäuen ein Greuel war.

Alter Held, halte auch fürder Wache bei uns, daß die Zukunft Preußens immer mehr dem Ideal geiſtiger und ſittlicher Freiheit entſpreche, deren Verkünder Du warſt, und daß jeder Frühling den Kranz einer neuen würdigen That auf Dein Grab lege!

Druckfehler.

Seite	8	Zeile	9	v.	U.	lies ſtatt Eine: eine.
»	8	»	4	»	U.	lies ſtatt Königsberg: Königsberger.
»	11	»	6	»	O.	ſetze hinter Chodowiecki's ein Komma.
»	13	»	2	»	O.	lies ſtatt Erothik: Erotik.
»	20	»	8	»	O.	lies ſtatt Induſterie: Induſtrie.
»	24	»	5	»	O.	ſetze ſtatt den nur: nur den.
»	28	»	7	»	O.	ſtreiche das Komma hinter auf, aus.
»	41	»	11	»	U.	lies ſtatt ein: Ein.
»	44	»	3	»	U.	lies ſtatt anticen: antiken.
»	52	»	14	»	U.	lies ſtatt Schakſpeare: Shakeſpeare.
»	58	»	5	»	O.	lies ſtatt frapanten: frappanten.
»	58	»	7	»	O.	lies ſtatt: ſpektiſchen: ſkeptiſchen.
»	86	»	9	»	O.	lies ſtatt ſchauderte: ſchauerte.
»	92	»	9	»	O.	lies ſtatt gründlichen: gründlicher.
»	109	»	3	»	U.	lies ſtatt heißt: heizt.
»	172	»	2	»	U.	lies ſtatt ihm: ihn.
»	188	»	2	»	U.	lies ſtatt Prüderei: Prüderie.
»	201	»	9	»	O.	lies ſtatt konnten: könnten.
»	213	»	12	»	O.	lies ſtatt theologiſchen: thelogiſchem.
»	267	»	6	»	U.	ſetze vor zum: eine Verbindung, die.
»	277	»	8	»	O.	lies ſtatt Boza: Beza.
»	278	»	14	»	O.	lies ſt. Meſſionismus: Meſſianismus.